Kursbuch

Rowohlt · Berlin · Juni 1992 · Heft 108 · DM 13 · A20281F

Heroisierungen

Barbara Kerneck, Der letzte Heros
Elsbeth Zylla, Die Helden der Arbeit
György Dalos, Man muß nicht Held sein
Stig Stasig, Moskauer Einsichten
Manfred Seiler, Tapferer innerer Held
Herbert Will, Größenwahn
Karl Markus Michel, Heldendämmerung
Ekkehard Mai, Ikonographie des Helden
Jürgen Busche, Charisma und Politik
Matthias Matussek, Lüpertz, Tizian & Co
Chr. Büttner / M. Wirtz, Heldenwahl
Ulrike Brunotte, Herakles-Chaos-Arbeit
Ulrich Holbein, Denkmalspflege

extra:
Péter Nádas, Armer Sascha Anderson

Kursbuch
Begründet von Hans Magnus Enzensberger
Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Redaktion: Ingrid Karsunke

Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
05
Ausgeschieden am:

108 Heroisierungen Juni 1992

Erich Kästner, Der Handstand auf der Loreley 1
Barbara Kerneck, Der letzte Usgros. Über das Fortleben des Jurij Gagarin 2
Elsbeth Zylla, Requiem für die Helden der Arbeit 11
György Dalos, Man muß nicht Held sein, wenn man nicht will 22
Stig Stasig, Moskauer Einsichten 27
Manfred Seiler, Der tapfere innere Held 35
Herbert Will, Größenwahn. Sich selbst ein Held sein 47
Karl Markus Michel, Heldendämmerung. Die Schicksale der Grandiosität 63
Ekkehard Mai, Verklärung. Zur Ikonographie des Heldenbildes 88
Jürgen Busche, Das gewinnende Lächeln. Charisma und Politik 105
Matthias Matussek, Empfang bei Hofe. Lüpertz, Tizian & Co. 113
Christian Büttner / Michaela Wirtz, Heldenwahl. Welche Vorbilder hat der Nachwuchs? 123
Ulrike Brunotte, Herakles, das Chaos und die Arbeit 135
Ulrich Holbein, Denkmalspflege in Literatopia 151

extra:
Péter Nádas, Armer Sascha Anderson 163

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 10, im Einzelverkauf DM 13. Verlag: Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Einsteinufer 63a, 1000 Berlin 10, Telefon 030-342 00 11. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler.
Anzeigenverwaltung: Runze & Casper Verlagsservice OHG, Schöneberger Ufer 65, 1000 Berlin 30, Telefon 030-250 08 30, Fax: 030-250 08 383.
Copyright © 1992 Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch das der Übersetzung und der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendungen und alle elektronischen Übermittlungen vorbehalten.
Gesamtherstellung Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen
ISBN 3-87134-108-8
ISSN 0023-5652
Beilagen: »Kirschkern«-Buchversand (Teilbeilage), Keip Verlag (Teilbeilage), Kühl Verlag / Kommune, Rowohlt · Berlin Verlag

Erich Kästner
Der Handstand auf der Loreley

(Nach einer wahren Begebenheit)

Die Loreley, bekannt als Fee und Felsen,
ist jener Fleck am Rhein, nicht weit von Bingen,
wo früher Schiffer mit verdrehten Hälsen
von blonden Haaren schwärmend, untergingen.

Wir wandeln uns. Die Schiffer inbegriffen.
Der Rhein ist reguliert und eingedämmt.
Die Zeit vergeht. Man stirbt nicht mehr beim Schiffen,
bloß weil ein blondes Weib sich dauernd kämmt.

Nichtsdestotrotz geschieht auch heutzutage
noch manches, was der Steinzeit ähnlich sieht.
So alt ist keine deutsche Heldensage,
daß sie nicht doch noch Helden nach sich zieht.

Erst neulich machte auf der Loreley
hoch überm Rhein ein Turner einen Handstand!
Von allen Dampfern tönte Angstgeschrei,
als er kopfüber oben auf der Wand stand.

Er stand, als ob er auf dem Barren stünde.
Mit hohlem Kreuz. Und lustbetonten Zügen.
Man frage nicht: Was hatte er für Gründe?
Er war ein Held. Das dürfte wohl genügen.

Er stand, verkehrt, im Abendsonnenscheine.
Da trübte Wehmut seinen Turnerblick.
Er dachte an die Loreley von Heine.
Und stürzte ab. Und brach sich das Genick.

Er starb als Held. Man muß ihn nicht beweinen.
Sein Handstand war vom Schicksal überstrahlt.
Ein Augenblick mit zwei gehobnen Beinen
ist nicht zu teuer mit dem Tod bezahlt!

P. S. Eins wäre allerdings noch nachzutragen:
Der Turner hinterließ uns Frau und Kind.
Hinwiederum, man soll sie nicht beklagen.
Weil im Bezirk der Helden und der Sagen
die Überlebenden nicht wichtig sind.

Barbara Kerneck
Der letzte Heros

Über das Fortleben des Jurij Gagarin

Als der Held vom Himmel fiel, erschraken allerhand Geschöpfe. Der erste Mensch aus dem Weltall landete in der Steppe, unweit des Wolgaufers. »Es war sehr still, Gagarin begann zu singen.«[1] Etwas, das banaler Angst nahekam, hatte der Astronaut erst bei seiner Landung verspürt, sobald die Kapsel brannte. Dann endlich durfte er sich in die frische Luft hinauskatapultieren. Als sie die seltsame Gestalt im orangenen Overall herabschweben sahen, suchten eine alte Frau und ihre Enkelin, die in der Nähe ein Kälbchen weideten, auf den Fersen dieses Tierchens entsetzt das Weite. »Wohin denn so eilig«, schrie Jurij Aleksejewitsch Gagarin: »ich bin doch einer von uns!«[2]

Zum dreißigsten Jahrestag des ersten bemannten Weltraumfluges im April 1991 strotzten – wer hätte dies erwartet? – auch die kritischsten Moskauer Periodika vor wohlwollenden Erinnerungen. Alle feierten den Mann, der aus dem Blauen kam – noch immer »einer von uns«. »Auch für Intellektuelle, Dissidenten und Systemkritiker«, erinnert sich der Sozialpsychologe Leonid Gossman, »waren die Weltraumprogramme der Sowjetunion in den sechziger und siebziger Jahren etwas, dessen Wert außer Zweifel stand und womit man sich positiv identifizierte.«

Heute tragen zahlreiche Straßen und Plätze in Rußland den Namen Jurij Gagarins, ebenso wie ein Krater auf der erdabgewandten Seite des Mondes. Mitten in Moskau steht sein metallklirrendes Denkmal. Obwohl er ihn manieristisch überhöhte und in eine eckige Ritterrüstung steckte, ließ der Skulptor doch dem prallen Po des Astronauten andeutungsweise Gerechtigkeit widerfahren. Soviel vorerst zum Leib. – Die Liebe zu Gagarin gehöre der Vergangenheit an, erklärte uns Gossman, und es gebe keinen ausgesprochenen Gagarin-»Kult«. Allgemein nehme man heute an, daß Weltraumexperimente damals vor allem für militärische Zwecke durchgeführt worden seien und dem heutigen Rußland schlecht anstünden. Dennoch: »Von all den alten Idolen ist Gagarin das einzige unzerstörte.«

Die meisten ehemals hochoffiziellen »Helden der Sowjetunion« rosten im Bewußtsein der Öffentlichkeit heute rapide. Bei den einen hängt dies mit

ihrer Nähe zu vergänglichen Werkstoffen zusammen, bei den anderen mit dem Wandel der Machtverhältnisse. Zur ersten Kategorie führt der Kabarettist Michail Schwanezki in seinem Sketch »Helden finden immer Arbeit« eine ganze Reihe von Fällen an. Etwa folgendes Beispiel: »Da hat man ein neues Schiff gebaut. Kaum war es ein Stück von der Heimatwerft weg, ging der Kessel kaputt. Umkehr kam nicht in Frage. Gerade erst ausgelaufen ... [Punkte im Original] Also haben sich zwei junge Burschen dick Zeug um den Leib gewickelt, haben sich immer wieder mit Wasser übergossen, sind in den Kessel gekrochen, hinein in die unerträgliche Hitze, und haben das Prestige derer gerettet, die diesen Kessel lieferten. Durch Feuer und Wasser gehen unsere Jungs, wenn's nottut. Und not tut es, bitter not.«[3] In einem der Filme Wassilij Schukschins fährt ein jugendlicher Held einen langsam vor sich hin explodierenden Lastwagen noch schnell aus dem Dorf in den Fluß und trägt dabei immerhin beträchtliche Brandwunden davon. Als ihn eine anbetungsvolle Reporterin im Krankenhaus über die Motive seiner Heldentat befragt, antwortet er sinngemäß: »Ich muß wohl nicht alle Tassen im Schrank gehabt haben.« Ein »Stachanow«, der durch seine künstlich gestützte individuelle Superleistung als Vorarbeiter das umfassende technische und organisatorische Chaos des sowjetischen Bergbaus verschleiern sollte, ist angesichts der Grubenarbeiter-Streiks im Donbass und Kusbass als Held schon völlig indiskutabel. Und einer Frau, die den Orden »Mutter-Heldin« trägt, weil sie dank des Mangels an Verhütungsmitteln acht selbstgeborene Kinder großzieht, mag die Nachbarschaft vielleicht noch ein persönliches Heldentum zugestehen: als gesellschaftliches Vorbild hat sie ausgedient. Den hier beschriebenen »Helden dank defekten Materials und schlechter Organisation« kann man Heroismus nicht absprechen. Ebensowenig den meisten Kriegshelden (falls letztere ihren Status nicht, wie viele ehemalige Sowjetführer, durch gefälschte Aussagen erlangten). In beiden Fällen sind dies Leute, die bewußt oder unbewußt komplizierte und lebensgefährliche Experimente mit ungewissem Ausgang auf sich nahmen und dafür – je nach Resultat – lebend oder posthum geehrt wurden. In Friedenszeiten erfüllte der Durchschnittsheld in dieser Gruppe die Rolle des Versuchskaninchens oder des Minenhundes. Und so schließt Schwanezki: »Man liest es und denkt nach. Hier ist was gerissen. Da was gebrochen. Und immer findet sich einer. Der reinkriecht. Es rauszieht. Rettet. Richtet. Gut, wenn er's bemerkt ... Denn manchmal ist die Heldentat des einen das Verbrechen des anderen. Schade nur, daß wir keine Fotos von den wahren Urhebern der Festivitäten haben.«[4]

Doch von manchen gibt es Fotos. Es sind die einst einflußreichen Parteihelden, die heute nicht mehr recht geschätzt werden, weil sie als ideologisch

verbohrt oder in jeder Hinsicht korrupt gelten, oder die einfach den beträchtlichen Ansprüchen nicht mehr gewachsen sind, die das politische Leben in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion heute an die Wendigkeit und Ausdauer der Politiker stellt. Verbittert schauen sie auf ihre Vettern, die es geschafft haben, sich den Machtverhältnissen der neuen nationalen Republiken – vor allem Rußlands – anzupassen, darunter auf nicht wenige ordensklirrende Popanze in Generals- oder Marschallsuniformen. Bei weitem nicht alle Kriegs- und Friedensgewinnler aus der Nomenklatura sind im Kittchen gelandet, wie Korruptions-Rekordler und Breschnjew-Schwiegersohn Jurij Tschurbanow. Der hatte es 1981 sogar geschafft, einen Generalsrang dafür einzustreichen, daß er während eines blutigen Nationalitätenkonfliktes in der nord-ossetischen Stadt Ordschonikidse – im Jet des damaligen russischen Staatsoberhauptes Solomenzew eingeflogen – eine Woche lang betrunken auf diversen Konferenzen Gastspiele gab. Sein Beitrag zur Konfliktlösung beschränkte sich darauf, die örtliche Führung in nicht druckreifen Ausdrücken zu beschimpfen.

Zu den alten Helden, mit denen die neue Zeit gunstvoll abgerechnet hat, gehört dagegen der einst unter Bestechungsverdacht abgehalfterte kasachische Ex-Parteichef Dimasch Kunajew. Er bewohnt noch immer seine luxuriöse, mit Teppichen angefüllte Wohnung im Zentrum von Alma-Ata, empfängt zahlreiche Ratsuchende, wird zu Vorträgen in Parteien und Verbände eingeladen und wurde Mitglied des Ältestenrates der kasachischen Nation. Mit seinem Wohnungsnachbarn, dem heutigen Staatschef Nursultan Nasarbajew, trifft er nicht mehr zusammen. Nun erinnert er sich nicht ohne zwiespältige Gefühle daran, wie er diesen einst »protegierte«.

Ebenfalls automatisch, wenn auch keineswegs leicht, erwarben ihre Titel die zahlreichen »Helden und Veteranen der Arbeit«: durch Medaillen, Freifahrkarten und Sonderzuteilungen im Betriebsbuffet ihr Leben lang über den Umstand hinweggetröstet, daß man ihnen herausragende Leistungen nicht mit herausragenden Gehältern vergalt. Vor allem ältere Russen und Russinnen, die jahraus jahrein ihr einziges gutes Jacket oder Schneiderkostüm zum Maifeiertag oder zum Jahrestag der Oktoberrevolution anzogen, um ein bißchen Fröhlichkeit zu tanken, können es nicht fassen, daß man ihnen auch noch diese Feste genommen hat. Angesichts ihrer heutigen Existenz unterhalb der Armutsgrenze verklärt für sie eine goldene Aureole die Vergangenheit. Und wie könnten sie sich auch eingestehen, daß sie betrogen wurden, ein ganzes Leben lang? Ein anderes werden sie wohl nicht mehr haben. Präsident Jelzin erkannte zwar am 22. Februar 1992 per Ukas die alten UdSSR-Orden und die damit verbundenen Privilegien in Rußland als weiterhin gültig an – neue Mechanismen zur Durchsetzung dieser Rechte traten

damit aber keineswegs an die Stelle der alten, und so ist der Bettler in der Kirchenvorhalle, unter dessen über der Brust aufgeknöpftem Mantel der Stern des Helden der Sowjetunion hervorblinkt, kein Unikat. »Lieben kann man eine Frau, aber Stalin haben wir vertraut«, antwortet der ehemalige Stalingrad-Kämpfer auf die Frage, ob er den Namenspatron dieser Stadt liebe: »Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich, ein Held der Sowjetunion, unter Stalin hätte um Almosen bitten müssen. Aber jetzt ...« Das Leben habe ihn so weit gebracht, antwortet er Passanten, die ihn fragen, ob er sich nicht schäme. Aber wenn jemand eindringlicher nachbohrt, gibt der rüstige Großvater zu, daß er sich schon noch auf andere Weise durchschlagen könnte, zum Beispiel mit Zeitungsverkauf: »Ich bettele aus Protest, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Lage der Alten und Veteranen zu lenken«, erklärt er und formuliert dann sein privates Pamphlet gegen Privatisierung und Marktwirtschaft: »Ich bin dagegen, daß sich jetzt alle möglichen Schweinehunde angesichts des Hungers im Lande auf Gelagen vergnügen, bin dagegen, daß man uns in Reiche und Arme aufteilt, unsere Heiligtümer besudelt und die Schätze unseres Landes auf dem Basar verschleudert. Die Partei wird wiederauferstehen!«

Er und seinesgleichen skandierten auf Demonstrationen im Frühjahr 1992 blutrünstige Parolen gegen die herrschende russische Staatsmacht. Und als ein unentwegtes Häuflein von etwas über hundert ehemaligen Abgeordneten des »Kongresses der Volksdeputierten der UdSSR« sich am 17. März dieses Jahres bei Kerzenlicht in einem Moskauer Vorortkino zu einer geisterhaften Konstituante zusammenfanden, konnten sie sich auf diese Erniedrigten und Beleidigten berufen. Den Nicht-Anwesenden von 1500 Ex-Kollegen entzogen die »Volksdeputierten« kurzerhand das »Mandat« und beschworen die Einheit des entschwundenen Imperiums ebenso wie die des »sowjetischen Volkes«.

Zumindest äußerlich, und obwohl der Völker bereits viele waren, ist »das sowjetische Volk« zu Jurij Gagarins Zeiten eines gewesen. Die Astronautik des Imperiums schuf damals Helden des Konsensus und des Konformismus, bescheidene Leute »wie du und ich«. Ein lieber, freundlicher und bescheidener Junge war Gagarin – das zeigen alle Fotos. Als Testperson für den ersten Weltraumflug brauchte man kein großes Licht. Gagarin – so erinnert sich sein Team-Kollege Golowanow – glänzte bei den Eignungstests und später durch seine »rein gagarinische, nichts übereilende Umständlichkeit«. Brav spulte er während des Fluges in der winzigen Kapsel und während der feierlichen Zeremonien die auswendig gelernten Rapports ab und wiederholte viele große Worte, die man ihm in den Mund gelegt hatte. Zur Anfeuerung des Pioniers im Weltraum diente 1961 eine fast permanente musi-

kalische Untermalung des Dialogs mit den Erdstationen. Gagarin, der während des Fluges sonst fast nur mitteilte, daß er gut höre und sich prächtig fühle, äußerte in dieser Hinsicht einen privaten Wunsch: ein bißchen Musik über »die Liebe«. Man überspielte ihm einen damals aktuellen Pop-Schlager: »Maiglöckchen«.[5]

Bei der Galafeier in Moskau erklang dann der Marsch der »Stalinfalken«: »Wir sind geboren, um das Märchen wahrzumachen, um den Raum und die Weiten zu bezwingen.« Jurij Gagarin war nicht schüchtern, aber als die Menge ihn mit gierigen Augen verschlang, als er seinen Weg vom Flughafen ins Moskauer Stadtzentrum kilometerweit mit Blumen überhäuft fand und die Fans auf dem Roten Platz die Polizeiketten durchbrachen, wurde ihm doch unheimlich zumute. Und auch er selbst, diese Figur, deren Verdienste sich nicht in traditionelle, militärisch hierarchische Vorstellungen fügten, war manchem unheimlich. Die Beförderung Gagarins zum Major, die eigentlich als Gag zum Start geplant gewesen war, erfolgte erst 50 Minuten danach. Hartnäckige Gerüchte erklären dies mit dem Widerwillen des damaligen Verteidigungsministers Marschall Malinowskij. Dafür war Nikita Chruschtschow während des gesamten Fluges und der nachfolgenden Feierlichkeiten wie ein Kind aus dem Häuschen. Er erblickte in dem jungen Mann einen typischen Vertreter der neuen Generation, die den vollendeten Kommunismus erleben werde. Für den Astronauten selbst war sein erster großer Empfang auf dem Moskauer Flughafen, die plötzlich von den Porträts herabgestiegenen und lebendig gewordenen Honoratioren, wie ein Traum. Er verstand nicht, wie seine Frau Walja hierher geraten war, und sorgte sich um die beiden kleinen Töchter: »Wo hat sie die bloß gelassen?«[6]

Die Menschen schwenkten inzwischen Lenin-, Chruschtschow-, vor allem aber Gagarin-Konterfeis auf Stöcken. Der mittelgroße, stämmige Mann mit den weichen Zügen, den runden Schultern und dem markanten Hinterteil, der auf Fotos aus dieser Frühzeit bisweilen wie ein Rhesusäffchen dreinblickte, entsprach schon damals ebensowenig den westlichen Star-Klischees wie seine schmale junge Frau mit Dutt und Brille. Doch beide spielten auch später eine wichtige Rolle im System der öffentlichen Sowjetrituale, die während der Breschnjew-Zeit derart wucherten, daß sie alles vorher Dagewesene übertrafen. Die Elite heimste bei solchen Gelegenheiten relativ billig Demonstrationen der Konformität und des ideologischen Gehorsams ihrer Bürger ein, während die Massen nach einer rein formellen Verbeugung vor den Politikern in den Genuß eines kleinen voyeuristischen Konsumrausches gelangen konnten. Die Zeiten wandeln sich – der Durst nach ein bißchen Glamour ist den Ex-Sowjetbürgern geblieben.

Als Heldentypus steht der sowjetische Astronaut in der Frühphase von

Gagarins Erfolgen etwa zwischen dem »Helden der Arbeit« und dem »Versuchskaninchen«. Es folgte eine Periode der »haltlosen Selbstbegeisterung«[7] in der sowjetischen Raumfahrt, in der die Frage, ob ein Land Helden brauche, mit dem Zweifel an der Berechtigung von Tierversuchen gleichzustellen war. »Ruhm den sowjetischen Wissenschaftlern, Konstrukteuren, Ingenieuren, Technikern und Arbeitern – den Bezwingern des Kosmos!« forderte nach Gagarins Pioniertat die *Prawda*. Etwa zwei Jahre später trat in der Arbeit des ruhmreichen Kollektivs eine Krise ein. Die ersten drei Versuche mit steuerbaren Raumschiffen des Sojus-Typs führten zu Unfällen und Fehllandungen. Danach beschloß die zuständige Staatskommission einen bemannten Versuch. »Ich versuche mir die einmütige Abstimmung dieser Kommission vorzustellen«, schrieb dazu rückblickend der *Ogonjok*-Kommentator Leonard Nikischin 1992, »bei der nicht ein einziges Mitglied, nicht ein einziger Hauptkonstrukteur aufstand und fragte: kann man denn nach diesen Resultaten der unbemannten Versuche auf diesem Raumschiff Menschen losschicken?«[8] Losgeschickt wurde Wladimir Komarow, der bei dem Versuch ums Leben kam. Unter anderem hatten beide Fallschirm-Bremssysteme des Raumschiffes versagt. Komarow reiht sich somit posthum unter die »Helden dank schadhaften Materials« ein. Die TASS-Meldung wurde von den Menschen mit Unglauben aufgenommen: »Bis dahin hatte allgemein die Überzeugung geherrscht, daß einem Astronauten nichts passieren könne . . . Den tragischen Tod Komarows haben ganz und gar die ambitiöse und ignorante Nomenklatura-Spitze und Breschnjew selbst auf dem Gewissen«, schreibt Nikischin, und er bezeichnet pilotgesteuerte Weltraumflüge als »Rudimente der Paradekosmonautik«.[9]

Jurij Gagarin war inzwischen als Sonderbotschafter der UdSSR-Regierung durch Land und Welt gereist – so z. B. im Juli 1961 nach Kuba. Sein Besuch dort trug mit dazu bei, den Weg für jene Militärabkommen zu bahnen, aus denen sich ein Jahr später die berühmte Kuba-Krise entwickelte. In den folgenden Jahren fiel er zunehmend aus der Rolle, leistete sich mehrfach alkoholische Exzesse und verkehrte am liebsten unter Zirkusleuten. Ein berühmter Clown wurde zu einem seiner besten Freunde in seinen letzten Jahren. Der Tod Komarows hatte Gagarin erschüttert, doch er selbst verzichtete deshalb weder auf wissenschaftliche Versuche noch auf Testflüge, für die er gewissenhaft trainierte. Er kam 1968 im Alter von 34 Jahren bei einem ordinären Testflug ums Leben. Der Weltraum-Kollege Alexander Leonow war Mitglied der entsprechenden Experten-Kommission, die die Umstände von Gagarins Tod untersuchte. Auf die Frage, weshalb man den ersten Astronauten nicht – sozusagen zwecks Konservierung für die Menschheit – aus dem Wissenschaftsverkehr gezogen habe, antwortete er:

»Wer ihn näher kannte, dem ist die Antwort klar: er wäre dann vielleicht am Leben geblieben, aber er wäre kein Gagarin mehr gewesen.«[10] Der Kollektivheld Jurij Alexsejewitsch, darauf deuten einige seiner eigenen Aussagen hin, ließ sich bei seinen Erkundungsunternehmen von einer höchst individualistischen Leidenschaft treiben: von unstillbarer Neugierde.[11]

»Es gibt eine quälende Berechtigung für frühe Heldentode«, schrieb zum Jubiläum die Illustrierte *Ogonjok*. »Der erste Kosmonaut als Generaloberst, als ewiger Herumhocker in Präsidien, der sich in den üblichen Händeln ... mit Dreck beschmiert hätte und heute von den Zeitungen mit Beschimpfungen überschüttet würde: was für eine betrübliche Vorstellung! Aber er ging rein und hell von uns und blieb deshalb bei uns ... Wie unermeßlich auch der Abgrund sein mag, der sich zwischen unserer und der damaligen Zeit aufgetan hat – trotzdem war er der erste. Der letzte Volksheld, den man gern wiederbeleben würde, in der Hoffnung darauf, daß Rußland der Welt nicht nur das Klirren von Panzerketten, schreckliche Naturkatastrophen und Massen hungriger Flüchtlinge bescheren wird, sondern auch wieder Wärme und das Lächeln eines Menschengesichtes.«[12]

Dieser Text erschien fünf Monate vor dem August-Putsch, als sich viele mit der demokratischen Bewegung sympathisierende Russen mit einem schmerzlichen Helden-Vakuum konfrontiert sahen. Die komplizierten Umstände, unter denen Jurij Gagarin und sein Co-Pilot, Wladimir Seregin, ums Leben kamen, ließen die Gerüchte blühen: Beide Piloten waren – dem Zeugnis der 1988 veröffentlichten Untersuchungsergebnisse zufolge – nüchtern und kerngesund gewesen, technische Defekte an der Maschine ließen sich absolut nicht nachweisen. »Gagarin lebt, er ist ›ihnen‹ nur unbequem geworden, und deshalb haben ›sie‹ ihn in eine Klapsmühle gesteckt. Bald holen wir ihn da wieder raus«, munkelten die Moskauer Taxifahrer hoffnungsvoll. Kurz darauf erfüllten den Heldenbedarf des russischen Volkes neue Persönlichkeiten, denen der Glanz eines biographisch frühen Märtyrertodes anhaftete: die Putsch-Opfer, deren Gesichter mit ikonostatischer Unschuld von den Trauer-Plakaten blickten. Sie vertreten die tragenden sozialen Klassen der neuen russischen Gesellschaft: der dichtende Afghanistan-Veteran Dmitrij Komar, der Kooperativen-Mitarbeiter Wladimir Ussow und der jüdische Architekt Ilja Kritschewskij.

»Die Junta hätte durch eine aggressive, kriegerische Außenpolitik von unseren inneren Schwierigkeiten abzulenken versucht«, erklärte bei der feierlichen Beerdigung auf dem Wagankowo-Friedhof eine ältere Dame der CNN-Kamera: »Indem diese jungen Leute die Panzer aufhielten, haben sie nicht nur von uns, sondern von allen Ländern der Welt den Krieg abgewandt! Sie sind Märtyrer im höchsten Sinne, weil sie die Welt errettet ha-

ben.« Bescheiden wie der erste Astronaut selbst nehmen sich neben diesem klassisch russischen Anspruch die Ziele aus, die er zu erfüllen hatte: dem Sowjetvolk Spiele zu bescheren und der Wissenschaft Erkenntnisse. Im März 1992 zeigte das russische Fernsehen Dokumentarmaterial, das den Gerüchten um Gagarins Flugzeugabsturz entgegenwirkte: seine Maschine geriet offenbar in einen windhosenartigen Wirbel, erzeugt von einem Flugzeug, das kurz vor ihm den gleichen Luftraum durchquert hatte. Kürzlich fanden Wissenschaftler eine Methode, um diesen unerwünschten Effekt zu verhindern. Jurij Gagarin ruht wohl in Frieden. Schon während der historischen anderthalb Stunden in der Kapsel, die ihn zum Helden machten, zeigte er einmal Anzeichen von Müdigkeit. Da sagte der erste Mensch im All: »Ich höre die Erde nicht mehr. Ich befinde mich jetzt in ihrem Schatten. Bitte schalten Sie doch die Musik aus – wenn Sie können!«[13]

Anmerkungen

1 Aus der Chronik des Insiders und Gagarin-Mitarbeiters Jaroslaw Golowanow zum 12. April 1991: zum 30. Jahrestag des ersten bemannten Weltraumflugs; zitiert nach dem Teilvorabdruck in *Komsomolskaja Prawda*, 12. 4. 1991.
2 ebd.
3 Michail Schwanezki: »Helden finden immer Arbeit«, zitiert nach dem Satiren-Sammelband *Die Sintflut – Literatur im Zeichen von Glasnost*, hrsg. v. A. Kasakewitsch, Frankfurt am Main 1989.
4 ebd.
5 Protokolle des Funkverkehrs während des ersten bemannten Weltraumflugs, aus *Izvestija ZK KpSS* Nr. 5 1991.
6 Golowanow, a. a. O. (Anm. 1).
7 Leonard Nikischin: »Katastrophe auf der Jubiläums-Wache« in der russischen Ausgabe von *Ogonjok* Nr. 9 1992.
8 ebd.
9 ebd.
10 A. Leonow/S. Belozerkowski: »Der letzte Flug« in der Zeitschrift *Nauka i Schisn* Nr. 5 1987.
11 ebd.
12 Nikischin, a. a. O. (Anm. 7).
13 Protokolle, a. a. O. (Anm. 5).

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Thema 3/92:
Politikabstinenz in Europa

Marcel Gauchet
Demokratische Befriedung und Zivilflucht

Bruce A. Ackerman
Die Zukunft der liberalen Revolution

Marcin Król
Marginalisierung der Politik

Gespräch zwischen Jacques Delors/Pierre Hassner/ Jacques Le Goff/Alain Touraine
Was ist eigentlich Europa?

Außerdem:
Gespräch mit Juan Goytisolo
Ein europäischer Spanier in Paris

Themen 4/92:
Einwanderung/ Rechtspopulismus

Manfred Nitsch
Armut, Arbeit und Asyl

Jürgen Büssow
Für eine neue Flüchtlingspolitik

Rüdiger Görner
Das Fremde und das Eigene

Giaco Schiesser
Die Schweizer Auto-Partei

Außerdem:
Klaus Bloemer
Zur Schieflage zweier Nationen

Horst-Eberhard Richter
Erinnerungsarbeit und Zukunftserwartung

Ältere Probehefte kostenlos bei:
Redaktion DIE NEUE GESELLSCHAFT/FRANKFURTER HEFTE
Godesberger Allee 139, 5300 Bonn 2

Elsbeth Zylla
Requiem für die Helden der Arbeit

Der unbekannte Held: Quid sum miser tunc dicturus?

Die meisten Bürger der ehemaligen DDR, die ich gefragt habe, ob sie einen Helden der Arbeit persönlich kennen, kannten tatsächlich einen solchen – direkt oder über drei Ecken, einen Helden der Arbeit oder einen Träger anderer hoher Auszeichnungen. Von Heldinnen war schon weniger die Rede. »Ja«, sagten sie erfreut, »mein Nachbar (Vater / Onkel / Freund meines Bruders / Kollege / Schwippschwager) hat einmal eine hohe Auszeichnung bekommen. Er war NIE in der Partei, oder doch? Na, wahrscheinlich mußte er. Er war Fensterputzer im Glühlampenwerk (Pförtner bei Karl Zeiss Jena / Traktorist der LPG Fortschritt / Baubrigadier in Bitterfeld / Betriebsleiter bei den Leunawerken / Professor an der Humboldt-Universität). Er war immer ein anständiger (ehrlicher / fleißiger) Mann. Dem Sozialismus gegenüber war er gleichgültig (neutral / zurückhaltend / kritisch). Er hat nie (kaum / selten) ein Blatt vor den Mund genommen.«
Auf meine Frage, ob der Held eventuell bereit sein könnte, über seine Auszeichnungen zu sprechen, wurden die Gesichter ernst, und die Begeisterungskurve fiel steil ab. Meine Bitte, den Kontakt herzustellen, wurde fast immer als geradezu anzüglich empfunden. Da sollte doch tatsächlich jemandem zugemutet werden, über seine Vergangenheit zu reden. Wo das alles zum Glück doch längst vorbei ist oder man zumindest bestrebt ist, das alles zu vergessen. Nur wenige von denen, die ich angesprochen hatte, erklärten sich bereit, den Helden überhaupt nach seiner Meinung zu einem solchen Gespräch zu fragen. Und dann erhielt ich nach einigen Tagen Anrufe wie diesen: »Wissen Sie, ich habe meinen Schwager (Freund / Neffen / Cousin zweiten Grades) doch lieber nicht gefragt. Da gibt es so gewisse Dinge zwischen uns ... damals ... das wurde nie ausgesprochen ... ich möchte nicht ... wahrscheinlich denkt er dann ...« Nur selten gelangte ich bis zu einem Telefongespräch mit dem Objekt meiner Neugier. Solche Telefonate waren von technischen und atmosphärischen Störungen geprägt. Nachdem ich einige Wochen mit diesem Gesellschaftsspiel verbracht hatte, waren Helden der Arbeit und ähnliche Leute für mich nur noch ein Gerücht. Ich hielt es für ausgeschlossen, daß es sie jemals wirklich gegeben haben könnte.

»Ich verstehe schon, was Sie möchten, aber ich muß Ihnen sagen: Ich habe eigentlich abgeschlossen ... Für mich ist das vorbei ... Ich habe keinen Groll auf den neuen Staat, im Gegenteil ... Aber ich hatte vorher eine eigene ... ich war immer der Meinung, daß aus unserem Staat was werden soll ... Da sind ja so viele rübergegangen, und ich habe gesagt: Wer soll denn hierbleiben ... Davon bin ich ausgegangen ... Ich habe keinen Groll ... Aber sonst – keine politische Betätigung ... Und mein Leben interessiert doch überhaupt nicht mehr ... Ja, sicher, vielleicht müßte man der Nachwelt sagen, was ich mal gemacht und geschrieben habe ... Für mich ist das Kapitel aber eigentlich abgeschlossen ... Ich lebe gut, und ich habe vorher auch gut gelebt ... Ich will mit niemand mehr, und ich mache auch keine Aussage mehr ... Ich nehme an keinen Veranstaltungen mehr teil, ich lebe ganz zurückgezogen ... In staatlicher Hinsicht ist es für mich aus ... Ja, ich habe den Karl-Marx-Orden und alles mögliche ... Viele von früher sind heute wieder an führender Stelle ... Die achte ich natürlich noch genauso ... Bloß was sie damals geschrieben haben ... die müßten heute ihren Posten verlieren ... Aber ich achte die noch genauso, weil das hervorragende Leute sind ... Aber das zählt alles nicht mehr, und ich will davon auch nichts mehr wissen ... Das will man doch gar nicht wissen, das wird einfach totgemacht ... Ich will da einfach nicht mehr ... Ich bin ja auch nicht ein Mensch, der ... ja, wie soll ich sagen ... ich habe nicht aufgesteckt oder so, aber jetzt habe ich eigentlich abgeschlossen ... Ich bin jetzt 62 und habe noch eine Weile Zeit ... Aber ich will eigentlich auch aus der Stadt, aus der Gegend weg ... Um einen gewissen Abstand zu haben ... Obwohl ich nur ein ganz kleines Licht war ... In unserem Betrieb, da wurde eigentlich offen und ehrlich gesprochen ... Es war nicht so, daß wir unterdrückt waren und nichts sagen konnten ... im Gegenteil ... Natürlich, bei Planaufstellung und so, da waren sie ziemlich dumm ... Einer hat den anderen übers Ohr gehauen, und am Ende haben sie sich doch alle wieder geeinigt ... Aber ich möchte nicht, daß Derartiges noch mal an die Öffentlichkeit gelangt ... Heute sagen manche zu mir: Du alte rote Socke ... Und diejenigen, die nicht in der Partei waren, die durften zum Beispiel nach Westberlin, aber ich durfte nicht ... Ich habe die höchsten Orden, die es überhaupt gibt ... Und ich war natürlich zu jedem größeren Staatsempfang eingeladen ... Da war ich einer unter vielen, ja ... Na gut, dann wurde ich eben mal vorgestellt: Das ist unser Bester hier ... Und mehr war da auch nicht ... Ich hätte ein Extraauto kriegen können ... Na, sowas habe ich überhaupt nicht gemacht ... Aber das ist alles vorbei ... Und ich will eben nicht, daß das öffentlich

wird ... Ich bin für eine verkehrte Sache eingetreten ... Ob diese Sache jetzt die richtige ist, das entscheidet auch erst die Zeit und die Entwicklung ... Nein, Pseudonym will ich auch nicht ... Ich habe ehrlich hier meine ganze Arbeit gemacht, für die Politik oder auch für den Staat ... Und heute bin ich der Verlierer ... Meine Fähigkeiten reichen dazu nicht aus, aber ich könnte eigentlich ein Buch schreiben ... Was man so im Laufe der Zeit mitge..., ja? Und oben im Politbüro haben sie ihren Mist weitergemacht und ihr Geld weiter gemacht, und fertig ist die Laube ... Und nachdem haben sie sich sang- und klanglos verkrochen, wie die Ratten in die Löcher ... Wer weiß, wo sie heute rumhocken ... Heute möchten sie auch nicht erinnert werden ... Wir haben eben Pech gehabt ... Und das Schlimmste ist: die sind nicht ehrlich und sagen nicht, was eigentlich war ... Letzten Endes waren solche wie ich nur Statisten ... Und bei bestimmten Sachen war ich eben nicht mit dabei ... Oder durfte nicht in der ersten Reihe sitzen ... Ich will nicht, daß was veröffentlicht wird ... Dazu bin ich nicht bereit ...«

Held 2: Statuens in parte dextra

Das kleine Wochenendhaus steht inmitten eines Naturschutzgebiets, fast direkt am Schilfgürtel eines idyllischen kleinen Sees. Vor der Hütte sitzt auf einem alten Korbsessel ein winziger, langhaariger Hund und kläfft in den höchsten Tönen, als ich mich nähere.
Ich öffne die Tür, und die Gattin des Helden erhebt sich halb vom Sofa. »Er is noch nich da«, sagt sie ein wenig mißmutig. Sie deutet mit dem Kopf auf den Erdbeerkuchen, der vor ihr auf dem Tisch steht. Es riecht nach Kaffee, der schon geraume Zeit fertig ist und auf der Kaffeemaschine vor sich hinwärmt. Wie schon so oft erscheint der Held nicht pünktlich zur Kaffeetafel am Sonntagnachmittag. »Er ist nur mal eben zu einer Baustelle in der Nachbarschaft. Für ein Stündchen, hat er gesagt. Das war vor drei Stunden.«
Nach einer weiteren Stunde erscheint der Held – strahlend, schwitzend, im Blaumann. Ein freundlicher, drahtiger, fast zierlicher Mann, etwa Mitte fünfzig. Frischer Kaffee wird gekocht. Ich bin ein wenig nervös, weil ich nicht weiß, ob ich die Verspätung persönlich nehmen soll. Vielleicht hat er es sich anders überlegt und möchte doch lieber nicht mit mir sprechen. Aber nach dem ersten Stück Erdbeerkuchen – das Obst ist aus der Tiefkühltruhe und stammt aus dem eigenen Garten – legt er los. Er redet lebendig, ungezwungen und selbstbewußt, ohne den leisesten Anflug von Aufschneiderei.
Ich kenne eine seiner erwachsenen Töchter. Auf meiner Suche nach Helden

der Arbeit hat sie mich an ihn verwiesen. »Unser Vati ist oft ausgezeichnet worden«, hat sie gesagt. Von Beruf sei er Sprengmeister, jetzt im Vorruhestand. Sein Werdegang als Sprengmeister habe 1962 begonnen, davor sei er bei der Armee gewesen. »Von daher konnte er schon mit Sprengstoff umgehen.« Als seine Kinder klein waren, habe er ihnen erlaubt, mit den Orden zu spielen. Er sei mehr auf Baustellen als zu Hause gewesen und habe immer hart gearbeitet. Die Tochter – sie selbst wurde vor wenigen Jahren mit dem Banner der Arbeit ausgezeichnet – sagt über den Helden: »Er hat immer jerne jearbeitet. Det liecht bei uns inne Familie.«

Der Held redet fast reines Hochdeutsch, mit einem leichten sächsischen Einschlag. Ausführlich erläutert er zunächst die Struktur seines ehemaligen Betriebes, des »VEB Verkehrsbau Berlin«, jetzt GmbH. Er war Bauleiter dort, hatte also mehrere Brigaden unter sich. Über seine Arbeit spricht er mit Stolz und sehr detailliert. »Wir hatten wirklich gute Spezialisten. Wir verstecken uns auch heute nicht vor den bundesdeutschen Sprengmeistern. Die haben viel mehr mit Technik gemacht – mit Hydraulikhämmern, mit großen Kränen. Wir mußten das mit primitiveren Mitteln machen.« Gesprengt wurden marode Chemieanlagen in Bitterfeld, gesprengt wurden auch geborstene, noch heiße Siemens-Martin-Öfen. Riesige Industrieschornsteine aus Stahlbeton mußten Stück für Stück abgetragen werden – eine dreckige, gefährliche Arbeit, die hin und wieder Menschenleben forderte. »Ick hatte eijentlich imma Angst, wenn er weg war«, sagt die Gattin. Auch Tiefbausprengungen gab es häufig, der Betrieb gehörte zum Kombinat Straßenbau. Der Held erinnert sich an eine Panne. »Das war an der Autobahn draußen, bei Michendorf. Die Autobahn wurde verbreitert, und die Notrufsäulen wurden umgesetzt. Wir haben ein Schutzrohr eingezogen für die Kabel, und beim Ausheben der Baugrube haben die dann irgend so ein anderes Kabel erwischt mit dem Bagger. Wir wollten gerade den Spaten ansetzen, um nachzusehen, was passiert war, da klopft mir einer von hinten auf die Schulter: Staatsanwaltschaft Potsdam. Wir suchen den verantwortlichen Bauleiter.« Der Bagger hatte ein Kabel erwischt, an dem ein Radargerät der Luftverteidigung hing. Der Held als zuständiger Bauleiter wurde zwölf Stunden lang in die Mangel genommen.

Und dann gab es die Sprengungen in den Städten. Der Betrieb hatte das Sprengmonopol in der DDR. »Wenn wir ein Objekt zum Abriß kriegten, ein Haus oder so, dann ist eine Brigade mit vier, fünf Mann hingefahren, haben den Kompressor mitgenommen, die Preßlufthämmer, haben die Sprenglöcher zum größten Teil mit der Hand gebohrt. Der Sprengmeister hat die Bohranweisung gegeben, da wird vorher ein Sprengprojekt gemacht. Das mußte bestätigt werden vom Arbeitsschutz. Dann wurde der Spreng-

stoff eingebracht, und dann wurde das Haus gesprengt.« Ganze Straßenzüge in Rostock und anderswo wurden auf diese Weise umgelegt, und der Held geniert sich ein wenig. Vor allem um die Kulturdenkmäler tut es ihm leid: »Wir haben auch viele Schweinereien gemacht.« Das Stadtschloß in Potsdam, die Garnisonskirche, die Bismarckwarte in Brandenburg. »Meine Jüte, det hättest du auch nich verhindern können«, sagt giftig die Gattin.
Die Anzahl und Qualität der Auszeichnungen, die in einem Betrieb vergeben werden sollten, wurde von oben bestimmt – im Falle der »Verkehrsbau Berlin« von der Kombinatsleitung. Vergeben wurden die Orden und Ehrenzeichen zum Ersten Mai, zum Tag der Republik oder zum Tag des Bauarbeiters. Der Bauleiter, der Parteisekretär und einige gewerkschaftliche Vertrauensleute setzten sich zusammen und beratschlagten anhand der Belegschaftslisten und Brigadebücher. Es sollte beispielsweise einen Helden der Arbeit geben, sieben Verdiente Aktivisten, zehn Aktivisten, und ein Werktätiger sollte mit dem Vaterländischen Verdienstorden ausgezeichnet werden. Dabei kamen keineswegs nur SED-Mitglieder für Ehrungen in Frage; Mitglieder der Blockparteien, gelegentlich auch Parteilose konnten zu Aktivisten oder Helden der Arbeit gekürt werden. »Das waren nicht immer Leute, die mit Hurra und der Fahne voran am meisten geschindert haben. Da spielten schon mehrere Faktoren eine Rolle.« Leute, die Bummelschichten gefahren hatten oder betrunken zur Arbeit erschienen waren, schieden sofort aus. Und von den anderen, »von den Guten im Betrieb war dann alle fünf, sechs Jahre mal einer Aktivist. Aber dieses Abzeichen, das man ihm dann angehangen hat, das hat ihn weniger interessiert. Ihn hat eher das Kuvert interessiert, was mit dazu kam.« Die Höhe der Aktivistenprämie wurde auf Betriebsebene geregelt und lag zwischen 100 und 500 Mark. Das ehrenvolle »Banner der Arbeit« wurde gewöhnlich an Kollektive vergeben, und die Höhe der Prämie war von der Anzahl der beteiligten Kollegen abhängig. Materiell weitaus interessanter war der mit 10 000 Mark dotierte Orden »Held der Arbeit«, sodann der »Karl-Marx-Orden« (20 000 Mark) und der »Vaterländische Verdienstorden« (bis 25 000 Mark). Hinzu kamen außer der Reihe Prämien und Ehrungen für besondere Arbeitsleistungen. Auch die betriebsinterne Verteilung der Orden und Ehrenzeichen war weitgehend vorgeschrieben. »Wenn es zum Beispiel fünf Aktivisten geben sollte, dann durfte nur ein Leiter dabei sein. Die anderen Auszeichnungen mußten an die Kleinen vergeben werden.« Eine weitere Vorschrift lautete, daß Teilzeitbeschäftigte nicht ausgezeichnet werden durften. So wurde beispielsweise die Gattin des Helden niemals Aktivistin, weil sie wegen ihrer vier Kinder nur 30 Wochenstunden arbeitete. Zu ihren Aufgaben in der Verwaltung gehörte es, am Jahresbeginn die notwendige Anzahl von Orden und

Ehrenzeichen zu bestellen. »Davon mußten imma jenuch da sein. Die lagen dann im Tresor.«
Der Held ist oftmals, ist immer wieder ausgezeichnet worden. Den Orden »Held der Arbeit« jedoch, gesteht er mit flüchtigem Lächeln, hat er nie erhalten. Seine Tochter hat eine Legende geschaffen. Seine höchste Auszeichnung war das »Banner der Arbeit«. Gern und nicht ohne Ironie erinnert er sich an die betrieblichen Festivitäten, die mit den Auszeichnungen verbunden waren. »Das war meist an einem Donnerstag. 14 Uhr sind wir angereist, dann gab's meist warmes Essen. Und Bierchen, Schnäpschen, sowas. Dann wurde eine Festrede gehalten, der Sozialismus gepriesen und erzählt, was wir alles so erreicht haben im letzten halben Jahr. Dann kamen der Reihe nach die Auszeichnungen, Händeschütteln vom jeweiligen Vorgesetzten und vom Parteisekretär. Und dann Kulturprogramm – Kabarett, Artisten, irgendwas. Aber manchmal kamen welche ... Erich-Weinert-Ensemble, das ging ja noch, aber so einige andere ... das ließen sich die Arbeiter nicht gefallen. Einmal kam es beinahe zu einer Palastrevolution wegen ein paar Ariensängern vom Landestheater Dessau. Meistens ging das so bis abends zwanzig Uhr, am nächsten Tag mußte ja wieder gearbeitet werden.«
Höhere Ehrungen, zum Beispiel das »Banner der Arbeit«, wurden in der jeweiligen Bezirkshauptstadt, in seinem Fall in Berlin vergeben. »Im Roten Rathaus war der Empfang. Da war die Bekleidung vorgeschrieben. Schwarzer Anzug, Krawatte, weißes Hemd.«
Ich gestatte mir die Frage, ob der Held Parteimitglied war. »Ich wäre nicht Bauleiter geworden, wenn ich nicht in der Partei gewesen wäre«, sagt er. Ungefragt fügt er hinzu: »Ich war nie bei der Staatssicherheit, aber die Staatssicherheit war sehr oft bei mir und hat mich nach irgendwelchen Kollegen ausgefragt. Ich war als Leiter dazu verpflichtet, Auskunft zu geben. Der Kollege hätte gar keinen Sprengschein gekriegt, wenn ich dem nicht eine gute Beurteilung gegeben hätte.« Hier hält die Gattin eine Intervention für dringend erforderlich: »Er hat niemals wat Böset jetan. Wir waren nur janz normale Leute. Janz jewöhnliche Mitläufer.«

Held 3: Culpa rubet vultus meus

Nun sitzt er endlich vor mir, an einem eckigen Couchtisch, den seine Frau mit Sammeltassen zum Kaffee gedeckt hat. In angestrengter Ruhe greift er mit seiner breiten, zerarbeiteten Hand nach einem Schokoladenkeks. Ich erzähle ein wenig von mir, er winkt höflich ab, als sei das nicht nötig. Er beginnt zu sprechen, bedächtig zunächst, vorbereitet und reserviert. Ein Bandgerät habe ich gar nicht erst mitgebracht. Er fürchtet sich vor »Repor-

tern, die alles vermarkten«. Nach zehn Minuten ist er bei seinem originären, recht schnellen Sprechtempo angelangt. Die Sätze sind klar und knapp, die Sprache ist seine eigene. Zerrissen wird der Redefluß von Begriffen wie »Staat«, »Politik«, »Partei«, »Neuerer«. Solche Wörter läßt er völlig aus oder verschluckt sie, ersetzt sie durch Floskeln: »Sie wissen schon«, »... und so weiter«. Alles, was ihm in der Vergangenheit als kritikwürdig erscheint, bezeichnet er als »geistlos«. Er redet fast zwei Stunden lang und sieht mir dabei unentwegt in die Augen.

Es war mühsam, ihn zu diesem Gespräch zu bewegen. Bereit war er dann nur unter der Bedingung, daß er anonym bleibt und mir allgemein erzählt, »wie das alles so war«. Und weit war der Weg zu ihm. Vom Hauptbahnhof der norddeutschen Großstadt bin ich mit der Straßenbahn in einen jener Vororte gefahren, die im Volksmund als »Arbeiterregale« bezeichnet werden. Im fünften Stock des Hochhauses Nummer zwölf klingele ich an der Wohnungstür. Die Frau des Helden, weich und müde, bittet mich freundlich herein.

Der Held der Arbeit ist, sagen wir, Bauarbeiter und im Vorruhestand. Er hätte nicht gehen müssen, behauptet er. Aber das Verantwortungsbewußtsein gegenüber den jüngeren Kollegen sei ausschlaggebend gewesen. Die Hälfte der Belegschaft sei entlassen worden. So habe er alle Angebote ausgeschlagen und genieße seine Freizeit, ja, er sei sogar glücklich. Für ihn sei das jetzt nichts mehr, diese neue Zeit.

Er öffnet einen Schrank und holt seine Orden hervor. Den unzähligen Aktivistennadeln aus fast vier Jahrzehnten schenkt er kaum Beachtung. »Die habe ich jedes Jahr gekriegt«, sagt er. »Auch Banner der Arbeit war ich andauernd.« Auf die ganz hohen Auszeichnungen kommt es ihm an: Held der Arbeit, Karl-Marx-Orden. Kindisch bewundere ich die vergoldeten Abzeichen, und er freut sich darüber. Die Verleihung des Karl-Marx-Ordens war mit einer Auflage verbunden: Nach dem Ableben des Ausgezeichneten sollte das Kleinod an den Staat zurückgegeben werden. Wem dann wohl jetzt der Karl-Marx-Orden von Nicolae Ceauşescu gehört ... liegt mir sofort auf der Zunge. »Nun werde ich den Orden wohl behalten dürfen«, sagt der Held nüchtern. Nach der Hierarchie der Ehrungen hätte er als nächstes die höchstdotierte Auszeichnung, den Vaterländischen Verdienstorden, erhalten. Ein leises Bedauern über dieses Versäumnis ist unschwer herauszuhören. »Da ist mir die Wende dazwischengekommen.«

Als nächstes kramt er Berge von Papier hervor. Fotos – Händedruck mit Honecker, mit dem grinsenden Egon Krenz, wieder mit dem Staatsratsvorsitzenden. Besuch in der Hauptstadt, Händedruck mit Schabowski. »Die hatten einen im nächsten Moment schon wieder vergessen«, sagt er. »Wahn-

sinnig arrogant waren die.« Er zeigt mir die Einladungskarten für Staatsempfänge: Tag der Republik, Empfänge zur Ordensverleihung, 750-Jahrfeier in der Hauptstadt, lokal bedeutsame Ereignisse. Dann ein auffallend großes Billett: 40. Jahrestag der DDR. »Das war das letzte Mal«, sagt die Frau, »und ich hatte meinen langen schwarzen Rock an.« Sie schwärmt ein wenig von den Empfängen. Besonders schön und stimmungsvoll sei der Auftakt zur 750-Jahrfeier in Berlin gewesen: Palast der Republik, Tanz und üppige Buffets auf allen Etagen. Zu solchen Veranstaltungen sei sie gerne gegangen. Wenig schätzenswert seien jedoch die Empfänge zum Tag der Republik gewesen. Auch der Held äußert sich abfällig: »Da hat man noch nicht mal 'ne Brause gekriegt. Reden, nichts als Reden. Und dann dieses Kulturprogramm, dieser Agit... – nee.«

An den Sozialismus hat er lange geglaubt. 1953, als junger Mann, hat er am Aufstand vom 17. Juni teilgenommen – auf der Seite derer, die den Aufstand niedergekämpft haben. Bis weit hinein in PDS-Zeiten war er Mitglied der Partei. Ausgetreten ist er erst, als er in der PDS keinen wirklichen Veränderungswillen erkennen konnte. Zu Reibereien mit den Genossen kam es in der Vergangenheit des öfteren. So weigerte er sich, bei offiziellen Anlässen die vorgefertigten Reden zu halten, die ihm übergeben wurden. Er sprach frei und zog damit manchen Ärger auf sich. Mehrere Episoden über den Niedergang des Sozialismus erzählt er, ohne Emphase. Den Zusammenbruch sah er schon seit Jahren herannahen, ohne gleichzeitig die Kraft und die Möglichkeit zu haben, etwas dagegen zu tun. »Ich habe eben auf der falschen Seite gestanden.« Vorzuwerfen hat er sich nichts. Ungefragt betont er mehrfach, daß er sich auch von niemandem betrogen oder verraten fühlt. Sein Lebensinhalt war der Betrieb, war seine Arbeit, der Einsatz für die Kollegen. Gegen schlechte Arbeitsbedingungen hat er anzugehen versucht. Aber oft war er sich der gesundheitlichen Gefahren nicht bewußt, in denen er selbst und seine Kollegen sich befanden. »Einmal haben wir in einer Werkhalle gearbeitet, in der es so komische Dämpfe gab«, erzählt er. »Ein Spatz hatte sich dorthin verirrt, und nach einer halben Stunde fiel er tot auf den Boden.« Dem Kollegen, der sich damals ein Kilo Quecksilber mit nach Hause genommen hatte, um daraus eine Fernsehantenne zu basteln, seien schon nach drei Tagen Haare und Zähne ausgefallen. »Der ist schon längst tot, und einige andere auch.«

Ausdrücklich selbstkritisch betrachtet der Held den letzten Abschnitt seiner Biographie im Sozialismus. Wenige Jahre vor der Wende wurde er Parteisekretär im Betrieb. Es war der Versuch, sich nicht in die Karten gucken zu lassen: »Wir haben nie einen Fremden in den Betrieb gelassen.« Man hat auf ihn eingeredet, er hat nachgegeben. Heute schämt er sich dafür.

Privilegien? Wenn man die Einfamilienhäuser in Wandlitz für eine materielle Bevorzugung hält, dann ist auch dieser Held der Arbeit privilegiert. Das Ehepaar besitzt ein Auto. Der japanische Fernseher wurde seinerzeit mit Westgeld gekauft, einem Geschenk von Verwandten. Es gibt einen 400 Quadratmeter großen Garten mit einer Datsche vor den Toren der Stadt. Und es gibt die Neubauwohnung in dieser ehemals begehrten Wohngegend. »Wir haben hier eine Dreiraumwohnung«, sagt die Ehefrau entschuldigend. »Aber damals, als wir eingezogen sind, hat unser Junge noch bei uns gewohnt.« Gesellschaftlicher Einfluß? »Und wenn ich noch so sehr gesagt habe, das geht nicht mehr – das wurde von den Genossen oben einfach beiseitegekehrt.« Er zeigt mir Dokumente aus den achtziger Jahren, in denen er »den Genossen oben« die Stimmung, die Unzufriedenheit im Betrieb schildert. Der Schreiber macht kein Hehl daraus, daß er die Unzufriedenheit voll und ganz versteht, daß er sich auch nicht wundert, wenn die Leute in den Westen gehen. Diese Berichte zeigen den Niedergang des Systems wie kaum etwas anderes: Noch Anfang der achtziger Jahre wäre der Verfasser eines solchen Dokuments auf unabsehbare Zeit hinter Gefängnismauern verschwunden. »Aber die waren alle schon dermaßen korrupt und kaputt, die haben auf sowas gar nicht mehr reagiert.«

Oftmals, »bestimmt einmal im Monat«, fand sich ein Artikel über ihn in der Zeitung des Betriebs, des Bezirks, im *Neuen Deutschland*. Interviews, kurze Berichte, unscharfe Zeitungsfotos: der Held inmitten der Brigade, ohne die Brigade. Fast immer mit Schutzhelm. Er blättert in dieser Vielzahl von Artikeln, zeigt mit fliegenden Fingern immer wieder auf seinen Namen, auf die Namen von Kollegen, auf sein Konterfei. »Sehen Sie, das war, als ...«, »unser Auftrag in Magdeburg ...«, »der Empfang beim Zweiten ...«, »und da sind wir in der Kunstausstellung.« Er erklärt jeden Artikel, jedes Bild, blättert immer schneller. Plötzlich erschrickt er über seinen Eifer, mit einem Knall schlägt er die Aktenmappe zu. »So war das also, junge Frau. Und nun – vorbei. Für mich ist die Welt vorbei.« Er lehnt sich zurück und würde das Gespräch am liebsten sofort beenden. Ich nehme eines der großen Schwarzweißfotos in die Hand, das ihn mit Erich Honecker zeigt. Er füllt seinen Schutzhelm gut aus, man nimmt ihm den proletarischen Helden ab. Ohne dieses Requisit bleibt nichts Heroisches. Ein älterer Mann, nicht mehr ganz gesund, der mit durchgedrücktem Rückgrat und etwas angespannt vor mir auf dem geblümten Sofa sitzt. Ein grauhaariger Mann mit ehrlichem Gesicht und traurigen Augen.

Der gewöhnliche Held: De morte transire ad vitam

Als ich den traurigen Helden wieder verlassen habe, sehe ich mich noch ein wenig um in diesem Wohngebiet, dessen zerbröckelnde, in den Himmel ragende Plattenbauten ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit sind. Das ehemals begehrte Viertel ist zum Slum geworden. Zertretene, fast baumlose Flächen, ab und zu ein verdreckter Sandkasten oder die Ruine eines Klettergerüsts. Kinder mit toten Augen spielen zwischen Glasscherben und Bergen von Hausmüll. Kinder wie diese sind es, die wenige Tage später im Berliner Vorort Marzahn einen neunjährigen Spielgefährten mit Benzin übergießen und anzünden werden.
In der Nähe hat sich irgendein Karstadt oder Woolworth angesiedelt. Davor stehen frierende Vietnamesen und bieten Schmuggelzigaretten zum Kauf an. Überall graue, bittere Gesichter, unzählige Verkaufsstände mit grellem Ramsch aus Japan und Hongkong, Imbißbuden mit Currywurst und Döner Kebab. Bevor dieses Viertel entstehen konnte, mußte eine Sprengbrigade anrücken, um Vorhandenes zu beseitigen – einige Bauernhäuser, eine alte Dorfkirche. Vielleicht ist der Sprengmeister, mit dem ich gesprochen habe, dabeigewesen. Und Held 3, Träger des Karl-Marx-Ordens, hat Wohnhäuser wie diese mit aufgebaut. Überall im Land nur zwei Grundformen der Architektur: Sprengung und Plattenneubau als besondere Errungenschaften einer neuen Zeit.
Der Sprengmeister und der Bauarbeiter haben ein sinnvolles Leben geführt. Zumindest haben sie das bis vor kurzer Zeit geglaubt. Sie haben hart gearbeitet, ohne Rücksicht auf das eigene Befinden. Der Lohn für ihre Mühen bestand in einer mäßigen Bezahlung und dem Privileg, mit ihrer Hände Arbeit und mühsam organisiertem Material auf Brachland einen Garten anlegen und eine Hütte errichten zu dürfen. Sonntags konnten sie dort auch mal ausruhen und sich der selbst gezogenen Erdbeeren erfreuen. Für einen riesigen Geldbetrag durften sie ein mickriges kleines Auto erwerben. Alle paar Jahre war es ihnen vergönnt, vierzehn Tage lang für wenig Geld an einem überfüllten Ostseestrand, in einem asbestverseuchten betriebseigenen Bungalow oder Ferienheim Urlaub zu machen – Kantinenfraß inklusive. Von diesen Familienfreizeiten schwärmen sie heute noch, »es war ja nicht alles Mist bei uns«. Einmal im Leben durften sie sogar nach Bulgarien reisen. Die Banalität des heroischen Arbeitslebens und der heldischen Vergnügungen unterschied sich in nichts vom Leben anderer Werktätiger in der DDR. Zu all den Vorzügen, die sie genossen haben, kommt – wenn man von den eher belanglosen materiellen Vergünstigungen absieht – nur *ein* spezifisch heldischer: sie sind immer wieder mit Ehrenzeichen und Orden behängt

worden. Für die bloße Tatsache, daß sie gut – und angepaßt – gearbeitet haben, wurden sie ausgezeichnet. Und sie haben sich auch geehrt gefühlt.

Die Helden der Arbeit sind integraler und unverzichtbarer Bestandteil der großen Menschheitstragödie des 20. Jahrhunderts. Komisch an ihnen ist die Folklore einer bankrotten Ideologie, die um sie und ihre Arbeitsleistung herum entfaltet wurde. Komisch und tragisch ist die Illusion ihres Einvernehmens mit den Mächtigen: Seite an Seite mit Honecker und Hager, mit Mielke und Mittag. Ihre herausragende Arbeitsleistung wurde erbracht im Rahmen einer auf falschen Prämissen beruhenden Ökonomie und einer korrupten Moral der Machthaber. Jeder einzelne dieser Helden hat deshalb gerade durch seinen Fleiß in der historischen Konsequenz zur allgemeinen Demontage aller gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bereiche beigetragen. Im Ergebnis haben sie eine ökonomische Infrastruktur geschaffen, deren Niveau nach vierzig Jahren weitaus schlechter ist als in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Gemeinsam mit allen anderen Malochern und ehrlichen Leuten machten die Helden die Städte unbewohnbar. Alle gemeinsam vergifteten die Flüsse, begradigten die Landschaften und ließen fast das ganze Land zu einem ökologischen Notstandsgebiet werden. Sie ruinierten die eigene Gesundheit und ließen es zu, daß ihre Kinder und Enkel zu seelischen Krüppeln wurden.

Wäre der Sozialismus nicht an sein Ende gekommen, dann hätten die Helden bis heute keinen Grund, an der Sinnhaftigkeit ihres persönlichen Einsatzes zu zweifeln. Der Sinn des Lebens lag in der Arbeit. Da sie für ihre Arbeit besonders geehrt wurden, ständig darin bestärkt wurden, sich auf dem richtigen Wege zu fühlen, sind sie noch ein wenig betrogener als alle anderen. Doch ihre eigenen moralischen Grundsätze sind im Kern dieselben geblieben. Gemeinsam mit allen anderen versuchen sie nun, sich auf die neuen gesellschaftlichen Bedingungen einzustellen, so gut es eben geht. Gemeinsam mit allen anderen treffen sie Vorkehrungen für den nächsten großen Betrug, den die Weltgeschichte für sie vorgesehen hat. Nur wird sie und ihre Nachkommen bei dem künftigen Spiel um die Macht niemand mehr zu Helden küren.

György Dalos
Man muß nicht Held sein, wenn man nicht will

In den grauen siebziger Jahren klingelte ein alter Bekannter bei dem ungarischen Dissidenten M. H. an und beschwerte sich: Ein Verlagsleiter habe ihn als Lektor abgelehnt, weil er angeblich mit dem suspekten M. H. befreundet sei. Nun bat er um eine Zusicherung des Dissidenten, daß eine solche Freundschaft nie existiert habe, um auf diese Weise der üblen und karrierehemmenden Nachrede entgegenwirken zu können. Damals habe ich M. H. den Vorschlag gemacht, aus seiner Qualität als Unperson Kapital zu schlagen: Er solle doch an Interessierte für gutes Geld eine vom Notar beglaubigte Erklärung abgeben. In Notfällen könnten die Betreffenden diese vorzeigen und somit beweisen, daß sie mit M. H. weder befreundet noch politisch einverstanden, weder verwandt noch verschwägert seien.
Diese Geschichte hat ein aktuelles Pendant. Nach der Geburt der jungen Demokratie, im Laufe der fortwährenden Vergangenheitsbewältigung, klagte eine in den letzten Jahrzehnten stets erfolgreiche ungarische Bühnenautorin über ihre angeblichen Schwierigkeiten mit der kommunistischen Diktatur. Als konkretes Indiz erwähnte sie einen Verriß ihres Stückes in der Parteizeitung *Népszabadság*. Der damalige offizielle Kritiker des Blattes gehört inzwischen zu den am meisten geächteten Gestalten der ungarischen Kulturszene. Hätte ich die Großzügigkeit, ihm in seiner bedrängten Situation helfen zu wollen, so wäre mein Ratschlag: soll er doch gegen Bezahlung eine Liste all derer aufstellen, die er seinerzeit aus politischen Gründen nicht leiden konnte.
Diese verwandten Geschichten enthalten vielleicht einen mentalitätsgeschichtlichen Aspekt. Die Neigung von vielen in unserer Gesellschaft, sich über die Meinung eines Bösen selbst als Gute zu definieren, aus den Sünden von anderen ihre eigene Unschuld abzuleiten, gehört seit langem zum Bestand der politischen und moralischen Kultur in Ungarn.

Das Jahr 1989 wird im Westen häufig als eine osteuropäische Neuauflage der Großen Französischen Revolution von 1789 gefeiert. Dies mag stimmen, allerdings mit einigen Korrekturen. Unsere Revolutionen fanden ohne vor-

herige Aufklärung und ohne einen kapitalstarken Dritten Stand statt. Ihre Citoyens entstammten intellektuellen Randgruppen sowie abtrünnigen Fraktionen der früheren Machtelite. Nirgends wurde eine Bastille gestürmt, bestenfalls wurde das Gebäude des Staatlichen Fernsehens für ein paar Tage besetzt. Glücklicherweise kam man auch nicht dazu, die grausame Erfindung des Dr. Guillotin zur Anwendung zu bringen.
Ohne deshalb die Bedeutung unseres demokratischen Umschwungs schmälern zu wollen, muß festgestellt werden, daß er nur wenige Helden auf die Straße gebracht hat. Einzelne Widerständler in Rumänien, wie Doina Cornea oder der ungarische Pfarrer László Tőkés, gehören zu den respektablen Ausnahmen. Es ist durchaus verständlich, daß die »Aktivisten der ersten Stunde« heute meist an den Rand des politischen Geschehens gedrängt worden sind. Wer könnte sich schon eine Jeanne d'Arc als Pressesprecherin des Gesundheitsministers oder einen Ulrich von Hutten als Vorsitzenden der Treuhand vorstellen? Auf den osteuropäischen Bühnen werden neue Rollen einstudiert, ganz andere Akteure gesucht.

Eine in diesem Fall maßgebliche Quelle, der ehemalige ungarische Geheimdienstgeneral József Horváth, behauptete Ende 1991 in einem Zeitungsinterview: »Nach unseren Erkenntnissen bestand die Opposition aus ungefähr 150-200 Personen, umgeben von einem Kreis von etwa 4000-5000 Sympathisanten.« Betrachten wir diese Angaben, ergänzt um etwaige nicht mitgezählte einsame Kämpfer für die Gerechtigkeit, als eine zahlenmäßige Umschreibung des Heroismus der ungarischen Gesellschaft in der späten Kádár-Ära, dann können wir uns kaum darüber wundern, daß die Erinnerungen an die schönen alten Dissidentenzeiten in der Öffentlichkeit häufig nur Irritation, wenn nicht Wut auslösen. Hinzu kommt, daß das von seinem ursprünglichen Terror müde gewordene System aus Imagegründen die Menschenrechtler, gemessen an den Nachbarländern, mit Samthandschuhen anfaßte. Seit Mitte der siebziger Jahre gab es in Ungarn weder politische Prozesse noch gewaltsame Ausbürgerungen, sondern höchstens Berufs- und Ausreiseverbote. Hausdurchsuchungen, Geldstrafen wegen ungenehmigter Verbreitung von Literatur sowie gelegentliche Schikanen und Bespitzelung von Andersdenkenden. Die diesbezüglichen Instruktionen der Partei zielten darauf ab, aus den Systemkritikern ausdrücklich keine Helden und Märtyrer machen zu lassen.
Trotzdem waren es die Dissidenten, die nach dem Grundsatz »Unter Blinden ist der Einäugige König« gewisse unbequeme Wahrheiten offen und ohne Selbstzensur aussprachen, ihre Finger auf manchen wunden Punkt der Gesellschaft legten und dadurch die zunehmend illusorisch gewordene öf-

fentliche Ruhe störten. Andererseits entstammten die demokratischen Oppositionellen aus, sozusagen, Generationsgründen mehrheitlich marxistischen Strömungen der sechziger Jahre. Dieser Umstand hat für manche von ihnen einen Bumerangeffekt.

Bei einer ziemlich unappetitlichen öffentlichen Diskussion über das ewig aktuelle Thema »Vergangenheit« argumentierte Iván Petö, Abgeordneter der Oppositionspartei der Freien Demokraten, unter anderem mit der (wahren) Behauptung, der Wortführer der ungarischen Dissidenten, der Philosoph János Kis, sei seinerzeit wegen seiner Überzeugungen mit fünfzehn Jahren Berufsverbot belegt worden, während der jetzige Regierungschef József Antall als Museumsdirektor tätig sein konnte. Darauf antwortete sein Gegenpart, Imre Kónya aus der Regierungspartei Demokratisches Forum, dies sei zwar richtig, aber Kis sei doch Marxist gewesen, während Antall in all den Jahren der kommunistischen Diktatur an seinen nationalliberalen Ansichten festgehalten habe. Das Publikum spendete tosenden Beifall.
Das ist eine für Ungarn recht typische Konstellation: Die moralische Überlegenheit derer, die zumindest anfangs mit marxistischen Argumenten gegen das Regime protestierten, wird von Menschen in Frage gestellt, die ihr unmarxistisches, antikommunistisches, nach heutiger Sicht also einzig richtiges Gedankengut auf ruhigen staatlichen Arbeitsstellen zu verschweigen wußten. In manchen Zeitungsartikeln wird die durchschnittliche Haltung der damaligen intellektuellen Mitläufer sogar zu einer Art Tugend hochstilisiert. Der Ungar, heißt es, sei von Natur aus besonnen, lasse sich nicht auf Kämpfe mit Windmühlenflügeln ein und bewahre die nationalen Werte – wenn es sein muß, jahrzehntelang – kompromißlos in seinem Kopfe auf. Und wenn er sich noch zusätzlich im privaten Kreis oder in einem Klub irgendwann in den frühen achtziger Jahren erlaubt hat, zum Beispiel bissige Bemerkungen über das Wasserkraftwerk Gabcikovo-Nagymaros zu machen, dann ist er tatsächlich das gewesen, was er seinen politischen Rivalen gegenüber gerne sein möchte: ein Held.
Die ehemaligen Dissidenten hingegen waren durch die relativ liberale Behandlung seitens der Kádár-Führung bereits damals ins Zwielicht geraten. Die Tatsache, daß sie in mehreren Fällen westliche Stipendien erhalten hatten und diese auch wahrnehmen durften, wurde von der subtilen Regierungspropaganda geschickt gegen sie ausgenutzt. Sie seien, so hieß es, keine armen Verfolgten, sondern privilegienbewußte Nutznießer ihrer kapitalistischen Gönner. Dieses Argument lebt heute in der Form weiter, daß die Westkontakte der liberalen Opposition als eine Art Verschwörung gegen alles Ungarische interpretiert werden.

Im Grunde handelt es sich dabei um eine Umverteilung der Heldenrollen. Der neugebackenen politischen Klasse fehlt es an Lorbeeren. Der Aufstand vom Oktober 1956 ist zeitlich zu weit entfernt und war auch ideologisch zu vieldeutig, um ihn tagespolitisch beliebig benutzen zu können. Viele der heutigen Traditionshüter von 1956 leiden sozusagen an der »Ungnade der späten Geburt«.
Die noch unter uns weilenden Teilnehmer des Aufstands, die danach ins Exil gingen oder eingesperrt wurden, sind in der Beurteilung der damaligen Ereignisse völlig zerstritten. Ehemalige Reformkommunisten und Vertreter der Gruppen von Aufständischen bekämpfen einander mit einer Leidenschaftlichkeit, die den ganzen Nimbus des Oktober im nachhinein verblassen läßt. Dementsprechend zeitigte eine Meinungsumfrage, in der es darum ging, den größten Helden der ungarischen Nation zu benennen, ein verblüffendes Ergebnis. Die Befragten hielten Imre Nagy, den nach Niederschlagung des Oktoberaufstands hingerichteten Ministerpräsidenten, der 1989 feierlich rehabilitiert und beerdigt wurde, als Helden kaum noch für erwähnenswert. Selbst János Kádár, der allerdings auch in der Sparte der Übeltäter vorkam, schnitt als Wohltäter der Ungarn wesentlich besser ab. Allem Anschein nach sehnt sich die rezessionsgeplagte Bevölkerung nicht nach großen Helden. Und die kleinen Helden sind sterblich und damit uninteressant. Außerdem leben wir in einer Zeit, in der Denkmäler eher abgetragen als errichtet werden.

Für die einstigen Oppositionellen bedeutet diese Situation und Stimmung ebenfalls eine Rollenkrise. Es gibt kaum etwas weniger Heroisches auf der Welt als einen sich im Aufbruch befindenden Rechtsstaat. Der vertraute Flüsterton der Küchengespräche der siebziger Jahre ist längst dem parlamentarischen Geschrei gewichen. Die Autoren der vergilbten Journale und Bücher des Samisdat, dieser freien Presse im embryonalen Zustand, erkennen ihre schöngeistigen Absichten in den heutigen Boulevardblättern kaum wieder. Und da sich die Regierung aus wohlüberlegten Gründen weigert, die Archive des ehemaligen Staatssicherheitsdienstes zu öffnen, ergibt sich nicht einmal die Möglichkeit, nach der jeweiligen Anzahl von Schnüffelberichten und Geheimakten eine Art Gothaer Almanach der demokratischen Opposition zu erstellen. Wahrlich, kein Platz für Heldentum. Das Angebot der jungen Demokratie für ihre Vorkämpfer reicht bestenfalls vom Redakteursposten bis zum Abgeordnetensessel.

Freilich gibt es Spezialfälle. Einige besonders integre Persönlichkeiten, die während des Ancien régime so etwas wie Symbole einer ungebrochenen

Standhaftigkeit waren, werden von allen Seiten als moralische Autorität anerkannt. Das ansonsten eher auf die Suche nach Sündenböcken ausgerichtete öffentliche Bewußtsein behandelt diese als Tugendböcke mit dem Auftrag, die allgemeine Ehrlichkeit zu verkörpern. Wenn man so jemanden beispielsweise zum Präsidenten wählt, dann gleicht der Wahlschein einem Ablaßzettel. Kennzeichen dieser tugendbefrachteten Gestalten ist, daß es den Toten unter ihnen weitaus besser geht als den Lebenden. Ein Andrej Sacharow hat es zweifellos leichter als ein Václav Havel. Diese Behauptung möchte ich ein wenig erläutern.

So ist der Präsident der Republik Ungarn, der Schriftsteller Arpád Göncz, ein über jeden Zweifel erhabener Mensch. Nach dem Oktoberaufstand verbüßte er eine langjährige Gefängnisstrafe und blieb all die Jahrzehnte der Kádár-Zeit hindurch als freischaffender Übersetzer bei seinen offen geäußerten demokratischen Auffassungen. Auf seinem Posten als Staatschef besitzt er aus verfassungsrechtlichen Gründen nur wenig echte Machtbefugnisse. Worüber er verfügt, ist die konstante erste Stelle auf der Popularitätsliste der ungarischen Politiker.

Göncz hat sich in Krisensituationen der Vergangenheit mehrfach als Staatschef mit seinem moralischen Gewicht in die Tagespolitik eingemischt. Als im Herbst 1990 die Taxifahrer mit einer landesweiten Blockade gegen die Erhöhung der Benzinpreise protestierten, spielte er den Vermittler zwischen den Demonstranten und der Regierung und verhinderte womöglich Schlimmes, indem er beide Seiten vor Gewaltanwendung warnte. Dies trug ihm zum ersten Mal heftige Kritik seitens der Hardliner des Demokratischen Forums ein. Als die Regierungspartei die Ernennung von regierungsnahen Intendanten des Rundfunks und Fernsehens durchsetzen wollte – eine stille Machtübernahme im Medienbereich –, verweigerte Göncz seine Unterschrift. Obwohl dieser Protest seiner Beliebtheit in der Bevölkerung keineswegs schadete, begann die nationalkonservative Presse, zunächst vorsichtig, dann immer offener an seinem Image zu rütteln. Zuletzt wagte sich ein besonders eifriger Anhänger des rechten Lagers sogar mit der Behauptung hervor, Göncz sei »kein Gentleman«. Der Betroffene zeigte sich von dieser Erklärung seiner Duellunfähigkeit völlig unbeeindruckt.

Ich glaube in dem stillen Ausharren von Göncz etwas Unpathetisch-Heldenhaftes zu entdecken. Denn es gehört heutzutage in Ungarn und Osteuropa viel Mut dazu, in bestimmten Fragen dem Druck nicht nachzugeben und unter gewissen Herrschaften kein Gentleman werden zu wollen.

Manfred Seiler
Der tapfere innere Held

»Mein Herz sagt ja, doch mein Verstand sagt nein.«
Jacqueline Boyer, Schlagersängerin
»Mein Herz sagt nein, doch mein Verstand sagt ja.«
Gerti, Sozialpädagogin

Abends um elf ist die Welt wieder in Ordnung. Zumindest von Donnerstag bis Montag. Denn um diese Zeit ist Talkshow-Time, dann spricht der Widerstand. Der Bildschirm gehört den Guten, den Mahnern, den Propheten. Den neuen Helden der elektronischen Bildaufzeichnung, den Heroen der Apokalypse, die uns Woche für Woche den »Untergang des Abendlandes« prognostizieren und uns dennoch nicht mit unserer und ihrer Verzweiflung allein lassen. Denn so schlimm auch alles stehen mag, solange es Menschen wie sie gibt, die sich dem Bösen mutig »widersetzen«, die »kämpferisch« sind, »unangepaßt« und »kritisch«, bleibt ein Rest von Hoffnung. Übermenschen also mit dem enormen Vorteil, daß sie sich nicht scheuen, gelegentlich so zu sein wie du und ich. Gute Menschen also, die kein Denkmal wollen für ihren aufopfernden Kampf, nur ein bißchen Sendezeit, damit ihre Botschaft uns erreicht. Und ihre Botschaft sind sie selbst, sie sind unser Trost, unsere letzte Chance, unsere mögliche Erlösung. Lovely Rita, erhöre uns, heilige Alice, bitt für uns, verehrte Elke, sprich für uns. Jeden Abend, viermal in der Woche, mit Wiederholungen in 3sat und Eins plus.
Und das alles im Fernsehen? Diesem »Verblödungsinstrument des häßlichen Kapitalismus«? Dieser Unterhaltungsmaschinerie, die den Menschen jedes kritische Bewußtsein austreibt? Das mit jeder nur erdenklichen Niveaulosigkeit von den wichtigen Fragen ablenkt? Das mit Softpornos und Gewaltdarstellung unsere Kinder auf den schlechten Pfad führt, damit sie nicht bleiben, was sie eigentlich sind, grenzenlos gut nämlich, und ihr Bestes verlieren, was sie für eine Talkshow prädestinieren würde? Die Talkshow muß also etwas anderes sein, genauer: das ganz Andere im Fernsehen. Talkshow ist so gesehen nicht Fernsehen, es findet nur im Fernsehen statt. Deshalb wollen alle, die mit Talkshow zu tun haben, die Macher und die Gäste, auch nichts mit Fernsehen zu tun haben, sie verabscheuen es, weil es die Familien entfremdet, weil es sinnvoller wäre, »gute« Bücher zu lesen, etwas zu »machen«, vor allem etwas »Sinnvolles«, etwas »Gutes« zu machen. Talkshow benützt also das Fernsehen, denn Talkshow will etwas anderes, als

das Fernsehen will. Sie will uns aufklären, nein, »aufrütteln« will sie uns, »informieren«, kritische Fragen stellen. Und weil die Menschen vor der Glotze hocken, unfähig zur Kommunikation und damit entfremdet, zeigt uns die Talkshow, was wir alle verlernt haben. Wie schön es ist, sich zu einem »Meinungsaustausch« zusammenzusetzen, »authentisch« zu sein, zu »quatschen« (nein, »mal zusammen zu quatschen«), was in unserer hektischen Gesellschaft natürlich viel zu selten stattfindet. Die Talkshow ermahnt uns, wachsam zu bleiben, nicht der Unterhaltung zu verfallen, zu der sich die Talkshow nie zählen würde, auch wenn sie redaktionell in der »Unterhaltung« angesiedelt ist, weil die Fernseh-Unterhaltung die kommunikative Substanz unserer Lebenswelt zerstört. Das Sympathische aber an der Talkshow ist, sie leistet diese mühevolle, kritische Aufklärungsarbeit in unterhaltsamster Form, ohne den öffentlich rechtlich erhobenen Zeigefinger. Die zarteste Verweigerung, seit es die laufende Kamera gibt.

In der Tat ist die Talkshow eine Sendeform, die mit Fernsehen eigentlich nichts zu tun hat. Sie ist optisch reizlos, die Bildregie ist einfältig, wie soll sie auch anders sein, wo es doch nur darum geht, ein paar ausgiebig labernde Menschen zu zeigen. Noch dazu Menschen, die in aller Regel einfach recht haben, was etwas ganz anderes ist, als rechthaberisch zu sein, auch wenn es auf Dauer ziemlich langweilig ist, immer recht zu haben. In der Talkshow triumphiert die feministische Theologie, das weibliche Weltbild. Deshalb wirkt der Radikalismus in der Verlautbarung seiner Vertreterinnen reichlich überflüssig, gelegentlich sogar überholt. In der Talkshow zeigt sich die feministische Theologie nicht als Theorie, sondern als Gesinnung mit einem moralistisch simpel strukturierten Weltbild. Ganzheitlich, »ökologisch«, »psychologisch« und sozialpädagogisch. Man ist für »mehr Menschlichkeit« (vor allem in der Politik, aber auch überhaupt), für »mehr gegenseitiges Verständnis«, »Toleranz gegenüber Minderheiten« und für die Quotenregelung (mit Ausnahme bei der städtischen Müllabfuhr). Man fühlt sich immer auf Seiten der Opfer (weil im Grunde selber Opfer), auch wenn man sich gelegentlich um ein paar Seiten vertut. Man ist für die »multikulturelle Gesellschaft« (es sei denn, es handelt sich um Kultur aus Amerika), gegen Rationalität, Technik und Naturwissenschaft. Man haßt Fakten und Tatsachen und Menschen, die Fakten und Tatsachen anerkennen (das sind dann »Positivisten«). Man haßt den Krieg, auch wenn man sich zu jedem Krieg nicht äußert. Die Fronten müssen klar sein (wie beim Golfkrieg). Man ist gegen Rationalität (irgendwie »gesinnungslos«), Intellektualität (»zerredet alles«) und Argumentation. Die wäre auch zu kompliziert für eine Talkshow. Was man braucht, ist das eindeutige Bekenntnis, mit dem man seine Gesinnung und das totale Einverständnis mit ihr deutlich macht.

Die Darstellung dieser Gesinnung bestimmt die Dramaturgie der Show, die fast immer gleich ist und deshalb einen Ritualcharakter hat: die Bestätigung dieser Gesinnung durch fortwährendes Aufspüren des Feindbildes. Die Moderatorinnen und die überwiegende Zahl der Gäste, die fast so etwas wie Stammgäste sind und von einer Talkshow zur anderen weitergereicht werden, teilen diese Gesinnung. Daneben aber werden ein oder zwei Buhmänner eingeladen, die als Pappkameraden herhalten müssen. Ein Politiker (Stoiber eignet sich gut dafür) oder ein Arzt, ein sogenannter Gerätemediziner, ein Wissenschaftler, der mit empirisch abgesicherten Daten einer fundamentalen Behauptung des ökologisch-feministischen Weltbildes widerspricht. Dem erklärt dann eine Penny McLean (bekannte Esoterikerin), was Wissenschaft eigentlich ist, dem fährt dann eine Elke Heidenreich in die Parade, daß seine Forschung an Praktiken von faschistischen Ärzten erinnert. Mit dem Pappkameraden wird also nicht diskutiert, er wird moralistisch der Gesinnungslosigkeit überführt, als Erfüllungsgehilfe der großen Konzerne, als Ausbund von Gewissenlosigkeit, als bürokratischer Verwalter ohne eigene Meinung. Der Pappkamerad ist also die Folie, auf der sich die eigene Meinung darstellen läßt, ohne den mühsamen Prozeß einer Meinungsbildung darstellen zu müssen.
Dennoch bleibt die Frage, wer schaut sich so etwas an? Und warum? Männer finden Talkshows eher langweilig. Die würden lieber auf den Nachbarkanal springen, wo ein Thriller läuft oder ein Mafia-Film mit Lino Ventura. Talkshow, das ist die Sendung für die Frau, für die kleinbürgerlich-mittelständische Frau mit der linksalternativen Sozialisation, für die Alice-Miller- und Christa-Wolf-Leserin, für die therapieerfahrene ehemalige Vorsitzende des Frauenhauses, die das Praktikum für ihr Studium der Sozialpädagogik im Bürgerzentrum mit einer Gruppe ausländischer Kinder absolviert hat. Die Frau mit den weichen Zielen, die zu weich waren, wie sich herausgestellt hat. Vom alten Idealismus ist allenfalls noch ein bißchen Ernährungsbewußtsein geblieben, der Katalysator im Mittelklassewagen und die Waldorfschule für die zwei Kinder. Ansonsten ist es so gekommen, wie es im Lebensplan nicht vorgesehen war. Die Stelle bei der Caritas, von der sie nicht mehr wegkam. Jetzt denkt sie nur noch an eine mögliche Karriere, weshalb sie eine Zusatzausbildung als Supervisorin absolviert. Die kirchliche Trauung, Bedingung der Eltern, die sonst nicht die Anzahlung für die Eigentumswohnung oder für die Doppelhaushälfte geleistet hätten. Selbst die Geliebte, die sich der Mann seit einiger Zeit hält, ist ihr nicht erspart geblieben. Sie würde gern etwas dagegen sagen, doch alles, was ihr dazu einfällt, paßt nicht in das Weltbild, an das sie einmal geglaubt hat, an dem sie immer noch festhält. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn sie es so nehmen würde,

wie es ist. Doch sie kann es nicht annehmen, ohne es ändern zu können. Also sucht sie den Fehler, um ihn auf keinen Fall zu finden. Die Talkshow ist Teil der Suche. À la recherche de l'identité perdue. Es sollte doch ganz anders werden als bei den Eltern, und jetzt ist es genau so geworden. Manchmal wundert sie sich, wie schnell, wie spurlos zwanzig Jahre vergehen können. Und wenn sie zurückblickt, kommt es ihr so vor, als seien sie spurlos vergangen.

Programm-Macher wissen, was sie tun. Sie wenden sich gegen Mitternacht an ein Publikum, das mit der Selbstlüge lebt, »kaum«, »im Grunde nicht«, »eigentlich nicht« fernzusehen. Deshalb strahlen sie ihre Talkshows zu einer Zeit aus, wenn dieses Publikum die Glotze einschaltet – nie vor zehn. Die Talkshow bestätigt diesen Selbstbetrug, weil Talkshow so tut, als sei es kein Fernsehen. Sie setzen die kostengünstige Talkshow vor allem in den dritten Programmen also ganz bewußt gegen die teuren Spielfilme der anderen Sender. Offensichtlich rechnen sie damit, daß in den sogenannten kritisch-emanzipierten Haushalten die Frau das Heft, sprich die Fernbedienung, in der Hand hält, daß der Mann den reinen Fernsehgenuß eines Thrillers oder Horrors gesinnungsmäßig gegenüber der Gattin nicht durchsetzen kann. Die Spurlosigkeit der Jahre. Es ist wie bei Vater und Mutter. Im Grunde hat sich nichts verändert. Vater wollte den Western anschauen, Mutter entschied sich für »Einer wird gewinnen« und setzte sich durch. Übrigens mit den gleichen Argumenten, mit denen sich heute ihre Tochter durchsetzt: »Schund«, »amerikanischer Mist«, »Brutalität«, »sinnloses Geballere«, »Hollywood-Scheiße«. Er kann dagegen nichts sagen, weil der Film auf dem anderen Kanal einen Massengeschmack repräsentiert, zur Kultur einer Masse gehört, die man immer abgelehnt hat. Diese Ablehnung hat einem das Gefühl gegeben, daß man in der Verweigerung lebt, daß man ein Widerstandsheld ist. Also Talkshow, die einem das erbauliche Gefühl vermittelt, daß man dies im Grunde, in seinem Innersten immer noch sei. Talkshow also, auch wenn man(n) nicht versteht, worum es eigentlich geht, und warum es gegen den Pappkameraden so hart zur Sache geht. Als ob etwas im Hintergrund dieses Streites stehen würde, von dem selbst »frau« nicht sagen kann, was es eigentlich sei. Immerhin fließt kein Blut, es sei denn das Herzblut einer Heldin mit ihrem Bekenntnis für eine bessere Welt und ihrer Aufforderung, daß jeder daran arbeiten sollte.

Die Talkshow ist die Integration der Andersdenkenden durch die fortwährende Bestätigung, daß sie Andersdenkende sind. Die Integration dieses inneren Helden, an dessen Existenz man sich klammert, obwohl man rein äußerlich und tatsächlich nichts anderes ist als die anderen. So gesehen ist das ganz andere Fernsehen typisches Fernsehen. Wie die Serie, das Fernseh-

spiel, das politische Magazin ist es ein Teil der Illusionsfabrik. Als scheinbar anderes Fernsehen verschafft es seinem typischen und potentiellen Zuschauer die Illusion, ganz anders zu sein. Daß man sich tief in seinem Inneren sein Heldentum bewahrt hat, daß man trotz der kleinbürgerlich mittelmäßigen Existenz- und Lebensform, in die man irgendwie hineingerutscht ist, sich nicht korrumpieren ließ. Ein virtueller Held sozusagen aus dem cyberspace des Bildschirms. Ähnlich wie Alice Schwarzer, die jetzt auch ihre Talkshow bekommen hat, nachdem sie vorher nur Stammgast war und nachdem sie durch einige schwachsinnige Quizsendungen getingelt ist und damit den Programm-Machern signalisierte, daß sie zu jeder Schandtat bereit ist, und die dennoch von sich behauptet, sie sei nicht käuflich. Sie hat sich nur kaufen lassen. Nicht käuflich sein aber meint: Der innere Held lebt nach wie vor im Widerstand.

Die genuine Form des Helden ist die Tragödie. Er gerät in einen Konflikt, bei dem er sich entscheiden muß. Ein Held ist er, weil er sich für das Gute entscheidet, oft bis zur Selbstaufgabe. Die Tragödie des inneren Helden besteht darin, daß ihm diese Entscheidungssituation immer vorenthalten wurde, so daß er sich schließlich selbst aufgegeben hat. Der innere Held lebt in der Fiktion, es sei wichtig, daß es ihn gibt. Während die gesellschaftliche Realität ihm ständig sagt, daß sein Heldentum gar nicht gebraucht wird. Auch die Finte, gerade diese Nutzlosigkeit sei Ausdruck des Widerstandes gegen eine Gesellschaft, die so ziemlich alles brauchen und verwenden kann, hat schon lange keine Überzeugungskraft mehr. Noch dazu, da sie für den inneren Helden ja eine Verwendungsmöglichkeit entdeckt hat: eben die Talkshow. So sehr war man innerlich auf das große Nein eingestellt, daß man das kleine alltägliche, äußerliche Ja gar nicht wahrgenommen hat und es jetzt auch nicht mehr wahrnehmen will. Man ist hineingerutscht in dieses kleinbürgerliche Leben, ohne sich je dafür entschieden zu haben. Weil es die große, entscheidende Konfliktsituation, in der man sich dagegen hätte entscheiden können, nie gegeben hat. Natürlich hätte man sein großes, heldenhaftes Nein ausgestoßen, hätte es in die Welt geschrien, wenn es darum gegangen wäre, ob man Güterzüge für die Deportation von Juden zusammenstellt oder nicht. Es war aber nur darum gegangen, ob man für das Bildungszentrum der Industrie- und Handelskammer ein paar Deutschkurse für russische und rumänische Aussiedler organisiert. Dieses Nein zu einer gut dotierten Stelle wäre nicht heldenhaft, nur dumm wäre es gewesen. Dabei ist es einem immer ernst gewesen, wenn man für seine Gesinnung einmal Flagge zeigte, beispielsweise bei der Friedenskette auf der Schwäbischen Alb. Der makabre Witz aber ist, daß einen das System nie ernst genommen hat. Der schiere Glaube, man würde alles anders, ganz anders

machen und auch ganz anders sein, hat einen nicht davor bewahrt, unterschiedslos im Mittelmaß des modernen Kleinbürgertums aufzugehen. Natürlich steht kein röhrender Hirsch mehr auf dem Buffet, statt dem Leuchter hängt die Halogenlampe im Raum, und an der Wand hängt auch kein Ölgemälde aus dem Kaufhaus, sondern ein Druck aus Hundertwassers »Regentage«, aber abgesehen von solchen Äußerlichkeiten, ist man eigentlich genau das geworden, was man am wenigsten sein wollte: das Abbild der Eltern. Vielleicht hat man etwas öfter den Partner gewechselt, und vielleicht war man, statt in Italien, auf Gomera, doch wenn man ehrlich wäre, müßte man zugeben, daß diese Unterschiede unerheblich sind. Also weigert man sich, ehrlich zu sein. Nur im Selbstbetrug ist die Identität zu retten, daß man ganz anders sei. Deshalb kämpft der innere Held unermüdlich den Kampf aus vergangenen Tagen, gegen eine Elterngeneration, die längst schon abgetreten ist. In diesem Kampf ist er der Sieger, der Verlierer ist er in der Gegenwart des Alltags. Man ist nicht käuflich, man hat sich nur kaufen lassen.

Dieses Paradox, daß man ganz und gar eigenständig, identisch, unverwechselbar sein wollte und doch nur geworden ist, was die meisten dieser Generation wurden, daß man sich die Bestätigung, wie sehr man doch Außenseiter und Widerständler sei, fast jeden Abend in der Woche ausgerechnet bei einem Massenmedium holt, wo Stellvertreter als Projektion des inneren Helden sagen, was man eigentlich immer schon sagen wollte, aber nie sagen mußte, dieses Paradox auszuhalten erfordert schon eine aufreibende Verdrängungsleistung. Dieses Leiden an der ebenso platten wie unerfreulichen und aufdringlichen Wirklichkeit gönnte sich verständlicherweise immer wieder etwas Erbauung und fand sie in der Kunst, vor allem in der Literatur, die sich als Erfahrungstext ausgab. Authentische Mitteilungen aus dem Leben des inneren Helden. Beschreibungen von Landausflügen, deren idyllischer Charakter dunkel eingefärbt wurde von einem ständig anwesenden Katastrophenblick. Die Apokalypseblindheit, von der Günter Anders einmal sprach, hatte sich gewandelt zu einer Apokalypse-Gebanntheit, die der Banalität des beschriebenen Lebens eine gewisse Größe geben sollte. Damit bestätigte der Text das Lebensgefühl seiner Leser. Und genau das war es, was der Leser suchte, das Gefühl für die Größe der Gesinnung, deren Größe im idealistischen Sinne »wesenhaft« ist und nicht an Größe verliert, egal wie klein die Realität ist, in der sie sich behaupten muß. Deshalb auch griff man nach dieser poetisch stilisierten, authentischen Literatur, weil einem die Fiktionalität dieser Erfahrungstexte die Fiktion des inneren Helden ließ. Sie bestätigten das Paradox und das Leiden daran sozusagen als eine dem inneren Helden wesensgemäße Eigenschaft.

Der innere Held ist ein Überbleibsel aus den siebziger Jahren, er war die Antwort der feministischen Theologie auf die 68er. Nicht eigentlich gegen deren Ziele, die übernahm man größtenteils, vielmehr gegen die Art und Weise, wie diese Ziele von ihnen formuliert wurden. Intellektualität als Geste war verbraucht, der Jargon der Ideologiekritik, der soziologischen Systemtheorie in Mißkredit geraten. Die feministische Theologie setzte programmatisch ihr therapeutisches Selbstfindungsmodell dagegen. In der Polemik gegen den »verkopften« Intellektuellen, der stärker »aus dem Bauch heraus argumentieren« sollte, der also in der Kritik an der entfremdeten Gesellschaft sich selbst entfremdet hatte, äußerte sich die Sehnsucht nach Identität und Authentizität. Das Paradigma der Ideologiekritik wurde abgelöst durch das identifikatorische Paradigma, das noch heute dominiert. Das identifikatorische Paradigma löste aber auch ein anderes Problem, das Problem der Widerlegung. Lange schon sind die Zeiten vorbei, als sich ein Denker ins Grab legen konnte mit der Gewißheit, daß seine Argumente nicht widerlegt werden konnten. Heute ist ein Argument, kaum ausgesprochen, schon von einem anderen Argument widerlegt, was immer ein Gefühl des Ungenügens, der Destabilisierung, auch der Sinnlosigkeit hinterläßt (»Diese endlosen, sinnlosen Diskussionen!«). Warum also argumentieren, wenn ich doch nie endgültig recht habe. Daher setzte das identifikatorische Paradigma konsequent auf die metaphysische Wahrheit einer Kosmologie und einer Gesinnung. Weil es, wie ein Rechtsschutzversicherer glaubhaft darlegen konnte, nie darum geht, daß man recht hat, sondern daß man recht bekommt. Der innere Held hat begriffen, daß Wahrheit im Evolutionsprozeß, und es gibt ja so etwas wie einen kulturellen Evolutionsprozeß, im Erfolg aufgegangen ist. Recht hat, wer (auf dem Bildschirm) überlebt.
Der weibliche Diskurs des inneren Helden wollte nicht im Streit der Argumente überzeugen, sondern durch Ausdruck dessen, daß man mit dem feministischen Weltbild absolut identisch sei. In der Auseinandersetzung triumphierte die Selbstdarstellung, die narzißtische Hysterie. Man nahm die verschiedensten politischen Ereignisse als Mittel zum Zweck, seine Verbundenheit mit der feministischen Theologie und seine Ungebrochenheit darzustellen. Über die Expressivität des Gefühlsausdrucks, z. B. die lachhafte Verfolgungspanik anläßlich der Volkszählung oder den hemmungslosen Tränenausbruch zu Beginn des Golfkriegs, zeigte man, wie sehr man noch bei sich war, »sich spürte«, und entzog sich im Gefühl einer moralistischen Überlegenheit jeder Diskussion. Jeder, der jetzt noch diskutieren wollte, wurde durch diesen Moralismus diskreditiert, zeigte seine Selbstentfremdung, seine Gefühlskälte, bewies, wie wenig er sich »zu seinen Ängsten bekennen konnte«, und damit, wie sehr er vom kapitalistischen System kor-

rumpiert und vereinnahmt war. Diese Dramatisierung einer apokalyptischen Endzeitstimmung, diese Ästhetisierung des Gesprächs, bei dem es nicht mehr darauf ankam, was einer sagte, sondern nur noch, wie einer was sagte, prädestinierte den weiblichen Diskurs von Beginn an für das Fernsehen. Fast könnte man meinen, die Talkshow ist gar keine Erfindung, sondern eine Übernahme des Fernsehens – die Übernahme der Kommunikationsform in den Wohngemeinschaften der siebziger Jahre. Zumindest erinnert sie daran, an die endlosen, übersteigerten Angstdialoge beim Frühstück, die dann nahtlos in das Identitäts- und Selbstfindungsgenuschel beim gemeinsamen Spaghetti-Essen am Abend übergingen. So erfüllt die Talkshow im Zeitalter der Waschmaschine nicht nur den Wunsch nach dem Dorfbrunnen, wo »man mal zusammen quatschen kann«, er kommt auch der Neigung der Frau entgegen, die Erinnerung an die Träume der vergangenen Tage wachzuhalten. So wie Mutter einst von durchtanzten Nächten und rauschenden Bällen träumte bei Lou van Bourg und Johannes Heesters, so träumt die Tochter beim Mitternachts-Talk von der AKW-Demo und dem tollen Fest danach und dem unheimlich starken Gefühl bei einem Rucksack-Urlaub in Griechenland. Der Trend zur Verblödung war also von Beginn an angelegt, die Talkshow hat ihn nur vollzogen. Daß auf diesem Weg in die Verblödung sich nicht gerade die intelligentesten Frauen zu den populären Wortführerinnen der feministischen Theologie aufgeschwungen haben, stört offensichtlich nicht. Hauptsache, »frau« hat die Gesinnungsprüfung überstanden. Danach hat der innere Held Narrenfreiheit, ist unkritisierbar geworden. »Ich doch nicht«, sagt der innere Held, wenn man ihn bei irgendeiner Schandtat erwischt hat. »Jeder, der mich kennt, weiß, daß ich niemals antisemitisch sein könnte«, sagte Alice Schwarzer, als ihr Henryk M. Broder ein schlimmes antisemitisches Vorurteil nachwies und darauf aufmerksam machte, daß der Antisemitismus in der feministischen Theologie durchaus eine Tradition hat. Das ist dann »Rufmord«, »üble Nachrede«. So verschafft sich der innere Held einen privilegierten Freiraum. Mit der Verweigerungspose kann er alles mitmachen und alles mit sich machen lassen und verliert doch nicht an Glaubwürdigkeit, solange die Verweigerungspose beeindruckt. So ist es gar nicht undenkbar, wie es sich jetzt vielleicht noch anhört, daß Petra Kelly nicht nur ein Umweltmagazin bei Sat 1 moderiert, sondern bald auch »Tutti Frutti« in RTL; daß Alice Schwarzer nicht nur eine Talkshow bekommt, sondern Erika Bergers »Der flotte Dreier«. Hier von einem naiven Zynismus zu sprechen, wäre durchaus angebracht, wenn Zynismus nicht eine typisch männliche Eigenschaft wäre und somit dem inneren Helden gänzlich unmöglich.

Der Held, in der Figur des Heros, ist eine Dekadenzerscheinung des Ma-

triarchats. Mit dem Heros drang die Männlichkeit in das weibliche Privileg des Opferrituals für die große Mutter ein. Doch dies war kein Resultat des Geschlechterkampfs, es war ein Verlust der Überzeugungskraft des weiblichen Opferrituals. Die Frauen selbst zweifelten am Sinn der Ehre dieses Rituals und verweigerten sich als Opfer und boten statt Jungfrauen den Heros an. Mit dieser Profanisierung des Rituals begann die unbeschränkte Macht der großen Mutter mit ihrem Fetisch der Fruchtbarkeit zu bröckeln. Gleichzeitig stieg das männliche Selbstbewußtsein über seine Zeugungskraft. Erst als die Heiligkeit der großen Mutter von den Frauen selbst angezweifelt wurde, brach der Kampf der Geschlechter aus, der vorher einvernehmlich mit den Männern gegen sie geführt worden war.

Der innere Held ist eine Dekadenzerscheinung der feministischen Theologie, der Verbürgerlichung der Frauenbewegung. War die Forderung nach Gleichheit ursprünglich einmal ein Argument gegen den Ausbeutungscharakter kapitalistischer Produktionsverhältnisse, in den auch die Frauen eingespannt wurden, und gegen soziale Ungerechtigkeiten, die sowohl Männer als auch Frauen betrafen, so hat die Charakterisierung kapitalistischer Produktionsformen als Teil männlicher Unterdrückung der Frau zu einer Idyllisierung der feministischen Programmatik geführt. Der innere Held definierte sich als Opfer dieser männlichen Unterdrückung. Indem er aber den Produktionsbedingungen, die unabhängig vom Geschlecht eine Tendenz zur Ausbeutung der Arbeitskraft haben, eine Geschlechtlichkeit zuwies, vertuschte er die massiven Ungerechtigkeiten zwischen den Schichten. Die Gleichheitsforderung wurde zynisch. Sie meinte jetzt für die bürgerliche Frau: Chancengleichheit in der Karriere als Künstlerin, Wissenschaftlerin, Ärztin oder Juristin. Sie meinte, daß Alice Schwarzer mit dem gleichen Recht an der Verblödung des medialen Unterhaltungsbetriebs partizipieren kann wie die Männer. Und sie meint, daß die türkische Frau mit dem gleichen Recht und dem gleichen Lohn als Kanalreinigerin arbeiten kann wie ihr Mann. Die Gleichheitsforderung, die einmal ein Argument im Kampf zwischen den Schichten war, wurde zu einem Argument im Geschlechterkampf innerhalb der Schichten. Mit seiner idealistischen Begrifflichkeit von »männlich« und »weiblich« und seiner normativen Zuordnung gesellschaftlich komplexer Vorgänge in das Werteschema dieser Begrifflichkeit aber bestätigte der innere Held nur die bestehende Hierarchie, indem er sich von der gesellschaftlichen Seite der Ungleichheit abwandte. Mit seiner Sehnsucht nach Wärme, Menschlichkeit, Mitleid sentimentalisierte er die soziale Ungerechtigkeit, indem er sie »vermenschelte«. Dabei übersah er, daß er sie auch instrumentalisierte, was er doch eigentlich am wenigsten gewollt hatte. Das Leidenspathos des inneren Helden ist Teil einer Verdrängungsstrategie,

einer Paradoxie zwischen Leben und Empfinden. Es soll alles anders werden, und es soll so bleiben, wie es ist. Mein Herz sagt nein, doch mein Verstand sagt ja.
Auf der Höhe seines Erfolgs aber zeichnet sich auch das Ende des identifikatorischen Paradigmas ab. Nicht durch Widerlegung, nicht durch Gegenargumente, sondern durch den Mechanismus, durch den es sich profilieren konnte. Auch die Frauen bekommen das dramatisierende, pathetisch sentimentale Geschwätz irgendwann über. Das liegt in der Natur des Fernsehens, das seine Sendeformen bis zur Erschöpfung reproduziert, das Themen, Ideologien, Kosmologien frißt wie ein Quasar die um ihn kreisenden Planeten. Wer will heute noch ein Outing von Rosa von Praunheim hören, wer die Appelle an mehr Menschlichkeit unserer Betschwester Rita. (Helmut Kohl, wieder einmal listiger, als man ihm zutraut, ist da mit seinem Wort vom »auslaufenden Modell« der Entwicklung einen Schritt voraus.) Wenn »frau« diese Beteuerung, wie mutig »frau« doch sei, nicht mehr hören kann, dieses Bekenntnis zum Gratismut, den es auch schon in der WG gab und der im Grunde nichts anderes war als eine billige Unverschämtheit, eine kleine, spießig vorlaute Frechheit. So geht auch der innere Held den Weg jedes Helden. Am Ende stirbt er doch, wenn er sich endgültig und im wahrsten Sinne des Wortes ausgesprochen hat.

Herausgegeben und eingeleitet von Rolf Günter Renner.
Je Band 384 Seiten, gebunden, zus. DM 98,–.
ISBN 3-451-22660-X

In der Geschichte des Denkens spielen die Zeugnisse aus den deutschsprachigen Ländern eine wichtige Rolle. Diese zweibändige Edition erschließt dem Leser in Originaltexten die wesentlichen Stationen und Wendemarken der deutschen Geistes- und Wissenschaftsgeschichte.

Der erste Band umfaßt den Zeitraum vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert, der zweite führt vom 18. Jh. bis in die Gegenwart. Aufgenommen wurden u. a. Texte von Hildegard von Bingen, Paracelsus, Immanuel Kant, Alexander von Humboldt, Leopold v. Ranke, Wilhelm Conrad Röntgen, Sigmund Freud, Arnold Schönberg, Walter Gropius, Karl Barth, Martin Heidegger.

Eine ausführliche Einleitung begründet die Textauswahl und würdigt die einzelnen Beiträge in ihrer Wichtigkeit und Auswirkung. Eine kurze biographische Skizze sowie eine knappe Charakterisierung der geistes- bzw. wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung ist jedem Text vorangestellt.

Damit erhält der Leser nicht nur einen Überblick über die Höhepunkte der deutschen Geistesgeschichte, sondern auch einen unmittelbaren Eindruck von der überzeugenden Synthese denkerischer Schärfe und sprachlicher Darstellungskraft.

HERDER FREIBURG · BASEL · WIEN

«Ich bin kein Taktiker.»

Fritz J. Raddatz, «der letzte Feuerkopf der ‹Zeit› » («Stern»), hat es mit seinen Romanen und literarischen Essays immer wieder geschafft, die Leser auf kluge, sich selbst preisgebende und provokante Art zum Nachdenken zu bewegen.

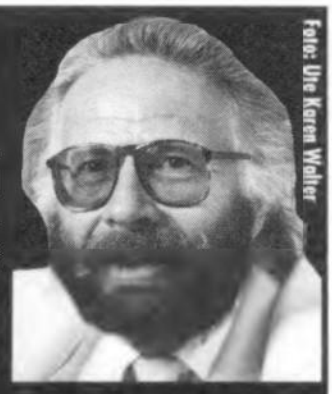


Foto: Ute Karen Walter

Aufklärung und Analyse

Literatur, Theorie und Politik

«Geist und Macht»: Polemiken, Glossen und Profile über Peter Weiss und Hubert Fichte, den «Bruder Baader» und «Die Verantwortung der Intellektuellen». *«Eros und Tod»*: Literarische Porträts von Baldwin bis Pound, von Benn bis Brecht. *«Revolte und Melancholie»*: Texte zur Literaturtheorie von den «Kräften des Rausches» bei Benjamin bis zum «Taubenherz» der Rosa Luxemburg.

Band 1
Traditionen und Tendenzen
8447/DM 29,80
Band 2 Die Nachgeborenen
8448/DM 26,80
Band 3
Eine dritte deutsche Literatur
8449/DM 9,80
Band 1-3
8450/DM 58,-

Fritz J. Raddatz

Zur deutschen Literatur der Zeit
3
Eine dritte deutsche Literatur
Stichworte zu Texten der Gegenwart

rororo

Fritz J. Raddatz

Eros und Tod
Essays 2
Literarische Portraits

rororo

Geist und Macht
Essays 1
8851/DM 24,80
Eros und Tod
Essays 2
8850/DM 28,80
Revolte und Melancholie
Essays 3
8852/DM 29,80

Zeugenschaft eines Zeitgenossen

In den drei Bänden «Zur deutschen Literatur der Zeit» geht es um die Dialektik von Kunst und Gesellschaft: Fritz J. Raddatz will «den Entwicklungen und Verheerungen, Widersprüchen und Ungleichzeitigkeiten in Werken und Lebensläufen nachspüren».

rororo

Herbert Will
Größenwahn

Sich selbst ein Held sein

Der arme Nietzsche. Zeit seines Lebens tat er sich so schwer mit den Frauen. Und als er als zweiundzwanzigjähriger Student in Leipzig (oder Bonn) ein Bordell besuchte, holte er sich prompt die Syphilis, den Anfang seiner tödlichen Krankheit. Schon als Schüler hatte er unter heftigsten Kopf- und Augenschmerzen gelitten, später unter quälenden Dyspepsien, Magen- und Darmbeschwerden, erschreckenden Schlaflosigkeiten, nervösen überreizten Zuständen. Und diese Beschwerden mischten sich schließlich mit jenen der progressiven Paralyse, der syphilitischen Erkrankung seines Zentralnervensystems. Über Jahrzehnte versuchte Nietzsche, mit Hilfe verschiedenster Medikamente, Kuren, Diäten und durch Veränderung seiner Aufenthaltsorte und Lebensführung, seine Leiden zu lindern, seine körperlichen Leiden. Hinzu kam seine innere Isolation. »So wandle ich einsam wie das Rhinoceros«, schrieb er mit 31 Jahren an seinen Freund Gersdorff. Er hatte einige enge Freunde, daneben seine Mutter und seine Schwester, aber obwohl er Cosima Wagner und Lou Andreas-Salomé insgeheim liebte und manche ungeschickten und täppischen Versuche machte, eine Lebensgefährtin zu gewinnen, blieb er allein; gehemmt, scheu und überschwenglich in einem.

In welchem Gegensatz zu seinem traurigen Leben steht seine Philosophie! Dionysisch gestimmt, genial, musikalisch in der Durchführung, und gleichzeitig eine dauernde Auseinandersetzung mit seinem eigenen Leiden. »Jene Spannung der Seele im Unglück«, die er im Aphorismus 225 von *Jenseits von Gut und Böse* beschwört, gab ihm den Impuls zu seinem hochgestimmten Werk.

»Eine ekelhafte Verleumdung«, hätte Elisabeth Förster-Nietzsche protestiert, »mein keuscher, reiner Bruder eine venerische Erkrankung, in einem Bordell geholt?« Gleichwohl ist die progressive Paralyse die wahrscheinlichste Erklärung für Nietzsches geistigen und körperlichen Verfall (Volz 1990).

In seinem 44. Lebensjahr, 1888, brach sie aus, mit dem klassischen Bild von Euphorie, Expansivität und Größenwahn. In diesem Stadium der Exaltation

waren seine eminenten intellektuellen Fähigkeiten noch erhalten, die Realitätsprüfung jedoch zunehmend eingeschränkt. Der polemische Ton seiner Schriften wurde schärfer und aggressiver denn je, und er brach nahezu alle noch bestehenden Freundschaften ab. In einem wahren Schaffensrausch verfaßte er binnen eines halben Jahres sechs Schriften, ein, wie er sagte, »tempo fortissimo der Arbeit und der guten Laune«. Gesundheitliche Beschwerden hatte er nun keine mehr, seine Stimmung wurde zusehends euphorischer, sein Selbstbewußtsein enorm gesteigert. Nietzsche wollte mit seinem geplanten Hauptwerk der »Umwertung aller Werte« das Schicksal der Menschheit verändern; 1888 sollte das Jahr Eins einer neuen Zeitrechnung werden. Dieses Hauptwerk sollte nach seiner Planung gleichzeitig in sieben Sprachen zu je einer Million Exemplaren erscheinen. Er bemühte sich um die berühmtesten Übersetzer, etwa um August Strindberg in Schweden. Seinen Brief an Strindberg unterzeichnete er mit »Nietzsche Caesar«. Andere der damals entstandenen sogenannten Wahnsinnsbriefe unterschrieb er mit Dionysos oder Christus. Am 3. Januar 1889 schrieb er an Cosima Wagner und enthüllte das bestgehütete Geheimnis seines Lebens, seine Liebe zu ihr:

»An die Prinzeß Ariadne, meine Geliebte.
Es ist ein Vorurtheil, daß ich ein Mensch bin. Aber ich habe schon oft unter den Menschen gelebt und kenne Alles, was Menschen erleben können, vom Niedrigsten bis zum Höchsten. Ich bin unter Indern Buddha, in Griechenland Dionysos gewesen. – Alexander und Caesar sind meine Inkarnationen, insgleichen der Dichter des Shakespeare Lord Bakon. Zuletzt war ich noch Voltaire und Napoleon, vielleicht auch Richard Wagner ... Dies Mal aber komme ich als der siegreiche Dionysos, der die Erde zu einem Festtag machen wird ... Nicht daß ich viel Zeit hätte ... Die Himmel freuen sich, daß ich da bin ... Ich habe auch am Kreuze gehangen ...« (Volz, 1990, 255).

Nietzsche wurde in Turin, wo er sich damals eingemietet hatte, zunehmend auffällig. Er bezeichnete sein Zimmer als Tempel, in dem er den König von Italien mitsamt seiner Gemahlin zu empfangen gedachte. Er zerriß Geldscheine und warf sie weg; trank ungewöhnliche Mengen von Wasser. Tags und nachts spielte er auf dem Klavier überlaut Wagnersche Musik und sang dazu. Er umarmte ihm völlig unbekannte Passanten, stürzte mehrmals auf der Straße hin, wurde von Polizisten aufgegriffen, weil er einem Pferd um den Hals fiel und weinend zusammenbrach. Sein Freund Franz Overbeck holte ihn schließlich nach Basel, wo er ins psychiatrische Spital aufgenommen wurde. Neben dem seelischen Ausnahmezustand zeigte er die typische körperliche Symptomatik einer progressiven Paralyse. Nach einer Woche wurde er auf Veranlassung seiner Mutter in die Nervenklinik Jena verlegt, wo er 14 Monate blieb. Er beruhigte sich allmählich, die Größenideen und die heitere, exaltierte Stimmung gingen zurück. Das Versagen seiner intel-

lektuellen Kräfte wurde offensichtlich. Im Krankenblatt stehen, über die Monate verteilt, Aufzeichnungen wie diese:

»Geht viel singend und stampfend umher. Macht Turnbewegungen. Hält oft stundenlang seine Nase fest. Macht Bocksprünge, grimassiert, zieht die linke Schulter hoch. Uriniert in den Stiefeln und trinkt den Urin. Ißt Koth. Versetzt einem Patienten Fußtritte. Hat Kopfweh und schreibt das einem Gift zu, das ihm die Großherzogin von Weimar gereicht habe. Schlug ganz plötzlich einige Scheiben ein. Behauptet, hinter dem Fenster einen Flintenlauf gesehen zu haben« (Volz, 1990, 248f.).

Seine hirnorganische Demenz und die zunehmende körperliche und geistige Apathie lassen ihn ruhiger werden, so daß er schließlich von seiner Mutter nach Hause geholt werden kann. Sie pflegt ihn liebevoll bis zu ihrem Tod 1897. Dann nimmt seine Schwester Elisabeth ihn nach Weimar, wo er, in lange weiße Gewänder gehüllt und auf dem Diwan dahindämmernd, zum Ausstellungsstück des beginnenden Nietzsche-Kultes wird. Ausgewählte Gäste dürfen ihn betrachten und sich versenken in diesen »Propheten von göttlicher Schlichtheit« mit seinen ausdruckslosen Augen, in die sich so viel hineingeheimnissen ließ. Das Bild Nietzsches als Held hat seine Realität längst überholt. Nach mehreren Schlaganfällen stirbt er 1900.

Der organische Größenwahn

Nietzsche litt an einer hirnorganischen Erkrankung, bei der es typisch war, daß die Paralytiker früher oder später einen Größenwahn entwickelten. Die klassischen Krankheitsstadien waren: eine initiale Depression, oft neurasthenisch-hypochondrisch gefärbt, eine maniakalische Erregung, dann die Wahnbildung und schließlich eine terminale Demenz. Das Bild, das wir vom Größenwahn haben und das durch die Irrenwitze und Karikaturen geistert, stammt von diesen paralytisch Kranken. Bis zu 20 Prozent der Insassen psychiatrischer Kliniken waren damals Paralytiker. Erst als 1905 der Erreger, Treponema pallidum, entdeckt wurde und zunächst mit der Malariakur, dann ab 1940 mit dem Penicillin eine wirksame Therapie zur Verfügung stand, wurde die Erkrankung seltener. Heute ist sie fast ausgestorben, da man die Syphilis schon in den Anfangsstadien gut diagnostizieren und behandeln kann.

Der Größenwahn scheint heute weniger häufig aufzutreten als noch vor hundert Jahren. Hauptgrund dafür ist wohl das Verschwinden der progressiven Paralyse. Doch daneben entwickeln die Paralytiker von heute auch seltener einen Größenwahn als zu Nietzsches Zeiten. Ihre Demenz ähnelt jener der alten Leute mit Alzheimer- oder Multiinfarkt-Demenz oder der Demenz bei Aids. Expansive Wahnbildungen sind insgesamt seltener gewor-

den; stumme, stumpfe oder depressive Verläufe sind an ihre Stelle getreten. Neben den spezifischen hirnorganischen Schädigungen können kulturelle Faktoren dafür verantwortlich sein. Ein Faktor dabei ist das Wissen der Kranken über ihre Krankheit, die Ursachen und den voraussichtlichen Verlauf. Auch die Angehörigen und die Ärzte wissen Bescheid. Und wenn ein Kranker wahnhaft wird, bekommt er in der Regel Haldol – aus gutem Grund; dadurch wird auch die produktive Symptomatik gedämpft. Nietzsche und seine Zeitgenossen erlebten unerklärliche Veränderungen an ihrem Körper, Funktionsstörungen, Behinderungen, den geistigen Verfall, und ihr Unbewußtes hatte dieses Erleben ohne Einschränkungen phantastisch zu verarbeiten. Nietzsche wußte ja überhaupt nicht, daß er chronische Syphilis und progressive Paralyse hatte.

Die ungarischen Psychoanalytiker Hollos und Ferenczi haben 1922 eine Arbeit über die Psychoanalyse der paralytischen Geistesstörung veröffentlicht. Sie beschreiben den Größenwahn als einen Verarbeitungsversuch, in dem die Seele des armen Paralytikers in aktivem Kampfe mit den schrecklichen Gewalten liegt, die ihn zu vernichten drohen. Wie schlimm muß es sein, den eigenen geistigen Verfall zu erleben, und wie naheliegend, diesem einen Größenwahn entgegenzusetzen – ein unbewußtes Sich-Aufbäumen gegen die Erkenntnis des Verfalls. Nietzsche sagte später immer wieder zu seiner Mutter: »Ich bin tot, weil ich dumm bin.« Er hatte vollkommen recht, wo doch seine geistigen Fähigkeiten sein Leben bedeuteten. Sie berichtet: »Meine Mutter, sagt er zu mir, ich bin dumm. Nein, mein Herzenssohn, sag ich zu ihm, du bist nicht dumm, deine Bücher sind jetzt weltbewegend. Doch, meine Mutter, sagt er, ich bin dumm« (Volz, 1990, 474).

Hollos beschreibt den Fall eines achtundvierzigjährigen Schriftsetzers, der 1919 in der Staatlichen Irrenanstalt in Budapest aufgenommen wurde. Er stammte aus sehr ärmlichen Verhältnissen und hatte eine entbehrungsreiche Kindheit erlebt, gleichwohl sich beruflich hochgearbeitet. Während der ungarischen Räteherrschaft hatte er eine wichtige Stelle bekleidet. Nach dem Zusammenbruch wurde er politisch verfolgt und seines gesamten Hab und Gutes beraubt. Kurz darauf manifestierte sich seine progressive Paralyse mit dem charakteristischen Größenwahn und der euphorischen Stimmung. In den Monaten nach der Aufnahme wurde seine eingebildete Macht immer produktiver und grenzenloser.

»Ich werde die Eisberge vom Nordpol entfernen, das Wasser aller Meere ausschöpfen, die Erde kanalisieren, Riesenhäuser für die Arbeiter bauen, das Militär abrüsten und die Republik ausrufen ... Ich werde Präsident und werde den König in die sibirischen Bleiwerke schicken ... Morgen wird offiziell in der Zeitung stehen, daß es keine Ärzte mehr gibt, weil keine Krankheiten mehr existieren ... Ich werde die Lungen der Lungenkranken entfernen, ebenso die

Gehirne herausnehmen und werde dafür die Leber eines Stieres einsetzen. Die Menschen werden davon so stark, daß sie 1000 Stiere niedermachen können, ich bearbeite die ganze Erde und mache sie fruchtbar ... Die Menschen bekommen nach einer Nummer 100 Millionen Kinder. Wir wachsen täglich; in einem Jahr werden wir 200 m lang sein und das Glied wird 100 m. Der Mund wird so groß sein, daß man die Welt einschnappen kann. Die Schweine, die im Meere verbleiben (nachdem man es ausgetrocknet hat), kommen auf die Schlachtbank. Die Bourgeoisie wird schauen, wenn ich sie dazu verurteile, daß sie nur eine Schale Grütze und Brot zu essen bekommt ... Es ist natürlich, daß jedes Frauenzimmer geschlechtlich verkehren muß; man kann sie aber mit dem Funken wieder zur Jungfrau machen; mit der Tochter soll der Vater verkehren, das ist das natürliche, weil ein Blut ... Ich bestätige, daß das die gesetzliche Sache ist, da ich, als ich ein einjähriges Kind war, mit allen Königinnen in Wien verkehrte« (Hollos, 1922, 12-14).

Er entwickelt die Idee, er sei Präsident und Reformator der Welt. Später wird er zum Erschaffer der Welt, mit Hilfe einer eigenartigen Prozedur. Er »arbeitet« stundenlang mit großer Anstrengung, indem er unter die Bettdecke schlüpft, mit seinen Händen rhythmisch seinen Brustkorb reibt und dazu selbstgemachte Lieder singt, die oft ganz sinnlos erscheinen. Indem er davon singt und reibt, kann er in seiner Vorstellung Millionen von Zigaretten, Tabak, Salongulyás, Speck, Buchdruckereien usw. schaffen. Er ist angestrengt und glücklich (Hollos, a. a. O.).

Im Größenwahn werden unverhüllte Wunscherfüllungsphantasien manifest, die nach infantilem Muster gebaut sind. Sie kennen keine Einschränkung durch Moral, Realitätssinn oder Bescheidenheit, sondern entsprechen den Wunschträumen der Kinder und manchen Tagträumen der Erwachsenen. Auffällig ist, daß peinliche, schmerzliche, konfliktreiche Themen verschwunden sind. Statt Leiden und Unglück herrschen Größe und Wunscherfüllung. Die tatsächliche Impotenz etwa wird in die Phantasie größter sexueller Fähigkeiten umgewandelt. Ein anderer Patient der Budapester Irrenanstalt sagte, er könne stündlich zwanzigmal koitieren. Er werde so viele Kinder machen, daß die Bevölkerung Ungarns auf 500 Millionen steigen werde. Wieder ein anderer meinte, er könne mit allen Frauen auf der Welt auf einmal verkehren.

Der Größenwahn fällt nicht vom Himmel. Er schließt mit seinen Inhalten und Phantasien an das Seelenleben an, wie es den Kranken schon zuvor bewegte. Unser Schriftsetzer kann den Gulasch erschaffen, den er als Kind nie bekommen hat, die Zigaretten, die er im Krieg entbehren mußte, und die Bourgeoisie in ihre Schranken weisen, wofür er immer gekämpft hatte. Auch bei Nietzsche knüpften die Größenideen an seine früheren Gedanken und seine Selbsteinschätzung an, gestalteten sie aus und intensivierten sie. Nietzsche hatte schon als Kind ein besonderes Sendungsgefühl gehabt. Er bezeichnete sich wiederholt als Prinz, als Königs- oder Gotteskind, weil er

am Geburtstag seiner Majestät Friedrich Wilhelms IV. geboren war. Wie weit er später in seiner Philosophie eigene Größenvorstellungen ausgearbeitet hat, bleibt eine heikle Frage der Interpretation.
Die kindlichen Wunschphantasien und die Tagträume der Erwachsenen sind also, zusammen mit manchem unbewußten Material, der seelische Ursprung des Größenwahns. Wir können geradezu eine Reihe aufstellen: Größenphantasien – Größenselbst – Größenwahn. Größenphantasien sind alltäglich. Sie dienen der aktuellen Regulation des Selbstwertgefühls. Da sie als Tagträume nicht dem unmittelbaren Druck der Realität unterliegen, bieten sie einen spielerischen Raum des Phantasierens, Wünschens und Sich-Identifizierens, der für unsere Lebendigkeit und seelische Beweglichkeit sehr wichtig ist. Das Größenselbst ist (beim Erwachsenen) eine pathologische Struktur. Heinz Kohut hat es in seinem Buch über den Narzißmus (1971) erstmals ausführlich beschrieben. Das Größenselbst hat, was niemand verwundert, mit der Abwehr teilweise unbewußter Kleinheitsgefühle, Selbstverachtung, Kränkung und Erniedrigung zu tun. Wie alle Größenideen dient es dazu, die schmerzliche Wahrnehmung von Kleinheit, Machtlosigkeit oder Beschädigung zu vermeiden, indem es diese ins Gegenteil verkehrt. Während narzißtische Menschen jedoch andere brauchen, um ihre eigene Größe bestätigt und gespiegelt zu sehen, kommt es im Größenwahn zu einem qualitativen Sprung. Der Kranke hat sich in ihm unabhängig gemacht von seiner Umwelt. Aus dem armen Nietzsche wird Dionysos in Person, und es kümmert ihn gar nicht mehr die Frage, ob andere das auch so sehen. Die Umwelt ist nur noch das Erfolgsorgan der eigenen wahrgenommenen Größe. Dies ist ein zentraler Punkt: daß der Größenwahn, wie andere Wahngestaltungen – Verfolgungswahn, Eifersuchtswahn, Dermatozoenwahn usw. –, eine neuartige psychische Bedeutung erhält.

Der schizophrene Größenwahn

Bis heute haben die von Karl Jaspers 1913 aufgestellten Wahnkriterien Gültigkeit, mit denen er den Wahn von anderen psychopathologischen Erscheinungen abgrenzte: 1. Subjektive Gewißheit, 2. Unkorrigierbarkeit und 3. Unmöglichkeit des Inhalts.
Der Kranke ist vollkommen davon überzeugt, daß sein Wahngedanke richtig sei. Bin ich Dionysos? Aber natürlich. Er läßt sich von niemandem und durch kein Argument von seiner Vorstellung abbringen. Und für alle Außenstehenden ist offensichtlich, daß seine Vorstellung unmöglich der Realität entsprechen kann. Dieses dritte Kriterium ist am häufigsten diskutiert und in Frage gestellt worden, weil es mehr als die anderen vom Urteil des

Beobachters abhängt. Aber in den meisten Fällen ist die Unmöglichkeit des Wahninhalts doch offensichtlich. Für unseren Zusammenhang heißt das: Größenideen sollten nur dann als Größenwahn bezeichnet werden, wenn sie Jaspers' drei Wahnkriterien erfüllen. Wahnvorstellungen sind im übrigen psychopathologisch sehr unspezifisch. Das heißt, sie sind nicht typisch für bestimmte psychotische Störungen. Sie können, aber müssen nicht, bei hirnorganischen, toxischen, schizophrenen, paranoiden oder manisch-depressiven Psychosen auftreten. Dies gilt auch für den Größenwahn. Am häufigsten ist er bei der progressiven Paralyse, in der Schizophrenie und in der Manie. Er steht dabei jedoch in einem jeweils anderen Zusammenhang.

Der schizophrene Größenwahn kommt seltener vor als der Verfolgungswahn. Er ist eingebettet in die Dynamik des Wahnerlebens und die damit verbundenen Ängste. In der akuten schizophrenen Psychose gehen die kognitiven Fähigkeiten des Kranken verloren, mit denen wir normalerweise unsere äußeren und inneren Wahrnehmungen ordnen und verarbeiten. Innere Erregung und panische Angst steigern sich. Es kommt zu dem typischen Beziehungserleben, in dem der Kranke vieles, was er wahrnimmt, auf sich selbst bezieht und ihm eine besondere Bedeutung beimißt. Ein Flugzeug am Himmel mit einem Silberstreif: das bedeutet etwas. Ist es nicht ein Fingerzeig Gottes? Diesem roten Auto schon dreimal begegnet: der da drin sitzt, muß mir übel wollen. Das ist doch ein Agent der Mafia! Der beginnende Wahn entsteht als seelischer Versuch, durch unbewußte Assoziationen und bewußtes Denken das unerklärliche Erleben zu ordnen. Der Kranke empfindet sich dabei hervorgehoben unter den anderen Menschen, er selbst bekommt eine besondere Bedeutung. Vom Geheimdienst verfolgt zu werden, von Strahlen beeinträchtigt, vom Nachbarn bedroht, von Gott mit Nachrichten versehen – diese Exklusivität, Größe und einsame Sendung sind das Unspezifische am Größenwahn der Schizophrenen.

Manche Kranke entwickeln daraus einen ausgestalteten Größenwahn. Dieser hat oft religiöse Inhalte. Eine sechsundvierzigjährige Frau erlebte nach einem quälenden Verfolgungswahn einen ekstatischen religiösen Zustand, der in den Wahn einer religiösen Sendung mündete. Sie biß ihre Tochter, die von einem Neger vergewaltigt worden sei, in den Arm, um ihr das Gute einzuimpfen. Gott habe ihr eingegeben, sie sei Christus; ihr Untermieter, von dem sie sich anfänglich verfolgt fühlte, sei der Teufel. In späteren schizophrenen Schüben hörte sie Stimmen, die ihr ihre leichtsinnige Vergangenheit vorhielten. Schließlich siegte jedoch immer die Überzeugung, vom heiligen Geist ausgewählt zu sein. Zuletzt ging sie als segnender Heiland durch die Krankenzimmer und war dabei ausgesprochen glücklich (dieses und die folgenden Beispiele aus Avenarius, 1978).

Ein dreiundzwanzigjähriger Student, der unter einer chronischen Schizophrenie litt, vernahm die Stimme Gottes und der Mutter Maria. Sie teilten ihm mit, daß er Priester werden solle, dann sagten sie ihm, daß er Bischof, später noch, daß er Kardinal, dann Papst und schließlich der liebe Heiland werde. Er wollte zum Bischof seiner Heimatdiözese und später zum Papst reisen, um sich als Gottes Sohn vorzustellen. Dann meinte er, daß er der Herrgott sei, der größte Führer des Abendlandes; er sollte Verbindung zum Papst und zum Bundeskanzler aufnehmen. Gott spreche zu ihm, daß er auserwählt sei. »Ich strahle die Gottheit aus. Es kommt von oben und ich muß es dann wieder herausstrahlen.« Er meinte, er könne mit seiner Kraft Eisenbahnzüge anhalten. Er stellte sich tatsächlich auf ein Eisenbahngleis, denn wenn er auf den Gleisen stehe, fahre der Zug ja um ihn herum. Glücklicherweise wurde er gefunden, bevor die Realität seinen Wahn falsifizierte.

Im Größenwahn äußert sich die Gewißheit unbegrenzter Macht und Erwählung. Die Wahnthemen sind der Zeit und dem Kulturkreis des Kranken entnommen. Sie sind also veränderlich. Neben den religiösen und metaphysischen Ideen entwickeln Frauen häufig einen Abstammungswahn: daß sie nicht von ihren Eltern, sondern von großen und bedeutenden Gestalten abstammten. Oft litten sie vorher unter Schuld, eigenem Versagen und Selbstvorwürfen. Der Wahn ihrer großartigen Herkunft vernichtet dann diese Kleinheitsgefühle.

Eine siebenundvierzigjährige Edelsteinhändlerin war Tochter eines Alkoholikers gewesen und bei Pflegeeltern aufgewachsen. In ihrem schizophrenen Wahn berichtete sie von ihrer Abstammung aus dem Hause des Königs Salomon. Ihre Mutter sei eine getaufte Jüdin und habe sie, die Patientin, von dem ungetauften Weinhändler Salomon Weiß empfangen. Sie werde nun von den Juden des Alten Testaments verfolgt, es gehe u. a. darum, ihr ihren Anteil aus dem in der Schweiz aufbewahrten 600-Millionen-Fonds für verfolgte Juden vorzuenthalten. Bei einem kürzlich abgelaufenen, internationales Aufsehen erregenden Wirtschaftsprozeß sei auch ihr Geld verhandelt worden. Die Familie Rothschild und die Familie Amsberg aus Holland verfolgten sie, ebenso wie der israelische und der amerikanische Geheimdienst. Dabei würden alle Mittel der Wissenschaft und Technik gegen sie eingesetzt. Zweimal im letzten halben Jahr sei ein Strahlenattentat auf sie ausgeübt worden. Sie habe dies daran gemerkt, daß es mitten in der Nacht plötzlich in ihrem Zimmer ganz hell geworden sei. Skeptischen Bedenken gegen ihre Abstammung begegnete sie mit dem Argument: »Dazu brauche ich keine Ahnenliste, das Sein genügt, daß ich es bin.« Sie habe von ihrer Abstammung schon seit dem zweiten Lebensjahr gewußt.

Neben religiösen Vorstellungen sind Geld und ungewöhnlicher Reichtum

das häufigste Thema des Größenwahns. Vorwiegend männliche Patienten träumen daneben auch von besonderer Macht, genialer Geistesgröße oder außergewöhnlichen Fähigkeiten. Ein achtunddreißigjähriger Mann hatte die wahnhafte Überzeugung entwickelt, er habe ein Abwehrgeschoß erfunden, welches in der Lage sei, sämtliche Nuklearköpfe aller feindlichen Raketen zu zerstören. Er verfügte über sauber ausgearbeitete Modelle und Zeichnungen seines Geschosses, die er jedermann ausführlich zu demonstrieren pflegte. Zu wiederholten Malen hatte er erfolglos versucht, hierfür ein Patent zu bekommen. Obwohl er immer wieder betonte, wie genial seine Erfindung sei, wurde er in der kleinen Firma, die ihn als Computer-Fachmann beschäftigte, als Spinner toleriert.

Ein vierzigjähriger Mann erzählte, er mache eine Ausbildung als Astronaut, deshalb sei er in dem Krankenhaus untergebracht. Diese Ausbildung laufe seit zwölf Jahren, seither werde laufend Geld auf sein Konto überwiesen. Die Ausbildung als Astronaut dauere so lange, weil er die Anziehungskraft der Erde überwinden müsse. Terra, die Erde – heute mittag um 12 Uhr werde der Bann gebrochen und er als Astronaut anerkannt werden. Er werde von der Bundeswehr beaufsichtigt und telepathiert, er unterstehe direkt dem Verteidigungsminister, er selbst habe den Rang eines Majors. In der Kirche habe er die Stimme Gottes gehört und mit Gott gesprochen.

Der Größenwahn in der Schizophrenie ist Folge des Zusammenbruchs des Ichs und seiner Fähigkeiten. Er ist ein kreativer Versuch des Unbewußten, diese Krankheitserscheinungen zu verarbeiten. Dies kann auf verschiedenem Wege geschehen, und entsprechend differenziert müßte unser theoretisches Verständnis sein. Bis heute gibt es keine einleuchtende Theorie des Größenwahns, obwohl in Psychiatrie und Psychoanalyse verschiedene Vorschläge dazu gemacht worden sind. Oft ist der Größenwahn Ausdruck einer psychotischen Regression zu archaisch-infantilen Zügen eines Größenselbst, das Nährboden vieler schizophrener Erkrankungen ist (Benedetti 1983). Ihm entspricht die wahnhafte Allmacht, die sich besonders in Vorstellungen von grandiosen Fähigkeiten (»ich kann den Zug anhalten«) manifestiert. Ein solcher Mensch ist unbewußt immer schon unerschütterlich von seiner Großartigkeit überzeugt. Harris (1977) hat dies eine Art primäre Grandiosität genannt. Ihr steht eine kompensatorische Grandiosität gegenüber. Der Größenwahn hat dann die Funktion, die Wahrnehmung von Nichtigkeit, Leere, Zerfall, Ohnmacht abzuwehren, also die Wahrnehmung einer tödlichen Zerstörung des Selbstgefühls. Dieser Abwehr-Größenwahn drückt sich bevorzugt aus in Vorstellungen von grandiosen Rollen (»ich bin von Gott gesandt«) oder grandiosen Identitäten (»ich bin Gott«, oder »der

Präsident«). Es kommt zur Identifizierung mit einer anderen Gestalt, wobei kein Unterschied mehr zwischen Subjekt und Objekt besteht. Auffällig ist dabei, daß der Schizophrene meist relativ leicht seine Identifizierung – und damit seine Identität – wechseln kann. Zentral ist nicht so sehr, ob er sich nun als Messias oder als auferstandener Napoleon sieht, sondern wie weit sich dadurch sein Selbstgefühl stabilisieren kann. Der Kranke erlebt dies jedoch nicht als seine eigene Wahl. Er macht sich nicht zu einem Helden oder zu Gott, sondern umgekehrt: Gott nimmt ihn in Besitz. Nicht der schizophrene Patient nimmt eine Besetzung von Welt vor, sondern die Welt besetzt ihn. Dies ist der entscheidende Unterschied zu anderen Identifikationsvorgängen, in denen wir einen Sportler bewundern, einen Musiker oder Philosophen vergöttern, einen Lehrer finden oder einen Freund; wo wir also eine libidinöse Besetzung eines anderen Menschen vornehmen, ohne jedoch den Kern unseres Selbstgefühls verloren zu haben.
Auch der Schizophrene fühlt den Drang, von seiner großartigen Identität anderen Menschen etwas mitzuteilen (so wie wir von unserem Idol schwärmen). Doch diese Mitteilung bleibt eigentümlich leer. Es ist die kühle Objektivität, die Unerschütterlichkeit des Wahns, die keinen Kontakt erlaubt. Denn der Wahn lebt ja gerade davon, Emotionen und Ängste ausgeschaltet zu haben. So bleibt schließlich der schönste Größenwahn eine triste Angelegenheit, die den Außenstehenden immer stärker bedrückt, anstatt ihn zu begeistern. Er ist eine phantastische, nur den Patienten betreffende Realität, die jeden Austausch mit einem anderen Menschen negiert. Erst wenn es gelingt, den emotionalen Beitrag zur Wahnbildung wieder zu entdecken, wird er nachvollziehbar.

Der manische Größenwahn

Unsere Vorväter haben die Schizophrenie eine Geisteskrankheit genannt, die manisch-depressive Psychose dagegen eine Gemütskrankheit. Und so ist es: der Größenwahn in der Manie hat einen ganz anderen Hintergrund. Es ist die Veränderung von Stimmung und Antrieb, die den manischen Größenwahn gebiert. Der Maniker ist kaum mehr müde, schläft wenig, empfindet sich als vital und höchst leistungsfähig, kann besser denken als normal, ist bestens gelaunt und unternehmungslustig, all seine Fähigkeiten und seine Stimmungen sind gesteigert. Manchmal ist sein Hochgefühl gemischt mit einer gereizten Aggressivität. Diese Veränderungen haben tatsächlich in ihm stattgefunden, und oft sind sie verbunden mit Größenideen, die jedoch flüchtiger sind als in der Schizophrenie und selten zu fixierten Wahngebäuden führen. Oft sind es vorwiegend eigene grandiose Fähigkeiten, von denen

der Maniker überzeugt ist. Ein Pastor machte einer Krankenschwester in der Klinik eindeutige Angebote. Er meinte, er könne ihr, wenn sie mit ihm zusammen die Liebe versuchen wolle, ein himmlisches Vergnügen garantieren, nicht nur durch die Verbindung seines Amtes mit dem Himmel, sondern auch, weil er übermenschliche, göttliche Liebeskräfte habe. Ein junger Patient verkündete bestens gelaunt ohne Unterlaß: »Ich bin der größte Heinzelmann der Welt.« Er sah sich als Mitglied einer berühmten Heavy-Metal-Rockgruppe. Eine junge Frau war der Ansicht, sie könne Mick Jagger sofort als Liebhaber gewinnen, jetzt wo Bianca von ihm getrennt sei, bräuchten sie sich nur noch zu treffen, dann würde es so gewaltig funken zwischen ihnen ...

Oft ist die Hochstimmung des Manikers ansteckend und mitreißend, zumindest kurzfristig. Geld zum Fenster hinaus zu werfen, jeden Tag ein neues Abendkleid oder teuersten Schmuck zu kaufen, den neuesten Lamborghini Testarossa zu bestellen, großartige Geschäfte einzuleiten, das hat schon etwas für sich. Manche Maniker fühlen sich unverletzbar im Autoverkehr, rasen bei rot über die Kreuzung, meinen, sie könnten auf dem Wasser wandeln oder durch eine Glastür gehen. Sie verletzen und gefährden sich dann tatsächlich. Der manische Größenwahn ist expansiv. Er hat sein Gegenstück im depressiven Kleinheitswahn – »Ich bin die größte Sünderin der Welt, das personifizierte Schlechte« –, der ein versteckter Größenwahn ist. Meist sind in ihm biologische Veränderungen von Stimmung und Antrieb verbunden mit psychologischen Mechanismen, die wir schon kennen: der Verleugnung von Konflikten und Enttäuschungen, von Verlust und Trennungen, von Themen mit unangenehmer Bedeutung, und zwar besonders ihrer emotionalen Anteile. So ist die Feier des Selbst in der Manie Ausdruck einer narzißtischen Abwehr. Jene Spannung der Seele im Unglück, von der Nietzsche gesprochen hatte, ist ausgelöscht.

Was ist der Reiz am Größenwahn?

In seinen klinischen Erscheinungsformen ist der Größenwahn mit schweren seelischen Erkrankungen verbunden. Er entsteht aus der Abwehr archaischer Ängste, welche das Selbstwertgefühl der Kranken in seinem Kern bedrohen. So hat er die Kraft, durch narzißtische Manöver von einem enormen Leidensdruck zu entlasten. Je großartiger der Größenwahn, desto schlimmer muß das darunter verborgene Leiden sein. Er ist in dieser Hinsicht ein Selbstheilungsversuch der Seele.

Gleichzeitig kommt in ihm ein unbewußter Wunsch zum Ausdruck. Es ist der Wunsch, allmächtig zu sein, unverletzlich, dem reinen Lust-Ich folgen

zu können. Er wird vorwiegend libidinös genährt, kaum aggressiv. Jede Phantasie sollte Realität werden können, jeder Wunsch in Erfüllung gehen, keine Einschränkung durch die Realität bestehen. Keine Moral, keine sozialen Forderungen, keine Gebote des Gewissens oder des Ich-Ideals mit ihrem kritischen Blick würden die Expansion des eigenen Selbst behindern. Der Größenwahn lebt in einem Überich- und realitätsfreien Raum. Dadurch sind alle Schwierigkeiten, Konflikte und Einschränkungen aus der Welt geschafft, die uns realiter ununterbrochen beschweren. »Me, myself and I« sind der Nabel des Größenwahns. Das macht ihn vielleicht so reizvoll: daß er Ausdruck eines Wunsches ist, der in jedem von uns schlummert.

Durch das Einziehen der libidinösen Besetzung anderer Menschen und der Realität kommt es zu einer enormen Ich-Vergrößerung. Der Größenwahn hat sich von den Objekten unabhängig gemacht. Und er hat die Selbstkritik verabschiedet, so als ob es keine Differenz mehr gäbe zwischen dem Ich-Ideal (wie man gerne sein möchte) und dem realen Ich (wie man tatsächlich ist). Er kennt deswegen auch keine Enttäuschung, keine Scham bei seiner Exhibition und keine Scham bei einem Mißlingen, denn er nimmt dieses nicht wahr. Es gibt nur angenehme Gefühle für ihn. Er kennt nicht einmal narzißtische Wut, die bei einer Kränkung seiner Größenideen aufkommen könnte, denn er ist nicht kränkbar. Eine solche absolute Herrschaft von Lust und Allmacht hat schon etwas Bestrickendes. Psychoanalytiker meinen, daß in ihr frühkindliche Größenideen wieder auferstehen. Als Kinder glaubten wir noch uneingeschränkter an die Allmacht von Gedanken und Wünschen, auch an die Allmacht der Erwachsenen, mit denen wir uns identifizierten. Es ist ein mühsamer und schmerzlicher Prozeß im Erwachsenwerden, diese Größenideen den Realitäten der Liebe und der Arbeit zu opfern. Wo es einmal hieß: »His Majesty the Baby«, heißt es nun, sich mühsam mit der Realität auseinanderzusetzen.

Manche Leserin dieser Arbeit wird sich gefragt haben, weshalb ich fast nur Beispiele von männlichem Größenwahn angeführt habe. Nun, es hat sich so ergeben. Weil ich ein Mann bin? In der mir bekannten Literatur über den Größenwahn taucht keine Frau als Autorin auf – so als ob Frauen weniger davon fasziniert wären. Es gibt einige statistische Hinweise darauf, daß Größenwahn bei Männern wesentlich häufiger auftritt als bei Frauen, nicht nur bei der progressiven Paralyse, sondern auch in der Schizophrenie und Manie. Und nicht nur in Deutschland und Amerika, sondern auch in Japan und China. Ist der Größenwahn eine Domäne der Männer? Wenn ja, würde dieses psychopathologische Phänomen dem sozialpsychologischen korrespondieren, daß Männer eher dazu neigen, ihre Phantasien von Potenz und Macht in die Tat umzusetzen.

Vorhin hatte ich die Reihe Größenideen–Größenselbst–Größenwahn aufgestellt. Das sind alles Gebilde der Phantasie; was dabei fehlte, ist eine vierte Kategorie, in der Größenphantasien in die Tat umgesetzt werden: die realisierte Grandiosität. Sie ist kein psychologisches Phänomen mehr, sondern ein gesellschaftliches. Geld, Macht, Einfluß, Grausamkeit, die reale Erhöhung des Selbst über andere Menschen – unser gesellschaftliches und ökonomisches Leben bringt genügend Anschauungsmaterial dafür. Fast könnte man sagen: In unserer Kultur des materiellen Überflusses ist der Größenwahn in die Normalität übergegangen. Ich möchte einen psychologischen Aspekt dabei hervorheben. Die kindlichen Omnipotenzphantasien wuchern insbesondere in der analen Entwicklungsphase. Anale Größe und Macht sind mit einer spezifischen Grausamkeit verbunden, die sadistische Züge trägt. Vor allem ist es eine affektlose Grausamkeit, die Entsetzliches anstellen kann, ohne es selbst emotional wahrzunehmen. Dieselbe isolierte Grausamkeit findet sich auch bei der grandiosen Selbstdurchsetzung. Sie kennt kein Mitgefühl mit ihren Opfern, weil sie diese sowieso nur als Dreck ansieht und behandelt. Von den Verbrechen der Deutschen während des Nazismus bis zum heutigen Straßenverkehr bietet uns das Leben auch dafür Anschauungsmaterial genug – nicht zu vergessen das Kapital, das davon lebt, zu wachsen und sich zu vermehren, und deswegen eine gleichsam eingebaute Grandiosität besitzt; und damit eine immanente Grausamkeit.

Der Größenwahn scheint in den letzten hundert Jahren immer seltener aufzutreten. Diese Tendenz wird durch alle empirischen Studien bestätigt, und zwar nicht nur für die Schizophrenie und Manie, sondern selbst für die wenigen verbliebenen Patienten mit progressiver Paralyse. Andere Wahnthemen wie Verfolgung, Beeinflussung, Beeinträchtigung blieben gleich häufig oder nahmen leicht zu, Vorstellungen von Hypochondrie und Insuffizienz nehmen erheblich zu. Weshalb der Größenwahn so sehr zurückgeht, bleibt eine offene sozialpsychologische Frage. Es wurde vermutet, dies hänge mit der Abnahme geeigneter Bezugsfiguren zusammen – wenn Fürstenhäuser und militärische Helden an Bedeutung verlieren, leide der Größenwahn an Besetzungsatrophie. Ich glaube nicht so recht daran. Denn wo eine grandiose Wahndynamik ist, da sucht sie sich ihre Idole und findet sie auch heute. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts bestand eine fast heilige Scheu, mit Patienten über ihre Wahnvorstellungen zu sprechen. In den Krankenblättern wurden sie vermerkt, aber nicht ausgeführt oder analysiert, so als ob ein Tabu auf ihnen läge. Ein zunehmend realistisches und wissenschaftliches Denken, Katalogisieren, Psychologisieren nahm seither dem Wahn seinen Zauber und entmystifizierte ihn. Vielleicht haben die Themen von Größe

und Allmacht sich verwandelt in jene der Hypochondrie, Insuffizienz und Beeinträchtigung. Sie zeugen nicht mehr von einem expansiven farbenfrohen Narzißmus, sondern von einem Narzißmus in tristem Gewand. Ist nicht unser äußeres Leben großartiger geworden, unser Seelenleben jedoch grauer und ärmer an Bildern?

Literatur

Richard Avenarius (1978), *Der Größenwahn*, Berlin u. a.: Springer.

Gaetano Benedetti (1983), *Todeslandschaften der Seele*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Irving Harris (1977), »Psychotic Grandiosity«, *Psychiatry* 40, 344-352.

Stefan Hollos, Sandor Ferenczi (1922), *Zur Psychoanalyse der paralytischen Geistesstörung*, Leipzig: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.

Bertram Lewin (1950), *Das Hochgefühl*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1982.

Manfred Spitzer (1989), *Was ist Wahn?* Berlin u. a.: Springer.

Pia Daniela Volz (1990), *Nietzsche im Labyrinth seiner Krankheit*, Würzburg: Königshausen u. Neumann.

Robert Schindel

Gebürtig

Roman. 360 Seiten
Gebunden. DM 38,-

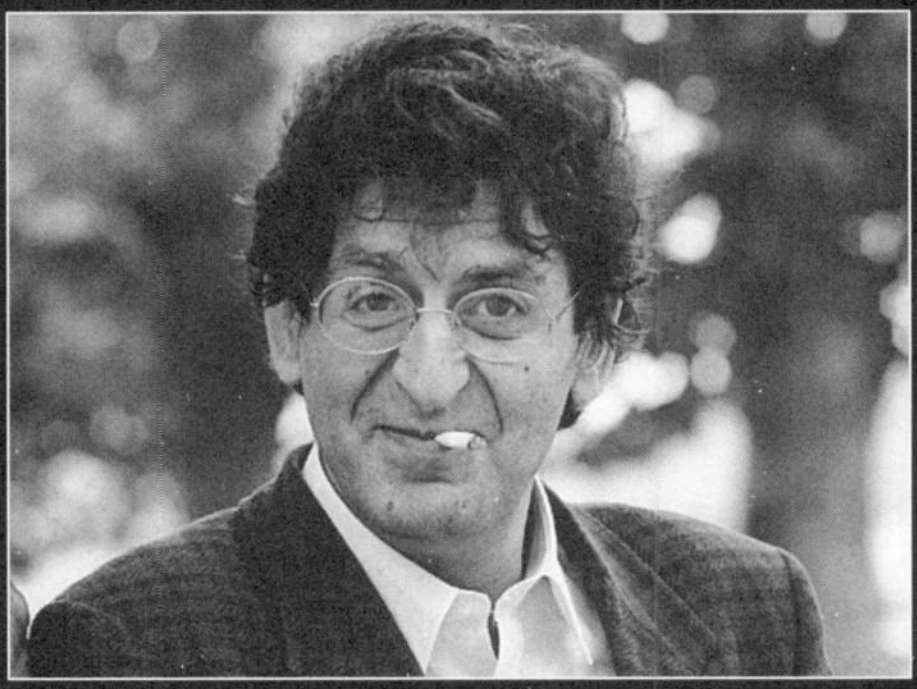


Foto: Isolde Ohlbaum

»Es gehört zu den besten Erfahrungen eines geduldigen Kritikerlebens, wenn man vom eben aufgeschlagenen neuen Buch gleich auf den ersten Seiten, ja mit den ersten Sätzen überwältigt wird – aufgestört durch eine so noch nie gehörte Sprache, deren Rhythmus und Bildkraft einen bereits ergreifen, während die mittransportierten Inhalte einem nacheinander im Kopf aufgehen und dort den Eindruck fixieren: hier wagt sich jemand aufrechten Gangs mitten in die Tabuzone eines hochbrisanten Themas.« *Gunhild Kübler, Neue Zürcher Zeitung*

Suhrkamp

»Was ist an der Politik politisch?«

Wir haben uns daran gewöhnt, daß Politik von denen »gemacht« wird, die sich zu ihren Experten erklärt haben und sie als »Beruf« ausüben – sie sprechen in unserm Namen, verhandeln über unsere Interessen, agieren und entscheiden an unserer Statt. Die Folge davon ist ein zunehmend sprachloses Gemeinwesen. Der mündige Staat droht den mündigen Bürger zu verhindern.

Das neue Buch von Oskar Negt und Alexander Kluge ist eine radikale Kritik der sogenannten Realpolitik. Es verteidigt die Ausdruckskräfte des Einzelnen gegen die Regelungsgewalt der Institutionen.

342 Seiten. Gebunden. DM 39,80

In allen Buchhandlungen

S. Fischer

Karl Markus Michel
Heldendämmerung

Die Schicksale der Grandiosität

»Aber bei meiner Liebe und Hoffnung beschwöre ich dich: wirf den Helden in deiner Seele nicht weg.«
Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*

Vorspruch

Bei den Buntbarschen im Tanganjika-See wird der Konkurrenzkampf der Männchen mit aller Härte ausgefochten. Sobald er entschieden ist, transformieren sich die Körper von Sieger und Besiegtem. Der letztere zieht buchstäblich den Schwanz ein, wird unansehnlich, schwimmt fortan friedlich im Schwarm und hat gute Aussichten, alt zu werden. Der Körper des Siegers hingegen schwillt an wie aus Stolz, erstrahlt in buntem Glanz und strotzt vor Zeugungskraft. Das kommt daher, daß bestimmte Gehirnzellen das Sechs- bis Achtfache ihrer natürlichen Größe erreichen, wodurch die Produktion von Sexualhormonen stark gesteigert wird (indes beim Verlierer die Hoden schrumpfen). Aber die prächtigen Herren leben gefährlich, denn sie lenken die natürlichen Feinde auf sich. Außerdem können Rivalen heranwachsen, die ihnen auf den Putz hauen. Wenn sie besiegt werden, schrumpfen sie innerhalb weniger Tage, verlieren ihre Pracht und ihre Potenz.[1]

Seelenkunde

»... es war diesem, als werde von einem steigenden Genius sein Herz und sogar sein Körper, wie der eines betenden Heiligen, gehoben über die Laufbahnen einer gierigen kriechenden Zeit – die großen Menschen einer größern traten unter ihre Triumphbogen und winkten ihm, näher zu ihnen zu kommen« (Jean Paul, *Titan*).
Aber warum nur? Was helfen die großen Menschen von einst? Wozu überhaupt Helden? So darf man nicht fragen, sonst untergräbt man eine Prämisse unserer Kultur, die da lautet: Wo immer etwas gegründet oder gestiftet, erkämpft oder entdeckt wird, sind Helden am Werk. Jeder Schritt, ja jeder Blick in Neuland wiederholt den ersten großen Übergang, den die Mythen uns künden: von der Natur zur Kultur. Wenn solch ein Schritt mißlingt,

werden andere kommen, die ihn vollziehen, und der ihn als erster wagte, wird nicht mehr Narr sein, sondern Held. »Wahnsinnige, Phantasten, Verblendete, Neurotiker und Geistesgestörte ... haben den Anstoß zu bedeutenden kulturellen Bewegungen gemacht«[2] – das stiftet an.
So sehen wir sie überall aufsteigen, ringen, kämpfen, diese Helden und Heldinnen in spe, Erzeugnisse einer kulturellen Produktion, die dem gesellschaftlichen Imaginären verpflichtet ist. Sie steigen auf, »verrichten die Taten und tragen die Schuld« (Hegel). Aber die *Kosten* tragen gemeinhin andere. Die Taten der Helden fordern Opfer, das lehrt uns die Tradition. Die Leichenberge auf der Shakespeare-Bühne sind für uns fast Landschaft, und wenn Plutarch erzählt: »Ein wilder Kampf entbrannte um den Helden, im Augenblick war der Boden mit Leichen bedeckt«, dann blicken wir erst recht hinauf, zu Ihm. Dabei wissen wir sehr wohl, daß für seinen Triumph nicht nur Feinde fallen, es sterben auch Freunde, Anhänger. Die meisten bleiben namenlos. Alles Licht fällt auf den Einen. Und wenn er stürzt, reißt er oft viele mit sich hinab, zum größeren Ruhm seines Endes. Für einen Helden stirbt sich's leicht, meinen die Hinterbliebenen. Hier rührt das Imaginäre an die Realität. »Mir scheint«, sagte Alexander Sinowjew, »daß die Säuberungen Stalins mehr zu seiner Vergöttlichung beigetragen haben als seine starrköpfige Politik, die darauf abzielte, die Nahrungsmittelpreise um ein paar Kopeken zu senken« (*Le Monde*, 22.12.79).
Obwohl es mildere Formen des Opfers gibt, wohlfeilere Helden sozusagen, trägt dieses durch zahllose Epen und Dramen, Romane und Filme errichtete Phantasma mit seinem opferkultischen Brodem deutliche Züge des Mythischen. Ist es vielleicht *der* Mythos unserer mythenlosen Kultur, die auf dem *principium individuationis* gründet? Also der Mythos der Individualität und damit ihr Garant? Wie immer die Personifizierung dieses Prinzips genannt werden mag: Persönlichkeit oder Identität, Ich oder Selbst, Subjekt oder auch, wie in frömmeren Tagen, Seele – man wußte stets, »daß eine dem Ich vergleichbare Einheit nicht von Anfang an im Individuum vorhanden ist« (Freud), sondern erst mühsam hergestellt werden muß. Aber von wem, wenn nicht vom Ich? Für dieses Dilemma wurden viele Umschreibungen gefunden. Man sprach z. B. von der »Reise ins Innere« – sie führte freilich oft genug, anstatt zu einem strahlenden Ich, ins »Herz der Finsternis«. Das reizvollste (wiewohl ganz untaugliche) Bild stammt von Plotin: Sein Ich verwirklichen hieße, »seine eigene Statue meißeln«, so wie der Bildhauer von einem Marmorblock alles Überflüssige wegschlage, um die »Idea«, das wahre Bildnis herauszuholen. Doch wer ist in diesem Fall der Bildhauer? Und woher stammt die Idea, die sich wie durch ein Outing offenbart?
Gleichviel. Man sagte »Ich«. Man sagte es intentional, im Blick auf ein

spirituelles, ein imaginatives Ziel, das Christen wie Heiden anstrebten, nämlich: »uns so zu verhalten, daß wir Gott ähnlich sind« (Clemens von Alexandria), »nicht frei von Fehl zu sein, sondern Gott zu sein« (Plotin). Später drückte man das bescheidener aus; oder vorsichtiger. Doch Kant, um nur ihn zu bemühen, meint nichts anderes, wenn er sagt, die Pflicht gegen sich selbst bestehe »in Erhöhung seiner moralischen Vollkommenheit...; zu welchem Ziele aber hinzustreben beim Menschen immer nur ein Fortschreiten von *einer* Vollkommenheit zur anderen ist; ›ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem trachtet nach‹« *(Metaphysik der Sitten)*.

»Was ists denn, daß der Mensch so viel will? fragt ich oft; was soll denn die Unendlichkeit in seiner Brust?... Mehr will er, als er kann! das möchte wahr sein! O! das hast du oft genug erfahren... Das gibt das süße, schwärmerische Gefühl der Kraft, daß sie nicht ausströmt, wie sie will, das eben macht die schönen Träume von Unsterblichkeit und all die holden und kolossalischen Phantome, die den Menschen tausendfach entzücken, das schafft dem Menschen sein Elysium und seine Götter... (Hölderlin, *Hyperion*).

Die Rede ist von einem Imaginären, das aber wirklich ist, sofern es wirkt. Selbst Nietzsche, der sich eben noch, im *Zarathustra*, lustig machte über das »Ich und seine Sprünge«, preist dann doch als »reifste Frucht« am Baum der Sozietät und ihrer Sittlichkeit »das *souveräne Individuum*..., ein Vollendungs-Gefühl des Menschen überhaupt« *(Zur Genealogie der Moral)* – Nietzsche als Münchhausen im Sumpf des Relativismus! Zieht sich hinauf zur Emphase eines Jean Paul, der in der *Levana* schrieb: »Ich ist – Gott ausgenommen, dieses Ur-Ich und Ur-Du zugleich – das Höchste so wie Unbegreiflichste, was die Sprache ausspricht und wir anschauen... Jedes Ich ist Persönlichkeit, folglich geistige Individualität.«
Schwindel! wird da plötzlich gerufen. Betrug! Das autonome Individuum? Eine Fehlkonstruktion! Das souveräne Ich? Eine Fiktion! Die Identität? Eine Illusion! Für die aber »der Preis des Terrors zu entrichten ist. Das 19. und 20. Jahrhundert haben uns das ganze Ausmaß dieses Terrors erfahren lassen.« So röhrt Lyotard[3], und die Schar der Adepten heult es ihm nach, Klageweiber an der Leiche des von ihnen selbst gemeuchelten Subjekts. Am Anfang klang es ja schön ketzerisch. Mit Lacan vom »imaginären Status« des Ich zu reden war zwar trivial, denn das wußte doch jeder, der bei Trost war. Aber raunend hinzuzufügen: »Das Ich ist genauso wie ein Symptom strukturiert... es ist die Geisteskrankheit des Menschen«[4] – toll! Bald schon wurde aus der Häresie eine Orthodoxie, ein neuer Glaube. Lacan hatte das Ich in eben dem Narzißmus untergehen lassen, aus dessen Dynamik es, laut Freud, gebildet wird. Nun kamen andere und zogen aus dem Narzißmus-Sumpf die schönsten Dinge heraus: die Grandiosität, die Omnipotenz, den Exhibitionismus, das »kosmische Gefühl«; und dann, all dies umfassend,

das *Selbst* aus Kohuts Hand, das mit dem alten Selbst, ob nun bei Hegel oder bei Mead, nichts mehr gemein hat. Das narzißtische, das grandiose, das Größen-Selbst nährt sich aus dem »Glanz im Auge der Mutter, der die exhibitionistische Darbietung des Kindes widerspiegelt«. Dieses bald hungrige, bald satte Selbst setzt sich an die Stelle der windigen Ich-Identität – nicht nur im Schrifttum. Der Begriff bündelt, die Theorie segnet eine Fülle von tatsächlichen Verhaltensweisen, die heute vor allem bei jüngeren Menschen ins Auge fallen, weil sie die von der Freizeitindustrie angebotenen Selbst-Befriedigungen offen auskosten: süchtiger Umgang mit Popmusik, Glücksspielen, Computern usw., süchtige Identifikation mit Superhelden aus Comics, Science-fiction, Fantasy-Literatur und Action-Filmen.[1] Es scheint, als verschwände in diesen Rauschzuständen die Differenz zwischen dem, was einmal Ich genannt wurde, und seiner Idealisierung zum Heldenbild; als würden Größenselbst und Superheld identisch. Bedeutet dies das Ende einer Kultur, in welcher der Heldenmythos, wie er hier rekonstruiert werden soll, als eine Art Schrittmacher der Identitätsbildung diente?

Die große Illusion

»Dort, wo vor nicht allzu langer Zeit Männer wie Churchill, de Gaulle, Adenauer, de Gasperi standen, ist heute weit und breit kein Staatsmann zu sehen. Niemand, der eine Vision der Neuen Welt zu vermitteln vermag.« So urteilte kürzlich Gräfin Dönhoff. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts, zur Bismarck-Zeit, notierte Jacob Burckhardt eine »heftige Nachfrage nach großen Männern: im Staat hauptsächlich«, aber ach: »Unser Knirpstum; Größe ist, was wir nicht sind.« Nochmals ein Jahrhundert vorher, mitten in der Französischen Revolution, maulte Xavier de Maistre: »Man sieht keinen Theseus mehr, geschweige denn einen Herkules. Die Menschen, ja sogar die Helden unserer Tage sind Zwerge.« Man könnte sie weiter zurückverfolgen, die Spuren des Niedergangs. Die abendländische Literatur hallt wider von der Klage über den Heldenschwund, die Dekadenz der jeweils neuesten Zeit. Wir schlaffen ab, seit Menschengedenken. Auch das ist ein *mythisches* Wissen: es bleibt sich immer gleich. Aus ihm nährt sich unentwegt die Verklärung vergangener Taten, die den Mut für neue entfacht – wenigstens in der Phantasie. »Wer wünscht nicht seine Geliebte inmitten der Flammen zu sehen, wenn er sicher wäre, daß er sich hineinstürzen wie Alkibiades und sie in seinen Armen retten würde?« fragt listig Diderot (»Salon von 1767«). Ja, wenn man sicher wäre! Und wer gar, wie Alkibiades, nein: wie Albano, der Held von Jean Pauls *Titan*, anstatt der Geliebten gleich das Vaterland retten möchte, weil ein Genius ihn hinaushob über die kriechende Zeit, der steht

gegen Ende seines Romans vor dem Colosseum, die Arme ausgebreitet (was Unsterblichkeitssucht bezeugt), und ruft klagend: »O ihr großen Schatten, die ihr einst hier strittet und lebtet, ihr blickt herab vom Himmel, aber verachtend, nicht trauernd, denn euer großes Vaterland ist euch nachgestorben! Ach, hätt' ich auf der nichtigen Erde voll alter Ewigkeit, die ihr groß gemacht, nur eine Tat eurer wert getan!«
Unsere Kultur lebt von solchen Taten, ob sie nun in der Wirklichkeit geschehen oder in der Phantasie, von einem Alkibiades vollbracht oder nur erträumt von einem Albano, der seinerseits erdichtet ist. Diese Unterschiede verlieren sich, wenn heroische Vorzeit und poetische Utopie verschmelzen zu jenem Imaginären, das die Faktizität überholt. Wird das Imaginäre damit zum Blendwerk, zur Mystifikation? Diderot fährt fort:

»Wir gehen ins Theater, um eine Hochachtung vor uns selbst zu erwerben, die wir gar nicht verdienen; um eine gute Meinung von uns selbst zu gewinnen, um an dem Stolz auf große Taten teilzuhaben, die wir doch niemals vollbringen werden – wir eitlen Schatten der Gestalten, die man uns auf der Bühne vorführt. Hier im Theater sind wir sofort bereit, die bedrohte Tugend zu umarmen und an unser Herz zu drücken; hier sind wir fest überzeugt, daß wir mit ihr triumphieren werden – oder sie aufgeben werden, wenn es an der Zeit ist; wir folgen ihr bis zum Fuß des Schafotts, aber keinen Schritt weiter...«

So ist es, leider. Ein blamabler Zustand, der immer wieder Moralisten auf den Plan rief; z. B. Kierkegaard, der in *Entweder/Oder* schrieb:

»Wenn ihr im Theater sitzt, trunken von ästhetischem Genuß, so habt ihr die Courage, vom Dichter zu verlangen, daß er das Ästhetische über alle Erbärmlichkeit siegen lasse... Ihr seid also arm und unglücklich wie der Held oder die Heldin des Stücks, aber ihr habt auch Pathos, Mut... ihr siegt; ihr klatscht dem Schauspieler Beifall, und der Schauspieler seid ihr selbst, und der Beifall des Parterres gilt euch; denn ihr seid ja der Held und der Schauspieler. In Träumen, im Nebelreich der Ästhetik, da seid ihr Helden!«

Hm. Aber ist das nicht besser, als gar kein Held zu sein? Auch nicht im Kino, nicht einmal in der therapeutischen Gruppe? Der Moralist sieht das anders. Er drängt diese Pseudohelden, »in der Wirklichkeit an das zu glauben, daran ihr nur in der Phantasie glauben wollt«. Eine gefährliche Devise! Es ist wiederum Diderot, der zeigt, wohin das führt:

»Sich in Extreme stürzen: das ist die Regel für den Dichter. In allen Dingen die rechte Mitte halten: das ist die Regel für das Glück. Im Leben soll man keinesfalls dichten. Helden, romantische Liebende, große Patrioten, unbeugsame Richter, Apostel der Religion, Philosophen von äußerster Konsequenz, alle diese seltenen und göttlichen Verrückten dichten im Leben, und daher rührt ihr Unglück. Sie sind diejenigen, die nach ihrem Tod Stoff für große Gemälde liefern.«

Wohin also führt es, wenn die Poesie ins Leben tritt? Nur wieder in die Poesie, in ein Nach-Leben als Bild, im Buch, auf der Bühne. Das ist der heroische Zirkel. Und trotzdem, nochmals mit Kierkegaard, der am Ende

fast kleinlaut sagt: »Es gibt im Leben gewisse Fälle, in denen es Zeichen für etwas Großes und etwas Gutes am Menschen ist, daß er gleichsam verrückt ist, daß er die Welt der Poesie und die Welt der Wirklichkeit nicht gesondert hat...« Beispielsweise (mit Kästner) so: »Da zog er die Jacke aus und sprang, das Kind zu retten, hinterher... Am Ufer rannten aufgeregt Leute hin und wieder. Der kleine Junge schwamm heulend ans Ufer. Fabian ertrank. Er konnte leider nicht schwimmen.«

Der Durst nach Ruhm

Ein Kind aus den Fluten, die Geliebte aus den Flammen, das Vaterland vor dem Untergang retten: wie bewegt man den Nachwuchs zu solchen Taten? Oder wenigstens zu ihrer Idee? Indem man Ruhm an sie heftet, an die Taten und an die Täter. »Jedem nicht gänzlich kalten und trägen Geist ist, so scheint es, von Natur aus viel Verlangen nach Auszeichnung und Ruhm eingepflanzt, und deshalb wünschen edle und feurige Jünglinge mehr als andere, gelobt zu werden.« So sah es, in der heroischen Zeit der Frührenaissance, Leon Battista Alberti (*Della Famiglia*, 1434). Ruhmverlangen als Trieb! Alberti konnte sich auf Plutarch berufen, *de viris illustribus*. Nachdem Vergil »Vater des Abendlandes« genannt worden ist, von Theodor Haecker, darf Plutarch durchaus sein Lehrer heißen, und mit mehr Recht, denn »pater semper incertus est«. Allerdings waren Plutarchs Werke, vor allem die Doppelbiographien, die zu Anfang des 2. Jahrhunderts entstanden sind, jahrhundertelang vergessen. Erst im 15. Jahrhundert wurden sie wiederentdeckt. So kamen die Humanisten fast über Nacht zu einer Heldengalerie, die bis heute unser Bild der griechischen und römischen Antike prägt. Es ist eine Heldengalerie, die ihre eigenen Voraussetzungen mitbedenkt. In der Biographie Coriolans z. B. lesen wir:

»Wenn in jungen Leuten das Feuer des Ehrgeizes nur obenhin brennt, wird es, wie die Erfahrung lehrt, von frühem Glanz und vorzeitigem Ruhm erstickt, und allzu schnell ist der Durst nach Ehre gestillt, das Ruhmverlangen gesättigt. Starke Seelen hingegen, zielbewußte Charaktere rüttelt der junge Ruhm auf, erweckt sie, wie der Windstoß die Flamme, zu leuchtendem Glanz und treibt sie, ihr Heldentum immer wieder zu bewähren.«

Bei solchen Sätzen horchen wir auf. Aber nein, Heinz Kohut meint es anders. Er sagt, »daß der Mensch von seinen Idealen geleitet, von seinem Ehrgeiz jedoch getrieben wird«.[6] In der alteuropäischen Tradition hingegen sind Ehrgeiz und Ideal nicht zweierlei Kräfte, der Trieb steht im Dienst eines Telos: unsterblich zu werden, gottgleich. Das bedeutet aber, daß die große Tat zugleich eine gute und edle ist. Ruhm und Ehre, die aus dem Heldentum fließen, verbinden sich mit der Tugend zur *virtus*, die Beispiele setzt. So

jedenfalls wurde es uns immer wieder eingeschärft, ob von Tasso oder von Wagner oder von Schdanow. Aber selbst die antiken Heroen haben diesem Ideal nicht von Anfang an genügt. Prometheus z. B., der Zeus hereinlegen wollte, galt noch Hesiod als ein Frevler, der zu Recht bestraft worden sei; erst Herakles, »schreckensvoll und gewaltig« (und ein bißchen tumb), verdient seinen Ruhm. Auch die homerischen Helden, obwohl für uns die Urbilder des Heroischen, stehen dem Trieb-Ideal der *virtus* noch fern. Überhaupt waren die Griechen, zumal die Athener, in moralischen Dingen etwas lässig; und launisch, was ihre Heldenliebe betrifft (das lag aber auch an den Helden, man denke nur an Alkibiades). Erst die republikanischen Römer haben die *virtus* hoch aufgerichtet – fast wie einen Galgen. Das Tugendgebot wurde erbarmungslos. Nehmen wir Virginius, der seine eigene Tochter erdolchte, Virginia, weil er anders nicht »ihre Freiheit behaupten« könne – ein hoher Staatsdiener stellte ihr nach. Ob dieses *exemplum virtutis* direkte Nachahmung fand, ist schwer zu sagen. Aber literarisch hat es seine Blutspur hinterlassen, es war der passende Stoff für das, was später »Römerdramen« hieß und erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts von bürgerlichen Tränen und Intrigen aufgeweicht wurde, Virginia als Emilia Galotti oder Luise Millerin – deren Tugend war dann durchaus vorbildlich. Denn darum geht es: als *exemplum* kann nur gelten, was sich nachahmen läßt, und nachahmen wollen wir nur, was uns bewegt, begeistert.
Deshalb »muß man die jungen Leute auch für die Tugend begeistern, in jeder Unterhaltung ihnen tüchtige Männer preisen ... und so bewirken, daß die Unsrigen, wenn sie auch nicht zur vollkommensten Tugend befähigt sind, doch wenigstens wünschen, eine hohe und herrliche Stufe der Auszeichnung und Würde zu erklimmen ...« So sagt es Alberti (a. a. O.), der das *virtù*-Ideal fast römisch streng versteht, aber weiß, wie es sich versüßen läßt:

»Die Alten pflegten bei Gastmählern und Festlichkeiten in Liedern die Ruhmestaten der Helden aufzuzählen, die Unvergleichliches geleistet und vielen Völkern großen Nutzen geschaffen hatten, wie Herkules, Äskulap, Merkur und Ceres und die andern ihresgleichen, die hoch gefeiert und als Götter bezeichnet wurden, sowohl um ihr Verdienst zu belohnen als auch um in den Menschen das Verlangen zu entzünden, durch Tüchtigkeit sich selbst gleiches Lob und gleichen Ruhm zu erwerben. Welch eine kluge und nützliche Sitte! Welch vortreffliches Vorbild für uns!«

Besser läßt sich kaum formulieren, was die Florentiner zu ihrem Rinascimento bewogen hat. Die Alten werden gleichsam gebündelt zum *exemplum virtutis* erhoben. Das blieb dann, obschon verdünnt, ein halbes Jahrtausend hindurch wirksam. Hyperion mag es uns sagen, stellvertretend für so viele Jünglinge mit Glanz im Blick und Pickel im Nacken: »Ich liebte meine

Heroen, wie eine Fliege das Licht; ich suchte ihre gefährliche Nähe und floh und suchte sie wieder.«

Die Vergegenwärtigung glänzender Taten durch Wort und Bild war der Königsweg zu eigener Größe. Ihn beschreitet Hyperion, verführt durch Diotima (das alte Lied): Als er halb entschlossen ist, für die Freiheit Griechenlands zu kämpfen, bittet die Geliebte ihn, von Agis und Kleomenes zu erzählen, über die er schon oft »mit feuriger Achtung« gesprochen habe, sie seien »Halbgötter, so gewiß wie Prometheus« (er kannte sie natürlich aus dem Plutarch). »Ich erzählte und am Ende fühlten wir uns alle stärker und höher.« Das grenzt schon ans Komische (an Don Quijote), aber so ist das eben bei geborgter Grandiosität. Das gilt auch für einen jungen Seemann, der wohl eher Kapitän Marryat als Plutarch im Kopf hat, nämlich der Held von Joseph Conrads *Lord Jim* (1900): »Er sah sich von sinkenden Schiffen Menschen retten, im Orkan die Masten kappen, mit dem Seil durch die Brandung schwimmen ... – immer beispielhaft in seinem Pflichteifer und so unermüdlich wie ein Held in einem Buch.« Und weiter, fast als hätte ihn Alice Miller erfunden: »Er liebte diese Träume und den erfolgreichen Ausgang seiner eingebildeten Heldentaten. Sie waren das Beste am Leben, dessen geheime Wahrheit, dessen verborgene Realität ..., sie zogen heroischen Schrittes an ihm vorüber, sie trugen seine Seele mit sich fort und machten sie trunken mit dem göttlichen Zaubertrank eines grenzenlosen Selbstvertrauens.« Und kurz darauf stürzt Jim aus seinen Größenphantasien in die schäbige Realität, blamiert und entehrt.

Auch Hyperion stürzt, seine heldischen Unternehmungen scheitern kläglich. Muß das so sein? Ist letztlich alles für die Katz? Oder lassen Hölderlin wie Conrad nur um des literarischen Effekts willen ihre Helden ein Größen-Ich aufblähen, bis es platzt? Der Verdacht ist nicht ganz abwegig, er wird durch viele ähnliche Fälle erhärtet, aber erhärtet wird dadurch zugleich, daß eine solche Desillusionierung tatsächlich Effekt macht. Demnach haben wir, als Leser oder Tagträumer, die Heldenrolle wirklich internalisiert. Man nennt das heute »Größen-Selbst« und ermuntert uns sogar, es zu pflegen: »Wir sollten unsere Ambitionen, unseren Wunsch, andere zu überragen, und unseren Wunsch zu glänzen nicht verleugnen.«[7] Aber da entsteht ein Problem, das die heutigen Narzißmus-Propheten so wenig bedenken wie die Kosten eines Bankrotts jener Grandiosität: Wieviel davon ist selbstgemacht, wieviel imitiert? Oder prägt die Übernahme tradierter Muster die Größenphantasie nur äußerlich, als eine Art kultureller Stempel?

Imitatio Herculis

Schon als Jüngling ließ Theseus einen »mit Verstand und Einsicht gepaarten festen Mut« erkennen, erzählt Plutarch, und schon lange stachelte ihn der Tatenruhm des Herakles: »an ihn nur dachte er und hörte mit glühendem Eifer denen zu, die erzählten, was er für ein Mann sei, und besonders denen, die ihn selbst gesehen hatten... So träumte er in seiner Bewunderung der Heldenkraft des Herakles bei Nacht von seinen Taten, und am Tage trieb und spornte ihn der Eifer und das Verlangen, Gleiches zu vollbringen.« Das war, müssen wir bedenken, in mythischer Vorzeit; Theseus schickte sich an, das Land von sechs Plagen zu befreien, zuletzt vom Prokrustesbett, und somit zum Nationalhelden der Athener zu werden. Wirft Plutarch nicht einen Schatten auf dies hehre Bild, wenn er hinzufügt, dem Theseus sei es offenbar ebenso gegangen »wie viele Jahre später dem Themistokles, als er sagte, das Siegesmal des Miltiades lasse ihn nicht schlafen«? Kann man denn das Verhalten eines Heros mit dem eines Sterblichen vergleichen (selbst wenn dessen Name für immer mit der Seeschlacht bei Salamis verbunden bleibt)? Der Vergleich wird noch dadurch belastet, daß Themistokles, von seinen Landsleuten wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, zum Feind nach Persien floh und dort verstarb (und daß es seinem Vorbild Miltiades, dem Helden von Marathon, mit den Athenern kaum besser erging). Doch das sind heutige Bedenklichkeiten. Für die Alten stand fest, daß ein Held den Neid seiner Zeitgenossen auf sich zieht: Neid war für sie fast identisch mit Ruhm und Ehre. Und als man sich in der Renaissance hellenisch reckte, empfand man es ebenso: »Der Begleiter der Ehre ist der Neid«, läßt Erasmus von Rotterdam in den *Colloquia familiaria* den vernünftigen Symbulus sagen, als der ruhmsüchtige Philodoxus sich beschwert, die von den Schriftstellern gerühmten und als Vorbild hingestellten Männer seien zu Lebzeiten ihres Ruhmes nicht froh geworden: den Aristides schickte ein Scherbengericht in die Verbannung, Phokion und Sokrates mußten den Schierlingsbecher trinken, Epaminondas und Scipio wurden auf Tod und Leben angeklagt, und lange so weiter. »Ich wünschte mir einen Ruhm, dem der Neid nichts anhaben könnte.« Symbulus weiß Rat: »Vollbring eine leuchtende Tat und stirb!« (Oder nach Yaak Karsunkes aktualisiertem Rezept: »willst um die revolution / ruhm & verdienst du erwerben / rate ich: / jung schon für sie / statt später nur an ihr zu sterben...«[7a])

Zurück zu Plutarchs Vergleich von Herkules/Theseus mit Miltiades/Themistokles, der offenbar ausdrücken soll, daß die Heroen nicht anders sind als die Menschen, was die Ruhmsucht angeht; daß diese Sucht uns alle verbindet, wenn wir glänzenden Vorbildern nacheifern, auf Einholen und Über-

holen bedacht; ja daß wir, derart wetteifernd, das *summum bonum* verfolgen: Gott ähnlich zu werden. Es war ein Erfolgsprogramm, im Rückblick betrachtet. Durch die abendländische Geschichte zieht sich wie ein roter Faden, wie ein ganzes rotes Netz ein Geflecht von Imitatio-Beziehungen zwischen früheren und späteren Heroen, Helden, Genies. Und immer wieder treffen wir auf Plutarch als Kuppler. Er spricht von den großen Vorfahren als »Gästen«, die wir bei uns empfangen sollen, um »das Andenken an die edelsten und bewährtesten Männer immer in unsere Seelen aufzunehmen«, auf daß wir in allen Fährnissen des Lebens »unsern Sinn ruhig und unbeirrt auf die edelsten Vorbilder richten« (Aemilius). Das war das Ideal der griechischen *Paideia*, die der Blutsverwandtschaft eine höhere, eine Art Mutsverwandtschaft entgegenstellte. Dem mußte auch die ganz anderen Traditionen verpflichtete christliche Lehre sich anbequemen, als sie in die hellenistische Welt trat. Der Messias wurde, ungeachtet der Verdammung aller heidnischen Götter und Halbgötter, wegen seiner Taten und seines Todes als neuer Herakles oder Orpheus angepriesen – oder richtiger (dem angesprochenen Pöbel aber kaum verständlich): Herakles und Orpheus wurden wegen ihrer Taten und ihres Todes als Vorläufer Christi gewürdigt, als Typos, der sich erfüllt habe durch den Sohn Gottes, der nun seinerseits Nachfolge erheischte: *imitatio Christi*.

Plutarchs Insistieren auf der Paideia erklärt sich auch aus der Aufweichung dieses Ideals im Kaiserreich. Gefragt war damals der kurze Weg zum Heil, zur Unsterblichkeit; viele Erlösungsreligionen, meist östlicher Herkunft, boten ihn an. Das ging zwar auf Kosten des Ruhms vor den Menschen, aber der höchste Ruhm war ohnehin – schon seit Alexander und den Diadochen – von den Herrschern mit Beschlag belegt. Sie führten auch gern ihre Abkunft auf Herakles zurück, freilich nicht im Sinne der Imitatio, sondern der Filiation – damit stammten sie zugleich von Zeus ab, dem Erzeuger des Herakles, und der eigenen Vergöttlichung stand nichts mehr im Weg. Aber die Apotheose der hellenistischen Herrscher, der römischen Kaiser bedeutete keine Heroisierung. Könige und Kaiser wurden als *deus* angeredet, als *divus* verehrt – nie als Heros oder Halbgott, wie es bei berühmten Schriftstellern oder Feldherren, Staatsmännern oder Athleten üblich war, bei all denen, die später, seit der Renaissance, Genies genannt wurden. Sie mußten etwas geleistet haben, um verehrt zu werden. Der Herrscher hingegen mußte nur herrschen, und schon war er ein Gott.[8] Dazu brauchte er kein Genie. Wenn er sich mit etwas hervortat, dann im Modus des Als-ob. Ein extremes Beispiel verdanken wir Sueton: Nero liebte es, bei musischen und sportlichen Wettkämpfen aufzutreten, wo er natürlich stets den Siegeskranz errang. »Wie ängstlich und bange er sich aber jedesmal bei seinem Auftreten

gezeigt hat, wie groß seine Eifersucht auf seine Gegner, seine Furcht vor den Richtern war, ist kaum glaublich.« Als es ihm nicht mehr genügte, daß man ihm schmeichelte, »er komme im Gesange dem Apoll, im Wagenlenken dem Sonnengotte gleich«, wollte er auch noch die zwölf Arbeiten des Herakles nachahmen. »Ja, man sagt, es sei bereits ein abgerichteter Löwe in Bereitschaft gewesen, den er mit einer Keule erlegen oder durch Umschlingung mit den Armen in der Arena des Amphitheaters vor den Augen des Volkes nackt erwürgen sollte.« Selbst wenn das nur böses Gerede war: die Taten des Herakles, von einem Gott simuliert – famos! Statt der Paideia – die Neue Sozialisation, die bekanntlich den »oralen Flipper« zeitigt:

»... Arroganz, Überheblichkeit und Egozentrik verknüpft mit ausgedehnten Phantasien von Ruhm und eigener Größe, z. T. abwechselnd mit heftigen Minderwertigkeitsgefühlen, narzißtischem Gekränktsein wegen des eigenen ›unfertigen‹ Zustandes... Überidentifikation mit bewunderten Personen, Idolen und Idealen, die einander rasch ablösen können... Psychische Instabilität, regressive Sehnsüchte nach Verschmelzungserlebnissen z. B. in der Musik und in Drogenerfahrungen, narzißtischer Rückzug in Omnipotenzphantasien...«[9]

Dieser heute nicht nur unter Jugendlichen verbreitete Typus bedarf gar nicht mehr der Machtposition, um seinen Omnipotenzphantasien zu frönen – eher kompensiert er einen Mangel an Macht mit solchen Phantasien. Aber er teilt mit den Neros den Hang, ganz ohne die Mühen der Imitatio, einfach in exhibitionistischer Lust, mit einem Idol zu verschmelzen: als *novus Hercules* zu posieren wie Nero, als wiedergeborener Siegfried oder Barbarossa oder sogar Messias sich feiern zu lassen wie Hitler, den Platz von John Lennon einzunehmen wie jener Mark David Chapman, der ihn erschoß. John Hannah erklärte diese Tat wie seine eigene: Von Geburt an ist ein jeder darauf konditioniert, sich mit anderen Leuten zu identifizieren, das ganze Leben werden uns von den Medien wunderbare Menschen vorgeführt mit der Einladung, ihnen gleich zu werden. »Jahrelang habe ich diese angenehme Schizophrenie mit mir durchgezogen, einziges Problem war ein leises Gefühl der Enttäuschung, es gab immer schon jemand, der vor mir da war, wo ich hin wollte. Ich wollte Duke of Wellington sein, aber es gab schon jemand, der es war. Ich wollte Shakespeares Sonette schreiben, bis mir jemand erzählte, daß die schon geschrieben waren...« Wer aber die Grenzlinie zwischen seinem eigenen Ich und dem eines anderen nicht mehr erkennen könne, der neige dazu, seinen Wahn am Rest der Gesellschaft auszuagieren. »Oder an bestimmten Einzelpersönlichkeiten, die sich selbst gewissermaßen in die verletzliche Position von charismatischen Führern gebracht haben. Das genau ist es, was John Lennon das Leben gekostet hat. Chapman dachte, er sei Lennon, und für zwei Lennons war nicht genug Platz in dieser Welt.«[10]

Bliebe nur nachzutragen, daß Erasmus noch einen anderen Weg zum Ruhm-ohne-Neid empfiehlt, den schnellsten: Mach es wie Herostrat oder Nero, begehe eine denkwürdige Schandtat! (Er nennt auch den Zoilus, doch Zoilus will heute schon jeder Schnösel sein.)

Heldengalerie

Die von den Alten errichtete, von den Humanisten renovierte Heldengalerie hat, bis ins letzte Jahrhundert, erstaunlich wenige Veränderungen erfahren. Gewiß, es gab (um im Bilde zu bleiben) immer wieder Neuzugänge, von denen sich die meisten aber als nicht sehr unsterblich erwiesen. Das läßt sich schon an den Porträtsammlungen verfolgen, die im 16. und 17. Jahrhundert aufkamen[11], zunächst an Höfen, später auch in Bürgerhäusern. Man wollte berühmte Männer und Frauen vor Augen haben – zu Gast, wie Plutarch gesagt hatte. Und getreu sollten die Bildnisse der Gäste sein. So wollte es der Pionier dieser Mode, Paolo Giovio, der sich von den VIPs seiner Zeit echte Konterfeis besorgte. Das bedeutete aber, daß klassische und biblische Antike zurücktreten mußten – wie Mose oder Solon ausgesehen, das wußte eben niemand. Dafür rückten erst jüngst Gestorbene und sogar Lebende in die Galerien ein. Und wurden teils schnell wieder ausgeschieden, um Platz zu machen für den Nachwuchs, der alsfort drängelte.
Kurz, das Heldische wurde historisiert. Aber gleichzeitig schwappte eine ganz andere, phantastische Heldenwelle über Europa: die christlichen Ritter. Kamen aus dem Mittelalter, von König Artus' Tafelrunde hergeritten, füllten die bereits entzauberte Welt wieder mit allerlei Zauberkram, mit bösen Monstern und Riesen, die sie bekämpfen konnten im Namen einer Tugend, die sich für Witwen und Waisen schlägt, sofern es verzauberte Prinzessinnen sind. Das Geheimnis dieser fahrenden Ritter – Amadís de Gaula, Tirent lo Blanc, Rinaldo von Montalban, der Ritter vom flammenden Schwert und wer nicht noch alles – ist, daß sie Abenteuer um Abenteuer durchstehen wie Probe um Probe, aber für was? Es ist die lebenslange Suche nach Bewährung, das ewige Noch-nicht, das die einstige Erfüllung voraussetzt und dauernd verschiebt: ein Perma-Frust, wenn man so will. Oder eine Einübung in den Prozeß der Identitätsbildung, wie die Humanisten ihn sahen, wie Herder und Humboldt ihn formulierten: als permanentes Fortschreiten zur Vollendung, weil sonst der Rückfall droht, für das Individuum wie für die Menschheit (die Menschheit in meiner Person). Heute wird dieses Konzept, »Identitätsbildung als kontinuierlicher Lernprozeß«, vor allem von Jürgen Habermas vertreten. Aber warum spricht er von »neuer Identität«? Neu ist vielmehr die oft wütende Abwehr solch »offener« Iden-

tität, weil sie den Erwachsenen in einem pubertären Zustand halte.[12] Lieber soll er schon früh vergreisen, sich der von Niklas Luhmann empfohlenen »Selbstsimplifikation« unterziehen, womit eine Verengung der Identität, ein Abschneiden von Möglichkeiten gemeint ist, also gerade »nicht ein Sichidentifizieren mit Goethe, Einstein, Nina Hagen oder wem oder was immer; das würde nur zur Reproduktion eines Unzulänglichkeitsbewußtseins führen. Eher ist an Ablenken von der Suche nach der eigenen Identität zu denken, an ein Unterbrechen und Externalisieren der Selbstreferenz...«; denn das »Um-seine-Probleme-Wissen« sei eine »neue Art des Irreseins«.[13]

Womit wir bequem wieder beim irrenden Ritter wären. Natürlich ist er pubertär und nicht ganz bei Trost, wenn er – Heilssucher mehr als -bringer – immer wieder in die Welt zieht, wo nochmals ein verwunschenes Schloß, eine weitere Jungfrau in Not seiner harren. Diese ewigen Jünglinge, die, wie Hegel in den Ästhetik-Vorlesungen sagt, den »chimärischen Zwecken« der Liebe und Ehre oder den Ideen der Weltverbesserung folgen und deshalb andauernd in den »Konflikt zwischen der Poesie des Herzens und der entgegenstehenden Prosa der Verhältnisse« geraten, hatten so manche trivialen Nachfolger, die alle versuchten, »ein Loch in diese Ordnung der Dinge hineinzustoßen« – ob nun mit Lanze, Repetiergewehr oder Laserkanone. Die vorerst letzte Inkarnation des christlichen Ritters ist der westliche Geheimagent. (Oder war Amadís nur ein Vorläufer von James Bond, schlimmer: von Rambo? Dann wären wir reif für den Terminator.)

Gleichwohl dürfen wir den Einfluß dieser fahrenden Ritter auf die europäische Bildung nicht unterschätzen, er war weit nachhaltiger als der Einfluß all der christlichen Märtyrer und Mystiker, die, pädagogisch gesehen, vergeblich kanonisiert worden sind. Wer ihnen ernstlich nachfolgte, landete im Kloster. Nehmen wir Teresa von Ávila (1515-82). Sie soll sich als siebenjähriges Mädchen an den in der *Legenda aurea* beschriebenen Torturen der Heiligen so begeistert haben, daß sie beschloß, ins Land der Mohren zu gehen und sich dort um Christi willen martern und schänden zu lassen. Sie wurde statt dessen einer häuslichen Züchtigung unterzogen, was freilich ihre mystische Brunst nicht kühlte. Diese Teresa hat einen Bruder im Geist: Don Quijote. Beide werden von der Lektüre, in die sie sich vertiefen, nicht entlastet, sondern angesteckt und lassen sich von keinem einreden, daß es falsch sei, den Märtyrern, den Rittern nachzufolgen auf ihrem Weg zur Vollendung. »Denn jemand einreden zu wollen, daß Amadís nie auf Erden gelebt und ebensowenig auch die andern abenteuernden Ritter, mit denen die Geschichtsbücher angefüllt sind, das heißt einem einreden wollen, daß die Sonne nicht leuchtet... Und wenn es Lüge ist, so muß es auch Lüge sein,

daß je ein Hektor gewesen ist und ein Achilles und ein trojanischer Krieg und die zwölf Pairs von Frankreich und König Artus von England ...«, wir können getrost noch ein paar christliche Blutzeugen anfügen, denn die Märtyrerwelt der *Legenda aurea* ist nicht weniger chimärisch als die Heroenwelt der Amadís-Romane. Aber die Visionärin Teresa de Jesús ist, leider Gottes, keine satirische Erfindung. Man kann über ihre geistlichen Abenteuer nicht lachen, wie man lacht über die fiktiven des Don Quijote, über die Grandiosität, mit der er sich rühmt: »Seit ich ein fahrender Ritter bin, seitdem bin ich tapfer, freigebig, gesittet, großmütig, kühn, sanft, geduldig... Darum möchte ich, daß das Glück mir baldigst eine Gelegenheit böte, mich zum Kaiser zu machen...«

Es gab nun also zwei Abteilungen in der Heldengalerie: für fiktive und für historische Gestalten. Nur die ersteren nannte man noch »Helden«, die letzteren hießen »Genie« (mit der Steigerung zum »Genius«, zum »Heros«, zum »Gott«), es sei denn, sie waren Krieger oder sonst eine Art »braver Mann«. Damit war auch dem Jüngling sein Weg vorgezeichnet: von der ersten zur zweiten Abteilung; von der Identifizierung (mit Helden) über die Imitatio (von Genies) zur eigenen Identität. Wie Hegel es, den Bildungsroman im Auge, so trefflich sagt: Alle jene heldischen Kämpfe um chimärische Zwecke sind nur die Lehrjahre, die damit enden, daß sich der Held »die Hörner abläuft«: »zuletzt bekommt er meistens doch sein Mädchen und irgendeine Stellung, heiratet und wird ein Philister so gut wie die anderen auch« – ein Sonntagsheld.

Die schöne Ordnung währte nicht lange, im 19. Jahrhundert geriet die Heldengalerie in mehrere Krisen. Nur ein paar Schlaglichter: Schon 1799 hatte Xavier de Maistre in der *Nächtlichen Reise um mein Zimmer* jener unglücklichen Virginia – »dem Opfer des Übermaßes sowohl des Lasters als auch der Tugend«, wie er es sah – das Leben gerettet, indem er sie mit dem Verfolger ihrer Unschuld verheiratete, bevor der Vater zustechen konnte; und einer fliehenden Sabinerin hatte er den Arm angeboten, also Schutz vor dem wackeren Römer – man denke nur! Travestien dieser Art machten bald Schule, von Grandville, der die Äpfel der Hesperiden in Rum servierte, bis zu Offenbach, der – man weiß schon. Weniger zu lachen gab es, als im Jahre 1827 Thomas de Quincey eine Gegengalerie eröffnete: von Kain, dem Erfinder und Stammvater des Mordes – »unbestritten ein Genie allerhöchsten Ranges« – bis zu John Williams, diesem »zivilen Attila«, der 1812 in London zwei ganze Familien ausgerottet hatte: auch er ein Kulturheros, dem die Welt die Sicherheitskette verdankt. De Quincey bietet sich als Cicerone an: »Lassen Sie uns gemeinsam die großartige Galerie der Mörder durchwandern. Wir werden entzückt, wir werden fasziniert sein...« Auch diese

Blasphemie machte Schule, als Satanismus z. B. bei Baudelaire, als Nihilismus z. B. bei Nietzsche, und schlug dann um in eine neue Positivität – darüber wird noch zu reden sein.
Nicht weniger perniziös waren Veränderungen, die sich *innerhalb* der Heldengalerie vollzogen: Die berühmten Personen hörten auf, vorbildlich zu sein, die Größe barst, die Tugendmuster fallierten ...

Muster ohne Wert

»... das funkelnde Auge, womit der begeisterte Knabe an den moralischen Antiken hängt, die der Lehrer wie in einem Abgußsaale um ihn versammelt«, nämlich die literarischen Porträts berühmter Männer aus der Feder Plutarchs – damit ist es vorbei. Im Jahre 1800, als Jean Paul den Helden des *Titan* so begeistert auf diese »moralischen Antiken« blicken ließ, als wäre der Abgußgips ein erotisierendes Material – »so leicht wird Plutarch der Verführer von Jünglingen« –, hatten die antiken *viri illustres*, zumindest die der römischen Republik, den letzten Gipfel ihres ansteckenden Ruhms bereits überschritten; die Danton, Robespierre, St. Just und viele andere citoyens hatten »in den römischen Kostümen und mit römischen Phrasen die Aufgaben ihrer Zeit, die Entfesselung und Herstellung der modernen *bürgerlichen* Gesellschaft«, schon vollbracht, wie es Marx im *Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte* beschreibt; und wie es Stendhal in seiner Autobiographie *Henri Brulard* bekräftigt: Der etwa zehnjährige Henri besuchte in Grenoble heimlich die Versammlungen der Jakobiner – »mir schwirrte der Kopf von den Helden der römischen Geschichte. Ich sah mich schon eines Tages als Camillus oder Cincinnatus oder als alle beide zugleich.« Aber Henri wird kein Geschichtsbuch-Römer. Er genügt auch nicht seinem zweiten, dem spanischen Heldenideal (das, nebenbei, noch im *Zauberberg* spukt: der schöne Lauro gedenkt, »comme héros, à l'espagnol« zu sterben). Schon das Duell, das der dreizehnjährige Henri mit einem Schulkameraden ausfechten will, nein *muß*, scheitert an der banalen Realität. Die Pistolen funktionieren nicht, man macht Frieden. »Aber am anderen Morgen hatte ich entsetzliche Gewissensbisse, daß ich diese Angelegenheit hatte beilegen lassen. Das verletzte alle meine spanischen Träumereien. Wie sollte ich wagen, den ›Cid‹ zu bewundern, nachdem ich mich nicht geschlagen hatte?«
Das ist aus vierzig Jahren Abstand erzählt. Die bürgerliche Gesellschaft hatte sich inzwischen eingerichtet. Ihre Wortführer hießen Says, Cousin, Guizot, »ihre wirklichen Heerführer saßen hinter dem Kontortisch« (Marx), ihre Helden-Bilder waren keine *moralischen* Leitbilder mehr. Ob-

gleich noch manchmal das Gewissen schlug. Man könnte die Geschichte des jungen Henri Brulard weitererzählen als die des Julien Sorel: Ein neuer Danton ist er einzig in der Einbildung der Geliebten, Mathilde de la Môle, die ihn im Geiste anhebt, weil er gesellschaftlich unter ihr steht. Sein eigenes Leitbild wird Tartuffe, und er endet romantisch-verrucht: unterm Beil.
Die spätere These Baudelaires, daß das Verbrechen das letzte Abenteuer der bürgerlichen Gesellschaft sei, wurde vom Roman vorweggenommen. Das Verbrechen und der Wahnsinn. Fast gleichzeitig mit *Le Rouge et le Noir* (1830) erscheinen die zwei exorbitanten Wahnsinnsromane von Balzac: Der Maler Frenhofer (*Le Chef-d'Œuvre inconnu*, 1831) und der Chemiker Balthazar Claes (*La Recherche de l'Absolu*, 1834) suchen nach dem Absoluten und erliegen der Tyrannei der eigenen Idee; beide werden Gott, aber verrückt. Ansonsten sind die Heldinnen und Helden der bürgerlichen Romane eher »Maulhelden«, wie Eichendorff sagte, und »groß« nur im Irrealis der Imagination, der Illusion; oder allenfalls als Bekenner, im Sinne von Benedetto Croce, der während des Ersten Weltkriegs beklagte, was erst nach dem Zweiten zur vollen Blüte kam: eine seit dem Ende des 18. Jahrhunderts stattfindende Verdrängung des großen Stils durch das große Bekenntnis, den Gemütserguß. Der Grund davon sei weniger, daß in der neueren Literatur so viele Frauen ihr »Bacchantenwesen« trieben, als daß »die Männer selbst in ästhetischer Hinsicht einigermaßen weibisch geworden« seien; »ein Anzeichen dafür ist der Mangel an Scham, mit dem sie alle ihre Miseren vor uns ausbreiten, sowie jene Sucht nach Aufrichtigkeit, die eben, weil Sucht, nicht Aufrichtigkeit ist, sondern eine mehr oder weniger geschickte Verstellung«.[14] Wie dem auch sei: als Tugendmuster taugen diese Bekennerinnen und Bekenner, diese nur »inneren« Helden nicht.
Vielleicht noch folgenreicher für die Heldendämmerung des 19. Jahrhunderts war, daß jetzt auch die geschichtlichen Größen nicht mehr als »sittliche Ideale der Menschheit« taugen sollten – denn »das große Individuum ist ja nicht zum Vorbild, sondern als Ausnahme hingestellt in die Weltgeschichte«. So Jacob Burckhardt um 1870.[15] Er machte sich einige Gedanken über das Wesen der Größe und stand dem gleichen Problem gegenüber wie schon Hegel am Anfang des 19. Jahrhunderts: Wie kann man Napoleon begreifen, diesen »mangelhaft ausgestatteten Mann ersten Ranges«? Eigentlich gar nicht. Oder nur mit dunklen Formulierungen wie: »Die großen Männer sind die, welche ... sich rittlings auf den Abgrund setzen.« Wie das? »Die Geschichte liebt es bisweilen, sich in einem Menschen zu verdichten, welchem hierauf die Welt gehorcht.« Hegel hatte in den geschichtsphilosophischen Vorlesungen von Individuen gesprochen, »die die Einsicht hatten von dem, was Not und was an der Zeit ist ... Deshalb folgen die anderen

diesen Seelenführern.« Weiter bei Burckhardt: »Diese großen Individuen sind die Koinzidenz des Allgemeinen und des Besondern, des Verharrenden und der Bewegung in Einer Persönlichkeit.« Gottfried Benn berief sich 1933 auf diesen Satz, als er Klaus Mann für Hitler gewinnen wollte, nur machte er aus der schlichten Koinzidenz flugs eine »magische«. Es blieb Burckhardt erspart, nach Napoleon auch noch Hitler begreifen zu müssen. Er fährt fort: »Hierbei meldet sich dann die merkwürdige Dispensation von dem gewöhnlichen Sittengesetz ... Es tritt auf der ›Mann nach dem Herzen Gottes‹, ein David, Constantin, Chlodwig, welchem alle Ruchlosigkeit nachgesehen wird, freilich um irgendeines religiösen Verdienstes willen ...« Geht es hier nicht doch schon um die vorgreifende Einübung in das Verstehen von weltgeschichtlichen Personen, die sich mehr herausnehmen als nur die geschichtsnotorische, nachruhmträchtige »Monopolisierung des Verbrechens«?

Gleichviel. Man spürt die Faszination, wenn Burckhardt z. B. sagt, es gebe in uns »ein Bedürfnis der Unterwürfigkeit und des Staunens, ein Verlangen, uns an einem für groß gehaltenen Eindruck zu berauschen«. Und wenn er dann klagt über die »zermürbende Kraft«, die »Mediokrität unserer Zeit«, die alles Große zerschwatze; die keinen Bedarf an Genie, nur an Talenten habe; in der sich »das vorherrschende Pathos (das Besserlebenwollen der Massen) unmöglich zu einer *großen* Gestalt verdichten« könne. Item: »Heutzutage, neben heftiger Nachfrage nach großen Männern, sucht sich eine andere Schicht von Leuten deutlich von diesem Bedürfnis zu emanzipieren; es heißt: die jetzige Zeit wolle ihre Geschäfte selber besorgen. Bis der Rechte einmal über Nacht über sie kommt.« Wer aber ist der Rechte?

Zuchthelden

»Heute, da das Bedürfnis nach dem starken Mann laut wird, da man der Mäkler und Schwätzer müd sich mit Feldwebeln begnügt statt der Führer, da man zumal in Deutschland jedem auffallenden militärischen, wirtschaftlichen, beamtlichen oder schriftstellerischen Sondertalent die Lenkung des Volkes zutraut ..., möchten wir die Voreiligen an den großen Menschen erinnern, dem die oberste Macht ihren Namen und Jahrhunderte hindurch ihre Idee verdankt: *Cäsar*. Nicht als könnte solche Beschwörung einen Cäsar zeitigen ... Wie der künftige Herr oder Heiland aussieht, weiß man erst, wenn er waltet: Seine Stunde und sein Werk weiß nur er selbst.«

So beginnt Friedrich Gundolf sein Buch *Cäsar. Geschichte eines Ruhms* (1924).[16] Schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts – die überlieferte Heldengalerie war sehr heruntergekommen, das Ideal der Imitatio verbraucht – war der Ruf nach dem Großen Mann laut geworden, man dachte sich ihn am liebsten als eine Wiedergeburt aus nationalem Schoß. Siegfried sollte wie-

dergeboren werden, Barbarossa sollte erwachen. Und war er nicht 1871 tatsächlich erschienen, als Barbablanca?[17] Andere sahen nicht Wilhelm, sondern Bismarck aus dem Kyffhäuser kommen (und später Hitler). Julius Langbehn ließ sich nicht blenden, er erwartete weiterhin den »heimlichen Kaiser«. Und der fromm gewordene Wagner träumte 1881 davon, daß der »Genius der Menschheit« wiederkehre, aber als Vegetarier: Christus. (Es dauerte dann nicht lange, und der Vegetarier Hitler wurde als »germanischer Messias« begrüßt, z. B. von Himmler.) Solche »magische Partizipation an der Macht« (Mario Erdheim) war die Matrix des heroischen Individualismus, in dem sich das Spätbürgertum gefiel. Allen voran d'Annunzio. Und der George-Kreis, dem Gundolf angehörte. Eine eifernde Heldenverehrung galt hier Cäsar, Friedrich II., Napoleon und natürlich dem Meister selbst. Aber diesem Heldenideal, das sich als griechisch verstand, fehlte das Entscheidende: die Belastung.[18]

Dann kam der Erste Weltkrieg. Und es kam Ernst Jünger, der ihn feierte als »große Schule« – für welches Pensum? Für die Heiligkeit des Kampfes. Wer das Pensum geschafft hat, »ist der neue Mensch ... Eine neue Rasse, klug, stark und Willens voll« (*Der Kampf als inneres Erlebnis*, 1922). Wille: das wird das entscheidende Stichwort für die Entwicklung in Deutschland wie in Rußland. In den dreißiger Jahren bescheinigt Jünger der neuen Generation den Willen zum kollektiven Heroismus. Er sieht »mit Bewunderung«, wie diese Jugend – »so glühend, so begeistert, so begierig nach dem Tod« – den Ruf nach den Waffen erhebt (*Die Totale Mobilmachung*, 1930). Drei Jahre später ist es soweit. »Lange genug, sagte sich diese Jugend, haben wir das mitangehört, Geistesfreiheit: Zersetzungsfreiheit – antiheroische Ideologie! Aber der Mensch will groß sein, das ist seine Größe.« Sprach Gottfried Benn im Berliner Rundfunk zum Marschschritt der braunen Kolonnen; er sah darin nichts Politisches, sondern »das Hervortreten eines neuen biologischen Typs, die Geschichte mutiert und ein Volk will sich züchten«.[19]

Der Heros als Typ, als Volk, als Rasse! Merkwürdig ist, daß dieser Kollektivheroismus sich damals auch in der deutschen Arbeiterbewegung artikulierte, richtiger: artikuliert worden ist von Intellektuellen, die für Proletarier schrieben, etwa so: »Mit einem furchtbaren Schlag seiner stahlharten Faust hatte sich der Titan Proletarier im Ruhrgebiet Luft gemacht« (Karl Grünberg, *Brennende Ruhr. Roman aus dem Kapp-Putsch*, 1929).

Es ging dann alles sehr schnell, und der Flüchtling Brecht – für diesmal, obgleich in der Maske des Ziffel, ganz Privatmann, verletzlich-ironisch – konnte nur noch stöhnen: »Wohin das Auge blickt, überall lauter Individuen, die sich wie die größten Helden und Heiligen benehmen ... über dem

ganzen Kontinent nehmen die Heldentaten zu, die Leistungen des gemeinen Mannes werden immer gigantischer, jeden Tag wird eine neue Tugend erfunden ... Die Welt wird ein Aufenthaltsort für Heroen, wo sollen wir da hin?«

Schwer läßt sich sagen, wie jene kollektive Grandiosität entsteht. Offenbar schon *vor* dem Auftreten eines Führers. Der wird geradezu herbeigezwungen vom Größenwunsch einer Gruppe, einer Masse; ebenso von ihrem Wunsch nach späterer Entlastung. Hitler wurde zum Führer *gemacht*. Noch 1923 hielt er sich für einen kleinen Johannes: »Ich warte auf den Christus.«[20] Erst um 1925 begann er die Rolle des Erlösers zu übernehmen. Nach dem Endsieg, so empfahl es eine Kommission im August 1943, solle »die Proklamierung Adolf Hitlers zum neuen Messias« erfolgen – ein »Gottgesandter, dem göttliche Ehren zustehen«. Am Rande des Gutachtens notierte Hitler: »Der erste brauchbare Entwurf«. Da war er wohl schon verwirrt. Denn für seine Führerrolle war entscheidend, daß man ihn gerade nicht als Gott sah, sondern als Heros, Genius – »weil ich euer Führer bin kraft eigener Arbeit«, wie er 1931 sagte. Anders als die römischen Cäsaren bedurfte er der Legitimation durch eigene Taten. Auch Napoleon mußte Taten tun, während Ludwig XIV. keineswegs ein Heros sein wollte, er war Gott. Bei Hitler und Stalin erreichte die Heroisierung und Genialisierung des politischen Führers ihren Höhepunkt (und *diesen* Kult, nicht die beiläufigen Ideologien, begehrten später die Despoten der Dritten Welt für sich). Himmler z. B. stellte seinen Führer neben die beiden anderen »großen Lichtgestalten« des Germanentums, Goethe und Bismarck – aber Hitler sei »auf allen Gebieten« groß, nicht nur wie jene auf einem. Goebbels schrieb noch am 31. Dezember 1944 im *Reich*: »Er ist die größte unter den Persönlichkeiten, die heute Geschichte machen ... Er überragt sie nicht nur an Genie und politischem Instinkt, sondern auch an Wissen, Charakter und Willenskraft.« Hitler selbst hielt sich für ein Universalgenie. Am 26. Januar 1942 im Führerhauptquartier: »Ich würde, hätte sich ein anderer gefunden, nie in die Politik geraten sein; ich wäre Künstler oder Philosoph geworden.«[21] Himmler schließt seinen Artikel zum Anbruch von Hitlers letztem Jahr: »Von ihm geht ein ununterbrochener Strom von Gläubigkeit und festem Willen nach dem Großen aus.« Es war ein geschlossener Stromkreis, Hitler wußte es. Er sprach gern vom »Wunder des Glaubens«, vom »Triumph des Willens«, die ihn verbänden mit dem deutschen Volk. Es war wie eine *Unio mystica*: »Ihr habt einst die Stimme eines Mannes vernommen und sie schlug an eure Herzen, sie hat euch geweckt, und ihr seid dieser Stimme gefolgt ... Das ist das Wunder unserer Zeit, daß ihr mich gefunden habt ... unter so vielen Millionen! Und daß ich euch gefunden habe, das ist Deutsch-

lands Glück!«[22] Er sagte es mehrmals. Wiederholung ist das Wesen des Einmaligen. Dem entsprachen die choreographisch-liturgischen Inszenierungen des Führer-Gefolgschaftsverhältnisses, »das gleichsam orgiastische Wechselspiel zwischen Sprecher und Chor, zwischen Führer und ›femininer‹ Masse«.[23]

Die Sowjetmenschen hatten mehr Zeit für ihr »Gesamtkunstwerk Stalin« als die Deutschen für ihr Tausendjähriges Reich. Boris Groys hat in seinem fulminanten Essay über dieses Gesamtkunstwerk die Rolle des Schöpfers, des Avantgardekünstlers, der sich an die Stelle Gottes setzt, also des Demiurgen Stalin überzeichnet – übrigens ganz im Sinne des Heldenmythos, der alles Licht auf den Einen fallen läßt und die anderen bestenfalls als Opfer wahrnimmt. Aber der ungeheure Wille Stalins kam ja nicht von nichts. Er nährte sich vom Willen so vieler Sowjetbürger, die den »neuen Menschen« zu züchten gedachten. Ein Losungswort der Stachanow-Zeit lautete: »Einem Bolschewiken ist nichts unmöglich.« Entsprechend unbegrenzt ist die Fähigkeit der literarischen Helden jener Zeit, Taten zu vollbringen, die menschliche Kräfte übersteigen: »allein durch die Willenskraft die Tuberkulose zu überwinden, ohne Treibhäuser tropische Gewächse in der Tundra zu züchten, mit der bloßen Kraft des Blicks den Feind zu paralysieren usw.« Ganze Generationen wuchsen mit solchen Vorbildern auf, in denen Groys »Symbole des Stalinschen Willens« sieht. Der Einwand, diese Literatur spiegele doch keine Wirklichkeit, verkennt die Wirklichkeit des gesellschaftlichen Imaginären. »Die Mimesis des Sozialistischen Realismus«, sagt Groys, »ist die Mimesis des Stalinschen Willens... Das Typische des Sozialistischen Realismus ist die anschaulich gewordene Welt des Stalinschen Traums, der Abglanz seiner Phantasie, die vielleicht nicht so reich ist wie die von Salvador Dalí..., doch dafür umso folgenreicher.«[24]

Überlebt der Heldenmythos diese doppelte Pervertierung, die durch den Nationalsozialismus und die durch den Stalinismus? Groys zitiert am Ende Graf Keyserling, der sagte, ihn schreckten Stalin und Hitler nicht, denn bald würden alle Europäer jene Rechte haben, über die vorläufig nur jene beiden verfügten. Man könnte diese Androhung auf den Ausbruch des Größenselbst beziehen, auf das Versprechen von Beuys und Warhol, daß jeder ein Genie sei, wenigstens für ein paar Minuten seines Lebens. Man könnte aber auch an das wachsende Mißverhältnis zwischen (geistiger) Größe und (realer) Macht denken, das auf uns alle zurückfällt. Burckhardt sprach von der mangelhaften geistigen Ausstattung des Korsen, Ernst Jünger notiert als »Eigenart unserer Zeit« die Verknüpfung bedeutender Auftritte mit unbedeutenden Darstellern: »Das Ärgerliche an diesem Schauspiel ist die Verbindung von so geringer Höhe mit ungeheurer funktionaler Macht« (*Der Wald-*

gang, 1951). Ein jüngstes Beispiel (um von Bonn abzulenken): Nicholas Shakespeare machte sich auf die Spuren des legendären Führers der peruanischen Guerillaorganisation »Der leuchtende Pfad«, die sowohl den Vereinigten Staaten als auch der Sowjetunion getrotzt hatte. Mußte dieser Guzman nicht ein strahlender Held, ein Universalgenie sein? Die Recherche führte zur Ernüchterung. »Vielleicht, begann ich zu überlegen, würde man auch bei Stalin und Trotzki nur einen leeren Kern finden, eine Banalität. Vielleicht sind solche Menschen so, aus Stroh.«[25]

Im Wunderland

Der »Glanz im Auge der Mutter«, dieses ewige Licht, das Heinz Kohut unlängst auf dem Altar des Selbst entzündet hat, illuminiert den *narzißtischen Helden*. Zur Erinnerung: durch diesen Glanz, »der die exhibitionistische Darbietung des Kindes widerspiegelt, und andere Formen der mütterlichen Teilnahme an der narzißtisch-exhibitionistischen Lust des Kindes« wird dessen Selbstwertgefühl gestärkt.[26] Ein anderes Modell, man könnte es das des *ödipalen Helden* nennen, hatte Freud formuliert: »Wenn man der unbestrittene Liebling der Mutter gewesen ist, so behält man fürs Leben jenes Eroberungsgefühl, jene Zuversicht des Erfolges, welche nicht selten wirklich den Erfolg nach sich zieht« (XII 26). Es liegt auf der Hand, daß dieses »man« eher der Knabe ist als das Mädchen. Er wird – oder wurde früher – zum Eroberer erzogen, er sollte und wollte Held sein, »der sich ja immer gegen den Vater empört und ihn in irgendeiner Weise tötet« (XVI 108), und in den ehrgeizigen Phantasien des Knaben läßt sich meistens auch »die Dame entdecken, für die der Phantast all diese Heldentaten vollführt« (VII 217). Aus welchen dann leider so wenig wird, wenn's darauf ankommt. Überhaupt ist in der Erziehung des Knaben eine peinliche Diskrepanz zwischen Aufwand und Ergebnis festzustellen, die sich nicht nur durch die äußeren Umstände erklären läßt, da müssen Trägheit oder Beschränktheit mitspielen. Ganz anders das weit weniger, oft gar nicht angestachelte Mädchen, das gleichwohl – wie Alice hinter dem Spiegel – mit grandioser Schlichtheit sagt: »Ich will Königin werden.« Denn Prinzessin ist sie ohnehin, das muß sie nicht erst werden. Viel schwieriger ist für sie die Heroinenkarriere; erstaunlich fast, daß es früher überhaupt junge Frauen gab, die diesen Weg einschlugen, anstatt damit zufrieden zu sein, daß Männer für sie die Taten tun, die Genie und Heroismus erheischen.

Es gab in der europäischen Geschichte mehrmals Zeiten und Orte, da die Frauen – wenige, durch Geburt und Begabung privilegierte, aber keineswegs nur gekrönte oder begüterte Frauen – sehr anspruchsvoll die Männer für

sich arbeiten ließen: erfinden, entdecken, erringen; dichten, malen, musizieren; auch denken... Es gab andere Zeiten und Orte, da die Frauen, von öffentlichem Wirken fast gänzlich ausgeschlossen, wie z. B. die Mütter der Helden von Langemarck, ihre »heroischen« Aspirationen den Söhnen aufbürdeten und diese auf die Felder der Ehre schickten (wahre Helden sterben früh). In der westlichen Zivilisation zeichnet sich nun ein Wandel ab, der zur allmählichen Ablösung des »ödipalen« Helden führen mag – der »narzißtische« wächst schon nach. Damit verwischen sich auch die Unterschiede von männlicher und weiblicher Sozialisation. Entscheidend für den Ausgang dieses Prozesses wird sein, wie sich die *sekundäre* Sozialisation der beiden Geschlechter gestaltet, die ja schon vor Jahrzehnten ins Schlingern geriet. Vorbei jedenfalls ist es mit der Erziehung entlang an Vorbildern, im Sinne der humanistischen Bildung und ihrer diversen Volksausgaben. Der Knirps auf seinem alltäglichen Kriegspfad fragt sich nicht mehr: »Was wird Old Shatterhand dazu sagen?« Anzumerken wäre hierzu, daß Identifikationsfiguren wie Old Shatterhand früher jeweils ihre Stunde hatten, eine kurze Spanne im Lebenszyklus, dann waren sie verbraucht – oder der Zögling regredierte. Die Prophetie von Graf Keyserling, daß der Tod des Totalitarismus uns alle zu kleinen Diktatoren mache, ging zumindest insoweit in Erfüllung, als Hitlers Karl-May-Sucht heute nicht mehr krankhaft erscheint. 1933/34, soeben Diktator geworden und im Begriff, die Welt zu erobern, las er begeistert zum zweiten Mal die fast siebzig Bände, und im Krieg später empfahl er jedem Offizier, Mays Indianerbücher bei sich zu tragen, Old Shatterhand wisse am besten, wie gegen die Russen zu kämpfen sei.[27] Heute ist es ganz normal, daß Erwachsene einen Großteil ihrer Freizeit mit Abenteuerrollenspielen verbringen. Der Nachwuchs freilich ist weiter; er steht am Spielautomaten und *ist* Superman. Action!

Auf die Geste kommt es an, auf das Ritual des Als-ob. Alteuropäisch gesprochen: Man möchte nicht mehr Heros sein, sondern Gott; die Muster liefert nicht mehr Plutarch, sondern Sueton, jedenfalls mit den Porträts der megalomanischen Cäsaren, wie Caligula einer war: »In den Nächten, wo Luna in vollem Licht glänzte, lud er sie regelmäßig zu Umarmung und Beilager ein; bei Tag dagegen hielt er heimliche Unterredung mit dem Kapitolinischen Jupiter, bald ihm ins Ohr flüsternd, bald wieder ihm sein Ohr hinhaltend, zuweilen sprach er laut und zankte...«

Hinsichtlich der Grandiosität haben die kleinen Mädchen es leichter, weil sie schon immer ein bißchen Diva sind und diese Traumrolle gerade heute, wo es mit der Göttlichkeit nicht schon nach ein paar Jahren vorbei ist, ausgestalten können zum reifen Ich. Wenn dem so wäre, dann fände vielleicht auch die von Herbert Will (s. oben, S. 58 ff.) gestellte Frage, warum

Größenwahn bei Frauen viel seltener vorkommt als bei Männern, und zugleich die andere Frage, warum er bei männlichen Paralytikern seit hundert Jahren so stark zurückgegangen ist, eine vorläufige, mit Vorbehalt zu formulierende Antwort: weil Wahnbildungen nur in Bereichen auftreten, die von der Realität nicht besetzt sind. Die Frauen mußten ihre Größenphantasien nicht an der Wirklichkeit messen, wohl aber die Männer – sie steckten zurück oder schnappten über. Deshalb konnte ein weiblicher Größenwunsch als normal gelten, während ein entsprechender männlicher als wahnhaft erscheinen mußte. Seit Nietzsches Zeiten nun haben sich auch für die Männer die Grenzen von normal und abnorm verschoben. Das gesellschaftlich gebilligte Größenselbst umfaßt einen beträchtlichen Teil dessen, was früher als Größenwahn ausgegrenzt wurde. Auch insofern werden die Männer femininer: das Heldenideal verschwindet im Selbst.

Nachrede

Freitag, den 13. Februar 1829. Mit Goethe allein zu Tisch. »Ich werde nach Beendigung der Wanderjahre«, sagte er, »mich wieder zur Botanik wenden ... Große Geheimnisse liegen noch verborgen, manches weiß ich, von vielem habe ich eine Ahnung. Etwas will ich Ihnen vertrauen und mich wunderlich ausdrücken.
Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und schließt zuletzt ab mit der Blüte und dem Samen. In der Tierwelt ist es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher stehenden Tieren und Menschen sind es die Wirbelknochen, die sich anfügen und anfügen und mit dem Kopf abschließen, in welchem sich die Kräfte konzentrieren.
Was so bei einzelnen geschieht, geschieht auch bei ganzen Korporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelnheiten, die sich aneinander schließen, bringen als Gesamtheit etwas hervor, das auch den Schluß macht und als Kopf des Ganzen anzusehen ist, den Bienenkönig. Wie dieses geschieht, ist geheimnisvoll, schwer auszusprechen, aber ich könnte sagen, daß ich darüber meine Gedanken habe.
So bringt ein Volk seine Helden hervor, die, gleich Halbgöttern, zu Schutz und Heil an der Spitze stehen; und so vereinigten sich die poetischen Kräfte der Franzosen in Voltaire. Solche Häuptlinge eines Volkes sind groß in der Generation, in der sie wirken; manche dauern später hinaus; die meisten werden durch andere ersetzt und von der Folgezeit vergessen.«
Ich freute mich dieser bedeutenden Gedanken ...

Anmerkungen

1 Vgl. *Der Spiegel* 48/1991, S. 297.
2 S. Freud u. W. C. Bullitt, *Thomas Woodrow Wilson*, London 1967, zit. n. Serge Moscovici, *Das Zeitalter der Massen*, München 1984, S. 404.
3 Jean-François Lyotard, »Beantwortung der Frage: Was ist postmodern?«, in: Wolfgang Welsch (Hg.), *Wege aus der Moderne*, Weinheim 1988, S. 203.
4 Jacques Lacan, *Seminar Buch I*, Olten und Freiburg 1978, S. 24.
5 Vgl. Stefan Breuer, »Sozialpsychologische Implikationen der Narzißmustheorie«, *Psyche* 1/1992, S. 26 f.
6 Heinz Kohut, *Die Zukunft der Psychoanalyse*, Frankfurt am Main 1985, S. 146.
7 Heinz Kohut, zit. n. Louis A. Sass, »Das Selbst und sein Schicksal«, *Psyche* 1/1992, S. 88.
7a Yaak Karsunke, »auf den tod des Joseph Barra«, in: *gespräch mit dem stein*. Gedichte, Berlin 1992, S. 75.
8 Vgl. Paul Veyne, *Brot und Spiele. Gesellschaftliche Macht und politische Herrschaft in der Antike*, Frankfurt am Main 1988, S. 469.
9 Werner Bohleber u. Marianne Leuzinger, »Narzißmus und Adoleszenz«, in: *Die neuen Narzißmustheorien: zurück ins Paradies?* hrsg. v. Psychoanalytischen Seminar Zürich, Frankfurt am Main 1983, S. 131 f.
10 John Hannah, »Imagine All The Blablas«, *TransAtlantik* 5/1981, S. 88 ff.
11 Philippe Ariès, *Zeit und Geschichte*, Frankfurt am Main 1988, S. 157 ff.
12 Vgl. u. a. Dieter Lenzen, *Mythologie der Kindheit*, Reinbek 1985, passim.
13 Niklas Luhmann u. Karl Eberhard Schorr, »Personale Identität und Möglichkeiten der Erziehung« in: Luhmann/Schorr (Hg.), *Zwischen Technologie und Selbstreferenz*, Frankfurt am Main 1982, S. 240, 252.
14 Benedetto Croce, »Der Totalitätscharakter des künstlerischen Ausdrucks« (1917), in: *Kleine Schriften zur Ästhetik*, Tübingen 1922, S. 148 f.
15 Jacob Burckhardt, *Über das Studium der Geschichte*. Der Text der »Weltgeschichtlichen Betrachtungen« nach den Handschriften hrsg. v. Peter Ganz, München 1982, S. 394; die folgenden Zitate ebenda S. 217 ff., 377, 397, 401 ff.
16 Zit. n. Mario Erdheim, *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit*, Frankfurt am Main 1982, S. 373 f.
17 Vgl. Arno Borst, »Barbarossas Erwachen«, in: *Poetik und Hermeneutik VIII: Identität*, hrsg. v. Odo Marquard u. Karlheinz Stierle, München 1979, S. 34 ff.
18 Vgl. Karl Reinhardt, »Die Krise des Helden« (1953), in dem gleichnamigen Band, München 1962, S. 114.
19 Gottfried Benn, *Der neue Staat und die Intellektuellen*, Stuttgart/Berlin 1933, S. 20, 26.
20 Zit. n. Peter Orzechowski, *Schwarze Magie – Braune Macht*, Ravensburg o. J., S. 164; die folgenden Zitate ebenda S. 170 f., 174 f., 182.
21 Adolf Hitler, *Monologe im Führerhauptquartier. Die Aufzeichnungen Heinrich Heims*, Hamburg 1980, S. 234.
22 Peter Reichel, *Der schöne Schein des Dritten Reiches*, München 1991, S. 142.
23 Ebenda S. 129.
24 Boris Groys, *Gesamtkunstwerk Stalin*, München 1988, S. 67, 60 u. S. 126.
25 Nicholas Shakespeare, *Guzman*, Hamburg 1991, S. 54.
26 Heinz Kohut, *Narzißmus*, Frankfurt am Main 1973, S. 141.
27 Peter Orzechowski, a. a. O., S. 102.

ECM

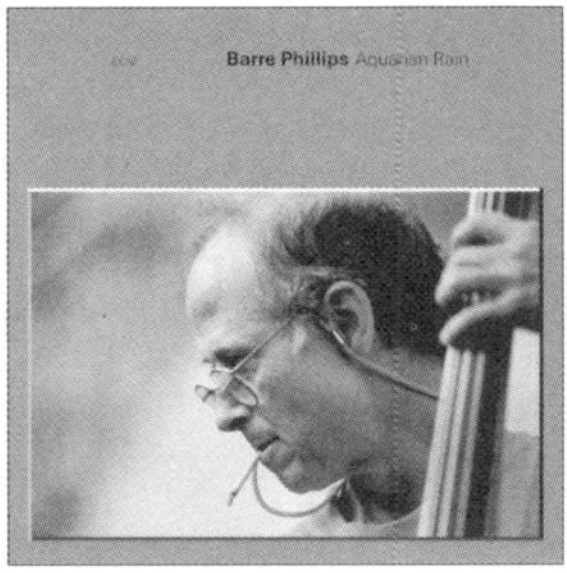
Jimmy Giuffre 3, 1961

Jimmy Giuffre
Clarinet

Paul Bley
Piano

Steve Swallow
Double-Bass

ECM 1438/39
849644 CD/LP



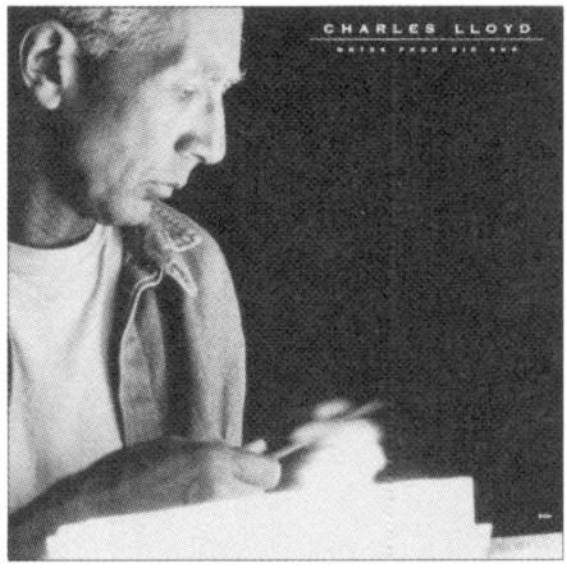
Barre Phillips
Aquarian Rain

Music for bass,
percussion and tape

Barre Phillips
Double-Bass

Alain Joule
Percussion

ECM 1451
511513 CD/LP



Charles Lloyd
Notes From Big Sur

Charles Lloyd
Tenor Saxophone

Bobo Stenson
Piano

Anders Jormin
Bass

Ralph Peterson
Drums

ECM 1465
511999 CD/LP

ECM Gesamtkatalog '92 (DM 3.– in Briefmarken) von: ECM Records, Postfach 600 331, 8000 München 60 Im PolyGram Vertrieb

Ekkehard Mai
Verklärung

Zur Ikonographie des Heldenbildes

I

»Unsere Helden«, so berichtete schlagzeilengroß eine Boulevardzeitung von den kürzlich vergangenen Spielen aus Albertville und demonstrierte Siegesrausch, Kampfgeist und martialische Athletik in gewohnten Bildern voller Eindeutigkeit: Körper in Ausfallschritten, äußerster Spannung und Haltung, das Gesicht voll energischer Konzentration, Verausgabung bis zur Erschöpfung, und dann die Lockerungsübung von Standbein und Spielbein auf dem Podest mit befreiendem Lächeln und hochgerissenem Arm. Wie gleichen sich doch die Bilder in der Unvergänglichkeit der Beredsamkeit des Leibes – Kanon einer Rhetorik des Gestischen, die ausdrucksstark Bilder für Sprache setzt und wenigstens so alt wie diese selber ist. Posen und Posamente des körperlichen Ideals und des Triumphs von Figur und Handlung sind seit Homer und der klassischen Antike archaisches Vermächtnis einer Sprache in Bildern, ja der Sprache des Menschen, wo er seiner im Wortsinne »leibhaftig« wird. Den »Triumph« des Menschen beansprucht seit über hundert Jahren nun nicht nur die Miederindustrie mit einer »künstlichen« Verpflichtung gegenüber dem Ideal, den Triumph des Helden korsettiert und konserviert vor allem das Bild des Menschen in der Kunst – eine Ikonographie des Heldentums seit Tausenden von Jahren, und das von Achill bis Zorro, von Alexander bis Zapata. Sie reicht von der Hochkunst des skulpierten Mythos der klassischen Antike, der Vollendung der Kunst im plastischen Ideal, das noch Hegel für unumstößlich hielt, bis zum Comic strip und zur Trivialkultur in unseren Tagen. Als schnell vergängliche »Demokratisierung« des Ideals hält sie immer neue Figuren für alte Träume, alte Tugenden bereit. Der Herkules von einst und der Terminator von heute – schön und grausam sind sie beide, surreal-real im Ikonenrausch sehnsuchtsvoller Wünsche nach Kraft und Sieg, Schönheit und Ewigkeit, der Überwindung des Bösen durch das Gute, das dabei über-, ja unmenschlich werden kann. Der Herkules am Scheidewege, das ist des Menschen Tun »in bono« und »in malo« in der Peripetie der Krisis, Bewährung und Bewahrung im Konsens der Werte. Neben das Wort trat vor allem das Bild, das Ebenbild des Menschen in der Kunst, die bildend war. Mythen und Helden vor allem

– Prototypen und Serien kennt die Kunstgeschichte zuhauf. Wann, warum, zu welchem Zweck und mit welcher Theorie oder Philosophie der Kunst? Welche Hermeneutik, welche Propädeutik und Didaktik ist damit verbunden, was schließlich ist die je eigene Gegenwartsmoral solcher Art von Bildern, und welchen Wechseln unterliegen sie? Die Ewigkeit und Vergänglichkeit der Paradigmen kennt viele Formen, kennt Sieger und Besiegte, alte, neue und auch auslaufende Modelle von Tugend, Moral, Werten und Sittlichkeit, die vom bloßen Bild zum Vor-Bild wurden, und das in einem direkten, übertragenen, ja in einem dritten Sinn: als Vor-Bild, das immer schon vorher ist oder vor-weg in der Wirklichkeit unerreichbar bleibt. Das ethische Soll als Zielverpflichtung mit Aufforderungscharakter schließt die christliche Moral der Unerreichbarkeit von Gott, der letzten und einen Idee des Menschen mit ein, die Gestalt gewordene Unendlichkeit des Hoffens, Sehnens, Strebens nach der besten aller Welten, das Prinzip Hoffnung, das Utopia der Tugenden und die Vergebung der Sünden. »We don't need another hero« schallt es aus den Ton- und Bildmedien von heute mit der kehligen Stimme der Alt-Lady des Rocksongs, Tina Turner, die ihrerseits exponiert und isoliert auf der Schein-Welt der Bühne in feminine, »anturnende« Heldenposen gespielter und berauschter Verklärung verfällt, eine längst Bild und Mythos auf Zeit gewordene expressive Exegese ihrer selbst als Exempel auch für andere. Eben dies: die Beredsamkeit des Leibes als Gleichnis für das Allgemeine und Konkrete, den Einzelnen und die Masse, das Idol als temporäre Schattierung des Ideals.

II

Alte Helden, neue Helden, Heldenwechsel, Formenwandel, Aufstieg und Fall, Triumph, Tod und Wiedergeburt – eine Jahrtausend-Ikonographie um das ewig Menschliche in guten wie in bösen Tagen hat sich naturgemäß dort eingestellt, wo der Mensch sich selbst zum Gegenstand, wo er ein- und nachbildend Bild der Geschichte durch Kunst geworden ist: im Bild der Bilder, im *Historienbild* und seiner Theorie. Zwar ist dieses im engeren Sinne erst eine Entwicklung der Neuzeit, Ergebnis bildnerischer Fertigkeiten der Darstellung von Zeit und Raum durch Flächenprojektion, der »imitatio naturae« durch die Wissenschaft vom Körper, durch Proportion und Perspektive, Zeichnung, Schatten, Licht, Ausdruck und Bewegung und demzufolge auch durch die Ordnung einer Handlung. Aber die ersten »Bilder«, die Stoffe, die die Phantasie erregten und dann auch bis ins Bildungsbürgertum, bis zum Ende des vergangenen Jahrhunderts als »exempla«, als Tugendkonvention im Schwange blieben, sind sehr viel älter. Heldentaten,

Götterwerk, die Überlieferung heroischer Geschichte war, neuzeitlich gesehen, im gesprochenen und geschriebenen Wort vor allem *sagen*haft – bildhaft zwar von Homer bis zu den Nibelungen, von Herodot bis zu Thukydides, aber eben als Erzählung, Chronik und Bericht bei Livius, Tacitus, Plutarch. Mythos und Geschichte der Antike waren zunächst eine Überlieferung per Wort und wurden erst seit Beginn der Renaissance in großem Umfang Bild. Dabei hatten Griechen und Römer durchaus schon in Malerei und Plastik den Motivschatz vorgegeben – eine pralle Bilderwelt von Giganten, Göttern, Kriegern und Heroinen der Geschichte. Den Ruhm des Menschenbildes, die Rhetorik der Tat und die Überwindung von Angst, Feind und Tod durch Kraft und Größe beschworen Vasen- und Wandmalerei ebenso wie die Statuen und Reliefs zwischen Alexandermosaik und Trajanssäule. Fast immer bestimmte den bildlichen Dialog das Verhältnis des Einzelnen zur Masse, von der Haupt- zur Nebenszene, von Sieger und Besiegtem, von Gut und Böse, Bleibendem und Vergänglichem. Zum Ruhme aufgesockelt, prachtvoll in Positur gebracht, gepanzert oder voller Muskelspiel des zur Schau getragenen Körpers kamen die Tugendhelden des griechischen Mythos und die Cäsaren der römischen Schlachten daher – Ideale zwischen Apoll und Herkules, Hera und Medea und eben Augustus und Kleopatra.

Ihre »bildliche« Wiederentdeckung im 15. Jahrhundert – und nicht nur Protorenaissancen sorgten dabei für ihre Überlieferung – erfolgte mit dem formalen Kanon eben dieser Bilder selbst und wurde Tugendkanon auch dem Inhalt nach. »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut« – die »interpretatio christiana« konservierte, was schon Homer, was die antike Philosophie dem Mythos und der Geschichte mit auf den Weg gegeben hatte. Der Kanon des Schicklichen war vor allem der Kanon *großer* Taten, *guter* Taten. Die Personifikationen von »Ruhm« und »Geschichte« obsiegen denn auch auf einem Blatt mit den Ruinen Roms und den Zeichen der Vergänglichkeit, das der Haarlemer Stecher Hendrik Goltzius als letztes einer Serie »Römischer Helden« 1586 geschaffen hat (Abb. 1). Den abendländischen Sieg Roms über Asien, Afrika und vor allem Europa symbolisieren acht Heldengestalten der römischen Geschichte – monumentale Einzelgestalten kraftvoller Natur, mit heroischer Nacktheit, athletischem Körperbau und auftrumpfender Gestik, ausgestattet mit Pferd und Waffen. Dargestellt mit spannungsreichem, plastisch modellierendem Strich, in den Höhen und Tiefen demonstrativ brillant durchgearbeitet, dominieren sie die im Hintergrund bei flachstem Horizont gegebenen Nebenszenen als »Explicatio« des Geschehens. Es sind »viri illustri« der »virtus romana«, die den Bestand der Republik sichern half: Publius Horatius, Horatius Cocles, Mucius Scaevola,

Marcus Curtius, Titus Manlius usw. Als »exempla virtutis« waren sie in die Geschichte eingegangen: Mucius, der die Freiheit zurückerhielt, weil er, bestraft ob seines tragischen Irrtums, statt den Etruskerkönig Porsenna

dessen Sekretär zu töten, mutig und furchtlos die rechte Hand ins Feuer streckte; Marcus Curtius, der sich den zürnenden Göttern zum Opfer brachte, indem er mit Roß und Rüstung in den drohend sich öffnenden Erdspalt auf dem Forum Romanum ritt, der sich darauf schloß; Horatius Cocles, der die Armee des Etruskerkönigs Porsenna allein so lange aufgehalten haben soll, bis die Römer durch den Einsturz der Tiberbrücke das weitere Vordringen verhindern konnten, etc. Goltzius schilderte sie als *Vor*bilder im wahrsten Sinne des Wortes, demonstrierte damit das Einpersonenstück des Historienbildes und über Ausstattung und Ambiente das Decorum des Heroischen – Helden eben, so mußten sie aussehen, so sahen auch die Antiken aus, Herkules Farnese an der Spitze.

Die Kunsttheorie der Renaissance hatte dafür die Weichen gestellt. Geschichte hieß *handeln*, und das war Menschen-, war vor allem Heldensache. Bildwürdig war nur das, was das Besondere im Allgemeinen und das Allgemeine im Besonderen war, das Beispielhafte und Typische eben. Und die

Malerei zumal hielt fest, was sonst nicht gegenwärtig war. Leon Battista Alberti, Baumeister, Maler und Theoretiker vor der und um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Florenz, Rom und Mantua, bemerkte denn auch in seinem Traktat über die Malerei, daß eben diese die Götter sichtbar mache, welche die Menschen verehren. In christlicher Fassung hieß das, Gott und die Heilige Familie, Propheten, Heilige und Märtyrer zu höherem Zwecke darzustellen. Der Triumph am Kreuz, das Opfer der Selbstaufgabe und die Erleuchtung und Verklärung im Glauben traten der Profanikonographie zur Seite – Geschichte als Verklärung und dem Menschen zum Vorbild letztlich auch sie. Die »historia« besetzte so bei Alberti die Spitze der Kunst, vereinigte die Summe des Wissens und Könnens von Kopf und Hand durch eine Hierarchie der Bilder, unter denen das des Menschen, eben auch, weil er Ebenbild des Einen war, am höchsten zählte. Die neue Wirklichkeit sah in ihm das Maß aller Dinge: »Weil aber das Geschichtsbild die höchste Leistung des Malers ist, so ist es notwendig, dafür zu sorgen, daß man nicht bloß den Menschen allein richtig zu malen weiß, sondern auch Pferde, Hunde und alle anderen Thiere und alle anderen sehenswerten Gegenstände«, hieß es bei ihm.

Solcherart freilich war die Malerei nicht mehr nur Handwerk, sondern geriet zur »nobilissima ars« eines Leonardo, der ihr als Gattung noch vor der Plastik Priorität einräumte. Hier vereinigten sich schließlich Fiktion, Wirklichkeit und Wissenschaft in angewandter Praxis, und was der Poesie an Erzählung und Erkenntnis möglich war, das sollte nunmehr auch per Bild geschildert werden können – mit gleichem Stil, gleicher Gestik, gleichem Ausdruck, doch verschiedenen Mitteln. Damit verband sich der Grundsatz der Anerkennung der Malerei als höhere Kunst, ihr Zutritt zu den »artes liberales« – eben die Analogie zur aristotelischen Poetik und zum »ut pictura poesis« der Rhetorik von Horaz. Erst damit war eine Ausdruckslehre als System gegeben, die den Stil und Modus der Wiedergabe ihrem Gegenstand anglich – grob gesagt: das Komische dem Bauern, das Erhabene den Göttern und den Königen. Aristoteles hatte bereits gefordert, Menschen besser oder schlechter oder der Wirklichkeit angemessen darzustellen, und mit dem ethischen Anspruch den sozialen Rang und die ästhetische Form verbunden. Zwischen »stilus humilis« und »stilus gravis« rangierte dann der »stilus mediocris«, und jeder von ihnen verfügte über weitere Schattierungen. Es waren Sprachfiguren, die für die Dichtung galten und auf die Malerei dann übertragen wurden. In Ciceros »Orator« war vorgegeben, daß »ein und derselbe Stil und dieselben Gedanken nicht wahllos zur Darstellung jeder Lebenslage, jeder sozialen Stellung, jeder Würde und jedes Alters verwendet werden können«, und Albertis »Baukunst« hielt dementsprechend fest:

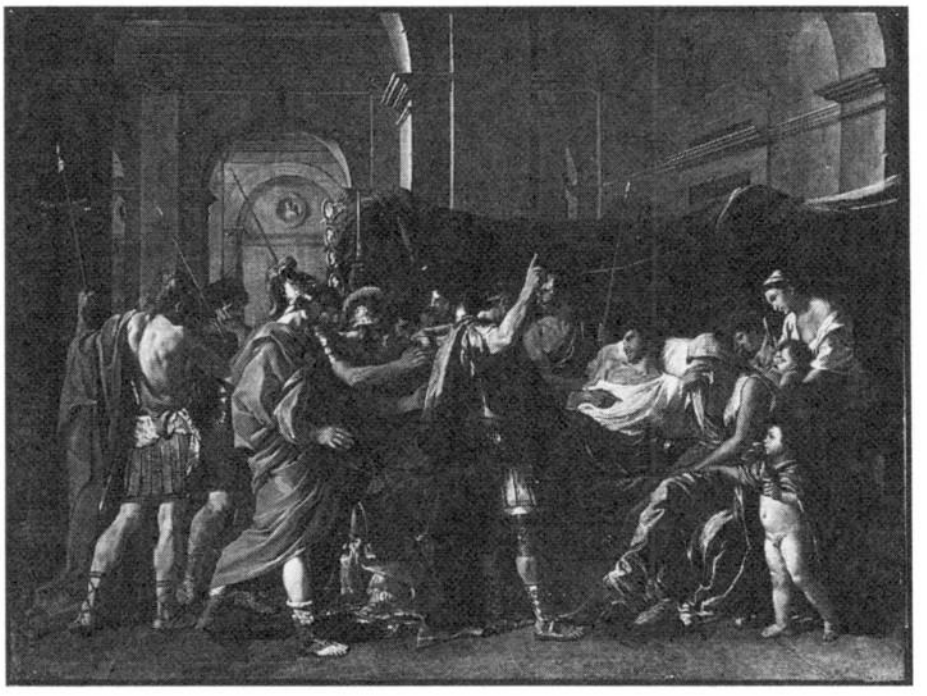
»Die Themen der Dichtung wie der Malerei sind verschieden, einige schildern denkwürdige Taten großer Menschen, andere stellen Gebräuche von Privatpersonen dar, wieder andere beschreiben das Bauernleben. Die ersteren als die großartigsten sollen bei öffentlichen Gebäuden und Fürstenpalästen gebraucht werden. Die zweiten, freudvolleren, für die Altäre und Gärten reserviert bleiben. Unsere Geister vor allem sind von Bildern liebenswürdiger Landschaften, Häfen, Fischerei, Jagden, Schwimmen, Sommerspielen, Blumenfeldern und tiefen Grotten entzückt.«
Die umfassendste Klassifikation dieser rhetorischen Stillehre in der Malerei noch im 16. Jahrhundert stammte bekanntlich von dem Lombarden Giovanni Paolo Lomazzo in seinem Trattato von 1584 – ein einziges scholastisches Lehrgebäude der Darstellungsmittel und -gegenstände der Malerei. In sieben Büchern über die Proportionen, »moti«, die Farbe, das Licht, die Perspektive, die Komposition und schließlich die »forma«, die Erscheinung und Gestalt des Dargestellten, gab er gleichsam ein Inventar der Ausdrucksmöglichkeiten der Malerei. Das siebte Kapitel handelt eingangs von der Tugend und Notwendigkeit der »historia«, um anschließend hierarchisch – angefangen mit dem Bild Gottvaters, des Sohnes und Heiligen Geistes und endend mit der »forma delle tre furie infernali« – eine Grammatik der Vorstellungsmuster jenseits des Menschlichen zu geben. Lomazzo wollte damit über die Nachahmung der Natur hinaus eine Rangfolge der Leit- und Inbilder im Geiste entwickeln, ehe sie über Zeichnung und technische Materialisation im Atelier des Künstlers das Licht der Welt erblickten. Nur so war die Kunst vor allem *geistige* Geburt und als Ganzes eine Sinnentsprechung höchster Ordnung.
Diese Bindung an eine höchste und tiefere Ordnung der Stil- und Ausdrucksmittel der Kunst und ihrer Gegenstände ist daher auch durchgehend Prinzip der Themen und Vermittlungsformen in den europäischen Bildkünsten des 16. Jahrhunderts. Von van Eyck, Tizian und Dürer über Raffael, Michelangelo und Bruegel bis zu Caravaggio und den Carracci bevölkern alle Klassen und Stände, alle Götter und Heiligen in gestaffelten Stillagen der Rhetorik die Leinwände, Holz- und Kupfertafeln, vom Fest der Götter bis zur Bauerntölpelei, von der »maniera grande« bis zur »pittura ridicula«, von der idealen bis zur primitiven Form, vom Palast der Götter und der Heiligen bis zur Bodega mit den Bodegones. Eva und Maria, Venus und Madonna auf der einen antworten die »Dulle Griet« und der Hexensabbath auf der anderen Seite, Jupiter und Alexander der Hirt und Bauersmann. Zwischen Hütte und Palast werden dabei der Differenzen immer mehr, verfeinert sich nicht nur die Praxis, sondern schreibt auch die Theorie die Welt der Großen und der Kleinen fest.

III

Helden im Ikonenrausch entfesselt dann vor allem der Barock. Wände, Dekken und Altäre, Schlösser und Paläste sind voll von Gott und Göttern jeder Art. Und was nun der Triumph der Könige, ist auch der Triumph der Kirche; die Verklärung der Wirklichkeit ist gleichermaßen Staats- wie Kunstreligion. Ecclesia triumphans: Die Engel jubeln, Fama bläst in die Posaune, und der Himmel öffnet sich – die Apotheose schließt die Irdischen mit ein, sie vor allem. Als die Alexander ihrer Zeit nehmen die Fürsten die besten Apelles in den Dienst, erscheinen selbst allegorisch und antik, schlagen die Parallele zwischen der alten und der modernen Zeit, verkleiden sich als Mars, Herkules und Sonnengott, trumpfen als Friedensfürst und Feldherr auf oder bemühen den Gleichnisschatz des Alten Testaments. Das gilt für Philipp II., Maria Medici, Ludwig XIV. und Christine von Schweden, Ur-

ban VIII., Mazarin und ungezählte andere. Die Historie im Fürsten- und im Kirchendienst ist vor allem Gleichnis und Symbol, schmückt sich mit Devisen und Emblemen, kommt gelehrt, anspielungsreich und mit triumpha-

lem Pomp daher. Nicht nur Maria thront auf hohen Stufen (Rubens), auch Karl I. auf hohem Roß (van Dyck) und Apoll, der Sonnengott, auf seinem Wagen. Rubens und die Antike – das dokumentiert sich in umfangreichen Zyklen, unter denen der für Heinrich IV. und Maria Medici im Louvre nur der bekannteste ist (Abb. 2). Macht und Tugend, Heldenmut und Tapferkeit geben sich hier gleichermaßen zeitgenössisch allegorisch und antik. Die Bildersprache ist danach – kraftvoll und gestenreich, plastisch, dramatisch, voll Aktion. Es sind epische Lehrstücke der Geschichte mit appellativem Impetus für den Betrachter. Überhöhungen der Wirklichkeit, die imaginativ und idealisiert vorgetragen wird. Moral wird hier zum ästhetischen Prinzip.
Poussin und die französische Akademie des 17. Jahrhunderts sorgten mit eben dieser Auffassung für den wohl folgenreichsten Diskurs der Kunstgeschichte, der seitdem zu verzeichnen war. Man bündelte und goß in Begriffe, was Theorie des Bildes war – Wirkung nach Gesetz und Ordnung und Themen, die im rechten Modus Erkenntnis mitzuteilen wußten. Damit hielt die Didaktik moralischer Belehrung Einzug ins Historienbild. »Heroisch« wurde zum Synonym für das Erhabene, das »Decorum« zum Nobilitierungsgrundsatz für die Wahl der dargestellten Stoffe. Götter, Helden, Heilige stellten vorrangig das Personal der Bilder. Mit Vorliebe bediente sich Poussin der Geschichten von Plutarch, Livius und Valerius Maximus. Immer wieder trifft man bei ihm die *exempla virtutis* an: die Größe und Tragik, den



Triumph und Tod geschichtlicher Helden – von Coriolanus, Scipio Africanus, Cato, Mucius Scaevola und Darius bis Phokion und Germanicus (Abb. 3). Giovanni Bellori, Kunsttheoretiker und Biograph Poussins, gab

dessen Worte wieder: »Malerei ist nichts anderes als die Nachahmung menschlicher Handlungen, welche schlicht die eigentlich nachahmenswerten sind«, und: »Der großartige Stil (maniera magnifica) besteht aus vier Dingen: dem Gegenstand oder Stoff, der Bildidee (concetto), der Bildstruktur (struttura) und dem Stil. Das erstere als Basis von allem anderen sollte ein großartiger Stoff sein, z. B. Schlachten, heldenhafte Handlungen, religiöse (divine) Themen.« Auch gibt er den Ratschlag: »Lesen Sie gleichermaßen die Geschichte und das Bild, so daß Sie urteilen können, ob alles dem Gegenstand angemessen ist.« Figuren sind demnach wie Vokabeln zu verstehen – jede Positur, jede Geste, jeder Gesichtsausdruck, die Kleidung etc. Gerade Poussin hat mehr als jeder Maler zuvor, durch theoretische Reflexion der Akademie später noch verstärkt, den Gestus und die Haltung, die Aktion und das Pathos zu dramaturgischen Sprachmitteln seiner bildnerischen Rhetorik gemacht. Das »opus« wurde zur epischen Oper, die Theatralik Mittel der Verdeutlichung. Seine Helden und Historien sind im wahrsten Sinne des Wortes »Standbilder« – Momentaufnahmen eines figurenreichen Geschehens, bei dem gestikuliert und deklamiert wird, um äußerlich mitzuteilen, was an innerer Bewegung und Leidenschaft mit der dargestellten Szene verbunden ist. Er selber sprach von der »langage du corps«. Nach ihr richtete sich die »action« und »diction« des Ganzen, und der »coup d'œil« war der Beweis der Einheit von Zeit, Ort und Handlung – »Heldenplatz« einmal nicht wie bei Thomas Bernhard, Theater gleichwohl.

Es ist diese Entschiedenheit in Thema und Gestaltung, die Poussin zu einem Nachleben verhalf, das insbesondere in Reaktion auf die so dekorativ-sinnliche, scheinbar amourös-leichtfertige Bildwelt des Rokoko mit Beginn des 18. Jahrhunderts im Neoklassizismus zur Geltung kommen sollte. Rom und die Antike, Themen aus der römischen Republik und die großen Vorbilder einer klaren Figurenanordnung im Bild von Raffael bis zu Annibale Carracci bestimmten jetzt das europäische Spektrum der Historienmalerei von Italien bis Deutschland. Der Neoklassizismus war eine Zeit des Umbruchs und der geistigen Neuorientierung, die neben dem Aufkommen archäologischen Sachwissens und damit neuer Bildquellen mit einer bewußten »parallèle des anciens et des modernes« Ernst machte. Helden wurden im Geist der Aufklärung zu Vorbildern einer Tugendmode, die zeitpolitisch Ideologie verhieß. Die Revolution stand vor der Tür. Von der »Vision der Antike« zu »Kunst und Politik« (H. Honour) führten die großen Rahmenthemen von Liebe, Kampf und Tod. Der Historienmaler als »peintre parfait« wurde gerade in Frankreich staatlich privilegiert und protegiert. Die Wiederbelebung der »maniera grande« (grand goût) stand im Zeichen einer nationalen Erneuerung. Sie wurde systematisch von den Generaldirektoren der Bauten

und Monumente, von Lenormant de Tournehem, dem Onkel der Pompadour, bis zum Comte d'Angiviller sowie den »premiers peintres« der Akademie in Gang gesetzt. Staatliche Kunstpolitik wurde hier zum Kunstdiktat. Von Anfang an wurden die alte und die neuere Geschichte herangezogen, »eigens um die Tugend und die patriotischen Gefühle wiederzubeleben«. Besonderer Gunst erfreuten sich dabei die tragischen Themen. Die Helden waren bald nicht mehr nur Alexander, Coriolan, Seneca und Cato oder Camilla, Dido, Agrippina und die Sabinerinnen, sie entstammten auch dem Alten Testament und der nationalen Geschichte – von Judith und Lucrezia bis zu Jeanne d'Arc.

Es war vor allem Jacques Louis David, der mit der Revolutionsikone des »toten Marat« eine ganze Schule begründete. Nicht allein daß er der Welle der zeitgenössischen Auseinandersetzung mit der Geschichte der Antike Tribut zollte (Rollin, Montesquieu, Bossuet u. a.), er hielt sich auch an die neue Strenge des Historienbildes, wie sie zum Beispiel von seinem Lehrer in Geschichte, Dandré-Bardon, gefordert wurde. Dandré-Bardon hatte in seinem Malereitraktat von 1765 ausdrücklich die Genauigkeit in der Darstellung der Themen verlangt. Er sprach von den »usages religieux, usages civils, usages militaires«. Er verlangte die Angemessenheit der Darstellungsmittel: Helden wie Alexander, Ajax, Achill oder Cäsar seien kraftvoll und resolut wiederzugeben. Selbst der Komtur müsse sich danach richten, wenn es darum gehe, den ruhigen und angenehmen, den traurigen und schmerzvollen oder den heftigen und schrecklichen Gemütsbewegungen Ausdruck zu geben.

Das machen nun nicht nur die Werke Davids deutlich. Das zeigt auch die Historienmalerei Englands und des noch jungen, in seinen Traditionen von Europa geprägten Amerika. Von Gavin Hamilton (1723-1798) über John Singleton Copley (1737-1815) und John Trumbull (1756-1843) bis Benjamin West (1738-1820) kam es hier zu Transformationen des Historien- und Heldenbildes, das zwischen antiken Themen und einer zeitgenössischen Ereignismalerei ästhetisch vermitteln sollte. »Modernität« wurde jetzt auf ganz andere, auf inhaltliche Weise eingelöst. Historische Wahrscheinlichkeit und reportagehafter Charakter waren angesagt. Die Historienmalerei war jetzt Bericht und Überhöhung zugleich. Schauplatz und Kostüm sowie die im Porträt erkennbaren Beteiligten eines zeitgenössisch heroischen oder tragischen Geschehens sorgten für die realistische Erinnerung im Bild; Komposition, Ausdruck und einzelne Motive für den ikonographischen Adel durch die Kunstgeschichte. Die Frage von Idealismus und Realismus wurde vor allem eine Frage des dargestellten Gegenstands und der ihm angemessenen Mittel. Das bezog sich auf die tapferen Helden auf den Schlachtfeldern der

alten und der neuen Welt: auf Major Peirson, Lord Chatham und General Wolfe (Abb. 4). Sie lösten die klassischen Helden alter Schule ab: Scipio und Epaminondas, Iphigenie oder Hannibal. Der von Rom aus überaus einflußreiche, im Kreise Winkelmanns bald antiquarisch gesonnene »Homeride« Gavin Hamilton hatte mit seiner Darstellung von »Agrippinas Ankunft in Brundisium mit der Asche des Germanicus«, 1772, durchaus noch klassizistischen Kompositionen und Formulierungen des 17. Jahrhunderts Rechnung getragen. Seine Gestalten sind machtvoll und eindringlich, zugleich

aber auch schon »sentimental«. Viel aktueller nehmen sich daneben Benjamin Wests »Tod des General Wolfe« von 1770 oder John Trumbulls »Belagerung von Gibraltar« von 1789 aus – Bilder, die Zeitgeschichte waren und Geschichte machten. Hier scheint das vor Augen geführt, was wir mit dem Blick des 19. Jahrhunderts als typische Historienmalerei meinen verstehen zu müssen: ein dramatisches Geschehen, ein Mehr-Personen-Stück vor faktischem, zeitnahem Hintergrund, mit genau benennbaren Helden von porträthafter Wirklichkeit, auf einem Schauplatz und in Kostümen, die historisch richtig scheinen. Auch hier sind Momente des Schreckens, des Todes, der Trauer aufgegriffen, wird der Report durch die theatralische Darstellung der Leidenschaften für den Betrachter überhöht. Der Betrachter ist Zeuge, nicht Akteur des Bildgeschehens. Und trotzdem handelt es sich nicht etwa um eine schlichte Militär- und Schlachtenmalerei. Krieg und Tod sind idealisiert: Nicht nur hatten die Szenen so nicht stattgefunden, war ein so wohlgeordnetes Arrangement kaum Beleg der Wirklichkeit; Kompositions-

muster und Bildformeln sorgten für die Bildungstradition im »grand style«. General Wolfes Hingelagertsein kommt einer Beweinungsgruppe gleich, der trauernde Indianer zeichnet die Figur der Melancholie und der Nachdenklichkeit als kultivierter Wilder nach, und der sterbende Krieger bei Trumbull ist der Antike abgekupfert. Ganz bewußt ist hier der Anschluß an die Kunstgeschichte vorgenommen. Und trotzdem macht sich ein neuer Geschichtssinn breit.

IV

Trotz der Schrecken der Menschheit, welche die Revolution von 1789 enthüllte, trotz der »Desastres de la guerra«, die bei Goya statt Verherrlichung das Fürchten lehrten, war mit dem 19. Jahrhundert vor allem der Gang der Weltgeschichte angesagt. Vom Sturm und Drang des »großen Kerls« über die Tragik der Ideale führte der Weg schließlich zum Geschichtsreport. Ebenso einseitig wie typisch glaubte 1841 Thomas Carlyle »Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte« festhalten zu müssen, daß »Universalgeschichte, die Geschichte dessen, was der Mensch in dieser Welt erreicht hat, im Grunde die Geschichte großer Männer ist, die hier gewirkt haben«. Seine Beispiele reichen denn auch von Odin über Mohammed und Shakespeare, Luther oder Cromwell bis zu Napoleon; Frauen kommen nicht vor. Offensichtlich hält die politische Sicht der Dinge im 19. Jahrhundert das Tatprinzip für Männersache, verarmt oder verändert sich das Frauenbild in einem sehr modernen Sinn: Politik und Geschichte ist vor allem Herren-, nicht Frauendienst. Medea und Cornelia, Esther, Judith und die Heerschar von »Heldinnen« aus Mythologie, Religion wie neuerer Zeit- und Kunstgeschichte sind einem bürgerlichen Rollenbild geopfert, das mit Geschlechtertugenden vor allem Sozialgeschichte schreiben will. Schicksal und Geschichte – aus der Perspektive des 19. Jahrhunderts ist das wohl Männersache, dem Weibe hingegen ziemen Schönheit, Liebe und Familienglück, so scheint es, Passion, Eros und Verzicht, also Gretchen, Undinen und Ophelien.

Aber auch bei den Männern war die »gloire« ikonographisch nurmehr Ideologie und Propagandadienst, verhieß geschichtliches Handeln im Bild nicht mehr allein Ruhm und Ehre, sondern auch oft genug »Kritik« an »unseren Großen«, die offiziell in Tafelwerken in das »Buch der Geschichte« eingegangen sind. Am Historien- und am Heldenbild schied sich alsbald mehr als in jeder anderen Gattung die Funktion »privat« und »öffentlich«. So wurde jetzt mehr und mehr die monumentale Illustration von Geschichte in Zyklen zum Medium offizieller Kunst. In Deutschland sorgten etwa die Na-

zarener, ausgehend von religiösen und literarischen Themen, für die Wiederbelebung nicht nur alter Techniken, sondern auch der nationalen Stoffe und ihrer Signifikanz für die eigene Gegenwart. Von den Nibelungen über Karl den Großen und Barbarossa bis Johann Hus, von Peter Cornelius über Alfred Rethel bis Schnorr von Carolsfeld reichte in der ersten Jahrhunderthälfte der Versuch einer Erneuerung der Geschichtsmalerei im Dienste der ersehnten Einigung, war im Grunde nicht Helden-, sondern Geschichtsdienst angesagt. Helden wurden nunmehr instrumental für allgemeine Ziele, nicht mehr allegorisch für fest umrissene Werte eingesetzt. Sie wurden damit im Tagesspiel der Meinung strittig und umstritten.

So sind auch Alfred Rethels Arbeiten für das Rathaus in Aachen von 1849 Inbild nationaler Ideologie. Reichsgedanke, Sieg des Christentums und persönliches Heldentum sind in der Gestaltung entscheidender Taten Karls des Großen zum Ausdruck gebracht. Diese Art öffentlicher Kunst war es, die, in offiziellen politischen Dienst genommen, bei einer wachsenden Spaltung zwischen bürgerlicher Kunst freien Geschmacks und Kunst einer programmatischen Herrschafts- und Staatsikonographie nach 1860 unter dem Signum »nationaler Historienmalerei« in Verdacht, später in Verruf geraten sollte. Es war dann die Zeit gemalter Geschichtsphilosophie von Kaulbach bis Piloty, ja selbst von Adolph Menzel bis Anton von Werner, Wilhelm Camphausen und Peter Janssen. Der Triumph der Stoff- und Detailmalerei hielt Einzug in die große Kunst – und wurde letztlich immer kleinlicher. Daß zeitgenössisch durchaus modernere Lösungen denkbar waren, daß von Delacroix und Géricault bis Courbet und Couture eine neue Schicksalsmetaphorik für den Heldenwandel sorgte, dies wurde kunstgeschichtlich im nachhinein zum größeren Ereignis. Auch literarisiert wie bei Delacroix oder auf akute Ereignisse kolportierten schrecklichen Geschehens abgestellt wie den Untergang der französischen Fregatte »Medusa« (Géricault), wurde Historienmalerei jetzt zum Gegenentwurf von propagierter Tugend und Moral. Sie wurde Inbild repräsentativ genommener Tragik menschlichen und politischen Desasters. Die Helden hergebrachten Stils hatten ausgedient. Es bedurfte dabei nicht nur der traurigen Schicksalsoper der »Erschießung des Kaisers Maximilian« im fernen Mexiko, die Edouard Manet in ein Symbol politischer Fehlleistung und menschlichen Irrtums nüchtern umzusetzen wußte; auch »Die Hinrichtung des Marschall Ney – 7. Dezember 1815, neun Uhr morgens« von Jean-Léon Gérôme (1868) ist Demonstration eines Göttersturzes und nicht nur Reportage. Der einstige Marschall von Frankreich, wegen Hochverrats füsiliert, liegt würdelos im Staub. Von den abrückenden Soldaten dreht sich kontrollierend nur der Offizier noch um – ganz messende, psychologische Distanz, das absolute Ende, nicht die Insze-

nierung eines Dramas. Ob Mitleid oder nicht – die Psychologie des Bildes bleibt dem Betrachter überlassen.
Oder schließlich, was Edouard Manets Historienbilder anbetrifft, jene »allégories réelles«, denen er auf Coutures und anderer Spuren sinnbildlich und dann auch kolportierend und durchaus politisch engagiert mehrfach Gestalt verlieh – dem Thema und der Gestaltung nach setzten auch sie dem hergebrachten Helden- und Historienbild ein Ende. Kühle, nüchterne Beobachtung, die Mitleidslosigkeit des Faktischen, Verzicht auf jede Literarisierung, keine Pathosregel mehr. Auch wenn Bildmuster bewußt verwendet wurden – Gegenstand und Malerei standen »pur« für sich und lebten aus sich selbst.
Tatsache ist: das 19. Jahrhundert brachte die Dichotomie des Faktischen und des Rollenbilds vom Helden. Heldentum vollzog sich nicht mehr nur in den großen Gesten und mit großen Kerlen, Gegenbilder brachen mit Macht in die allzu heile Welt der formulierten Werte ein. Helden wurden auch der Mann auf der Straße (Abb. 5), das Opfer im Barrikadenkampf, die geschundene Kreatur. Was sich an Paradigmenwechseln seitdem im 20. Jahrhundert

und noch bis heute mit dem Wandel der Mittel und Möglichkeiten bildender Kunst vollzog, vom Realismus im Propagandadienst von Staat und Politik über dessen Decouvrierung durch Kritik und Paraphrase bis hin zum Ikonoklasmus der Abstrakten, ja bis zur Trivialisierung in Pop-Kultur und Comic strip, zwischen Tina Turner und Bug's Bunny, ist quantitativ immens. Und noch immer hat die Heldenikonographie wie im Leben so auch in der Kunst Bestand. Es wäre allzu plakativ, wollte man einmal mehr Beuys

und Anselm Kiefer als Varianten einer Ikonographie bemühen, die per Bild und Mythos sogar eine Wiederkehr des Heroischen erfährt, auch wenn Sinn und Form sich sehr verändert haben. Bilder, Vor-Bilder, »Helden« und »Verehrung« wird es immer geben – nur die Formen und Akzente wandeln sich.

Literaturhinweis

Zusammenfassungen, insbesondere auch für weiterführende bibliographische Angaben, bieten: *Triumph und Tod des Helden. Europäische Historienmalerei von Rubens bis Manet*, hrsg. von E. Mai und A. Repp-Eckert, Kat. der Ausstellung in Köln, Zürich und Lyon 1987/88; W. Hager, *Geschichte in Bildern. Studien zur Historienmalerei des 19. Jahrhunderts*, Hildesheim 1989; E. Mai (Hg.), *Historienmalerei in Europa*, Mainz 1990.

Abbildungen

1. Hendrik Goltzius: Mucius Scaevola (aus: Römische Helden), Kupferstich, 1586 (RBA Köln)
2. Peter Paul Rubens: Maria Medici, Ritt nach Pont-de-Cé. Paris, Musée du Louvre (E. Mai)
3. Nicolas Poussin: Der Tod des Germanicus, 1628. Minneapolis, The Minneapolis Institute of Arts (E. Mai)
4. Benjamin West: Der Tod des General Wolfe, 1770. Ottawa, National Gallery of Canada (E. Mai)
5. Honoré Daumier: Legt euch mit ihm nicht an (Drucker), Lithographie (RBA Köln)

Das Andere in der Forschung

Wie wollen wir ungefährdet die Rückseiten
unserer Sterne erkunden, wenn wir nicht erkennen, warum und
auf welche Weise Forschende nach Mehrwissen und Mehrkönnen
greifen? Professor Dieter Mertens, einer der fünf Weisen, fand
einen neuen Zugang zu diesem Vorgang. Seine Bilder und Texte formen
eine einmalige Symbiose –
die Welt der Forschung kennt nichts Vergleichbares.

Das Andere in der Forschung
Dieter Mertens
Herausgeber: Tias
64 Seiten
24 Abbildungen

Normalausgabe
Format: 26x31 cm
Hardcover
Preis: DM 78,–

Zeigebuch
Format: 20x15 cm
Hardcover
Preis: DM 18,–

DA Verlag Das Andere, Nürnberg

LITERATUR IM ROTBUCH VERLAG

CARMEN FRANCESCA BANCIU

FENSTER IN FLAMMEN

Nicht allein in Bukarest, dem »Paris des Ostens«, auch an anderen Orten handeln die Erzählungen Carmen Francesca Bancius. Sie berichtet von Menschen, die, obwohl sie inmitten von Chaos und Unrat leben, mit dem Charm sehr persönlicher Gepflogenheiten dem Morbiden und dem Verfall entgegenzutreten versuchen. Ihre Wohnungen sind eng und feucht, die Abfallberge allgegenwärtig und die Ratten ohne Zahl. Aber man spricht Französisch, debattiert über Probleme der Logik und spielt seine Etüden zur Not auch ohne Piano.

Erzählungen, aus dem Rumänischen
gebunden, mit Schutzumschlag, 176 Seiten, DM 29,80

YAAK KARSUNKE

GESPRÄCH MIT DEM STEIN

Wie man auf das Unvertraute im Vertrauten trifft und sich des Zwangs entledigt, das Außergewöhnliche der Maxime tagtäglicher Vernunft preiszugeben, ist in Yaak Karsunkes neuem Gedichtband nachzulesen:

als wir diesmal heimkehrten lag
die gefiederte schlange
zusammengerollt in der einfahrt
& zwischen den zweigen der weide
der gepard auf dem sprung

Gedichte
gebunden, 88 Seiten, DM 26

ROTBUCH VERLAG BERLIN

Jürgen Busche
Das gewinnende Lächeln

Charisma und Politik

Das Wort Charisma, durch Max Weber in die Sprache der Politik eingeführt, bedeutet seither so etwas wie den Einbruch einer numinosen Naturkraft in einen Bereich des Rationalen, in jenen Bereich, in dem über Politik verhandelt und entschieden wird. Das Wort beschreibt, was ein Mensch, ein Politiker hat oder nicht hat. Wenn er Charisma hat, wird ihm vieles einfacher gelingen. Der charismatische Politiker vermag auch mit schwachen Argumenten zu überzeugen, er kann sich vielleicht sogar das Argumentieren ganz sparen: er braucht nur vorzustellen, was er will. Auch darf der charismatische Politiker zuversichtlich sein, sich in Abstimmungen durchzusetzen, ohne daß es dazu irgendwelcher disziplinierender Einwirkungen auf die Abstimmenden bedarf. Der Charismatiker ist leicht ein Erfolgsmensch, aber nicht jeder Erfolgsmensch verfügt über Charisma. Die Redewendung vom gewinnenden Lächeln bezeichnet in seinem Adjektiv etwas dem Charismatischen Verwandtes. Aber Charisma kann sich auch im tiefen Ernst offenbaren, wenn Zeit und Gelegenheit solchen Ernst nahelegen. Kurz: Charisma ist eine Art von Überlegenheit.

Ist sie unverdient? Ist sie vergleichbar der physischen Überlegenheit, jener angeborenen Stärke der Organe, dank derer ein Athlet dem anderen über ist und die zwar von einem trainierten Kämpfer gegenüber einem untrainierten wettgemacht werden kann, unmöglich aber unter gleich geübten ihre ausschlaggebende Rolle verliert. Wenn alles, was erlernbar und trainierbar erscheint, ausgereizt ist, wenn alle Hilfsmittel aufgeboten und neutralisiert worden sind, wie kommt man dann zu einer Entscheidung? Vielleicht eben durch Unverdientes. Riesenkräfte beim Ringkampf, Charisma im Gespräch, uneinholbar.

Max Webers Vortrag »Politik als Beruf« charakterisiert im Zusammenhang mit einer Erörterung der Formen der Herrschaft die charismatische Herrschaft als eine solche, die auf der außeralltäglichen Hingabe der Menge an die Heiligkeit oder Heldenhaftigkeit oder Vorbildlichkeit einer Person und der durch sie offenbarten oder geschaffenen Ordnung beruht. Die Begriffe erinnern keineswegs zufällig an die religiöse Sphäre. Die Frage ist jedoch, ob

man, wenn man den Hinweisen in die Welt der Religionen folgt, nicht am Ende mehr Aufklärung über Max Weber erhält als darüber, was der Begriff Charisma bedeuten kann – und zwar im ganzen Umfang einer Bedeutung, die bei Weber allenfalls rudimentär vorhanden ist: Charisma als Instrument von Herrschaftstechnik und mithin durchaus alltäglich. Ein Geheimnis mag immerhin bleiben, wie solche Begriffserweiterung über die Intention des Archegeten der spezifischen Begrifflichkeit möglich ist. Aber vielleicht nur für den Soziologen, nicht für den Historiker.

In »Politik als Beruf« weist im Grunde schon Weber, der als Althistoriker ja die Bewunderung Theodor Mommsens erregt hatte, in die erfolgversprechende Richtung. Er bezeichnet die demokratischen Führer im klassischen Athen als Demagogen und hebt hervor, daß dieser unter den Gebildeten der Neuzeit abfällig gebrauchte Titel korrekt nicht nur auf den verhängnisvollen Prahlhans Kleon (im Peloponnesischen Krieg) sondern auch auf den strahlenden Perikles angewendet werden müsse. Demagoge heißt wörtlich übersetzt: Volksführer – keineswegs Volksverführer, wie es der neuzeitliche Gebrauch haben will. Und in der direkten griechischen Demokratie, der die Athens im Zeitalter des Perikles (und nicht nur da) sehr nahe kam, war der Politiker, der sein Amt nicht dem Los verdankte, der Führer des Volkes, von ihm gewählt, von ihm verstoßen. Letztlich ist es der Streit um diese Führerschaft auf Widerruf, der den politischen Kampf in der Polis bestimmt. Er wurde im letzten Ernst – als Normalfall – mit dem Ergebnis eines Ostrakismos ausgetragen: das Scherbengericht entschied darüber, wer als politischer Führer in der Stadt bleiben durfte und wer für zehn Jahre anderswo hin gehen mußte, damit der bestätigte Demagoge für einige Zeit Ruhe gewänne zumindest vor diesem Gegner oder Konkurrenten und sich statt vordringlich um seinen persönlichen Machterhalt um die Geschäfte des Gemeinwesens kümmern konnte. Für den einen ostrakisierten Konkurrenten konnten freilich schon im nächsten Augenblick andere auf den Plan treten; die Ruhe dauerte nie lange, der Vorsprung, den ein Politiker in der Gunst der Menge besitzen konnte, war nie beruhigend.

Das wichtigste Mittel des Demagogen, die Meinung des Volkes auf seine Seite zu bringen, war die Rede. Jeder weiß, und in Platons Apologie des Sokrates wird es gleich zu Anfang thematisiert, daß eine Rede die Hörer überzeugen oder überreden kann. Doch wo genau ist der Unterschied? Kommt ein überzeugender Vortrag vor einer bunt zusammengewürfelten Menge ohne Elemente der Überredungskunst aus? Bedarf nicht auch die gefälligste Rede handfester Hinweise, aus denen die Zuhörer entnehmen, daß ihre Interessen gewahrt sind, um mitreißen zu können? Müssen nicht beide, die überzeugende wie die überredende Rede Nuancen zu schleifen

versuchen, Differenzierungen vergessen machen: die eine, um Unwesentliches aus dem Blickfeld zu entfernen, die andere, um geschmeidig zu wirken? Stehen nicht beide allein zwischen den beiden Polen, die gebildet werden einerseits durch das Interesse des Redners, der mit seinen Absichten obsiegen will, andererseits durch das Interesse der Zuhörer, die eine sichere Beurteilungsgrundlage für die von ihnen geforderte Entscheidung erhalten wollen. Ob der Vortrag der Sache angemessen sei, ist noch nicht einmal unter den wetteifernden Rednern eindeutig zu entscheiden, um wieviel weniger kann es für die zahlreichen Zuhörer offensichtlich sein. Gibt es überhaupt eine unstreitige Sachgemäßheit? Der griechische Berater eines persischen Potentaten hat es, einer Anekdote zufolge, einmal abgelehnt, sich zu einem vorgetragenen Vorschlag zu äußern, bevor er nicht eine Gegenrede dazu vernommen habe.

Wahrheit, sofern etwas anderes als Tautologie, kann demnach immer nur das Ergebnis von Streit, Widerspruch und Konkurrenz sein. Daß dies nicht notwendigerweise den Triumph des jeweils unsachlichsten Debattenstils zur Folge haben muß, zeigt ein Vorgang wiederum aus der Zeit des Perikles. Die konservative Partei setze ihre reichlichen Geldmittel ein, um die beim Volk sehr beliebten Komödiendichter zu bezahlen, die daraufhin nicht müde wurden, den ersten Mann Athens mit witzigen Schmähungen zu überziehen. Das ärgerte den Perikles so sehr, daß er ein Verbot der Komödie verfügte. Dies wiederum wollte das Volk nicht hinnehmen; es erzwang die Aufhebung des Verbots, wählte aber bald darauf Perikles gleichwohl erneut in das Strategenamt. Die Leute ließen sich also nicht so leicht den Blick auf das Wesentliche vernebeln.

Wer aus der Literatur die Schreckensbilder vom Fehlschlagen demokratischer Prozesse im Altertum kennt – das bedeutendste ist die Verurteilung des Sokrates –, der wird schwerlich der Auskunft vertrauen, insgesamt habe zumal die athenische Demokratie recht gut funktioniert. Und gleichwohl ist genau das wahr. Schließlich hat Athen seine Freiheit nicht infolge innerer Schwächen verloren, sondern im Krieg gegen die Makedonen Philipps, die hernach unter Alexander das Perserreich zerstörten.

Dennoch ist das Mißtrauen gegen die politische Meinungsbildung und Entscheidung durch öffentliche Diskussion geblieben. Dieses Mißtrauen rührt von der Unerklärlichkeit jener gewinnenden Macht eines Demagogen, der es vermag, auch noch die schärfsten und zwingendsten Argumente an der schönen Gestalt der von ihm in Rede gefaßten Vorstellungen abprallen zu lassen. Das schwer übersetzbare griechische Wort *charis* meint das Gefällige, das, was geeignet ist, Gefallen zu erzeugen, man könnte auch sagen: das Anmutige. Es bezeichnet früh auch die heitere Stimmung des großzügigen

Gebens und dankbaren Nehmens gerade in der Bezogenheit solcher Handlungen aufeinander. Da zielt es dann wohl auf das gleichsam Spielerisch-Ritualisierte dieser Interaktion, ähnlich einem unbeschwerten Tanz, der sich zwanglos entwickelt und dennoch eine sehr bestimmte Schönheit erreichen kann. So haben die Griechen ihr Gefühl für Schönheit, für Proportionen, für Maße aus dem Kultischen entwickelt und damit erst das Festliche über das Fest siegen lassen, die Feier über das Feierliche und schließlich das Ästhetische über das Religiöse. Charis löste sich für den athenischen Politiker auf in die Kunst, mit seinem Auftreten den Menschen, die es zu gewinnen galt, angenehm zu sein.

Eine Kunst, eine Technik – vielleicht erlernbar. Ob die Sophisten diese Kunst gelehrt haben oder vorgaben, dies zu tun, ist schwer zu sagen. Platon jedenfalls bekämpft sie wegen des Anspruchs, politische Weisheit zu lehren und läßt Sokrates auf sie los, um anzudeuten, auf welchem Wege Weisheit, auch politische Weisheit tatsächlich zu suchen sei. Dabei gerät aus der Betrachtung, daß die Pflicht, für wichtige Einsichten die Zustimmung der Menge zu erhalten, für die Sophisten zwangsläufig ein Teil der Wirklichkeit war, auf die sich politische Weisheit einzustellen hatte. Diese Pflicht wird von Platon ironisch abgetan. Bei ihm taucht zum ersten Mal mit weltgeschichtlichen Folgen der Gegensatz auf zwischen der Würde des Arguments und der Effekthascherei der populären Rede. Daß dieser Gegensatz ein gewollter, aus geeigneten Beispielen konstruierter ist, zeigt die Entwicklung der Rhetorik, der Kunst der – überzeugenden oder nur überredenden? – Rede nach Platon. Daß die Rhetorik zum Schluß dennoch demselben Verdikt verfiel, das schon die Sophisten getroffen hatte, war die Folge einer Verschärfung des gezwungenen Gegensatzes von Argument und Beifall.

Mit Platon beginnend legt sich die Vorstellung von einer Hierarchie der Werte auf die öffentlichen Debatten, aus der sich eine adäquate Hierarchie der Bezugnahmen auf diese Werte entwickelte. Auf diese Weise wurde zwar die Rationalität des Arguments weitgehend formalisiert, ebenso die Autorität, die in solchen Bezugnahmen auftrat und sich auswies, umgekehrt wurde aber auch die Chance des unordentlichen Buhlens um den Beifall der unvernünftigen Menge eingeschränkt, eine Leistung, derer es eigentlich gar nicht mehr bedurft hätte, da die grundsätzlich als unvernünftig eingestufe Menge überhaupt keine Gelegenheit mehr bekam, durch Beifalls- oder Mißfallenskundgebung über den Vortrag konkurrierender Großer zu entscheiden. Allein Günstlingswirtschaft in den verschiedenen Hierarchien bot noch den Menschen, denen eine gewinnende Art eigen war, die Chance, das Reglement im Ensemble der Erledigungen zu durchbrechen. Der Fortschritt aber – auch nach Humanismus und Renaissance – vertraute der Differen-

zierung und Optimierung der Hierarchien und der Beifallsunabhängigkeit der Argumente. Genau das ist die Situation, die auch noch das Denken von Max Weber prägt. Charisma ist deshalb für ihn ein Begriff, der aus der eingefriedeten, aber für sich nicht völlig rational entschlüsselbaren Welt des religiösen Lebens herüber ragt und im aufgeklärten, ganz und gar durchrationalisierten Diesseits immer noch eine eigentümliche Form von Herrschaft begründen kann.

Demagogen – im schlechten Sinne des Titels – können das immer noch durch mißbräuchliche Bezugnahme auf Autoritäten, und sie können das desto besser, je mehr ihnen Journalisten helfen, die Hierarchien und Ordnungen durcheinanderzubringen, zu vereinfachen, zu verkürzen und am Ende Karikaturen der Wirklichkeiten und Spottgeburten von politischen Lösungen einer verwirrten Menge anzupreisen. Das alles können Demagogen und Journalisten – die Weber an dieser Stelle mit großem Ernst zu einer der Verantwortung ihres Berufs entsprechenden Bedeutung aufwertet – nur deshalb tun, weil sie es irgendwie schaffen, dem Publikum zu gefallen. Solches Gefallenkönnen vermag der Pflichtethiker Weber allerdings nicht zu würdigen. Der Vorkämpfer des demokratischen Staates in Deutschland konnte die Elemente demokratischer Herrschaft nicht einschätzen.

Tatsächlich setzt auch die moderne Demokratie mit ihren vielfältigen Sicherungen in Repräsentationsorganen und Institutionen die Zustimmungsbedürftigkeit politischer oder politikrelevanter Argumente voraus. Auch der Politiker, der diese Argumente zu parlamentarischen Instrumenten oder zu Waffen im Wahlkampf machen soll, muß sich in den Augen der Öffentlichkeit durch mehr auszeichnen als durch die Tatsache, daß er erfahrungsgemäß recht gehabt und das richtige gesagt hat. Wie wichtig es ist, bei Fernsehauftritten gut zu wirken, ist oft genug erörtert worden. Inzwischen ist allerdings auch der Nachweis erbracht worden, daß Charisma allmählich aus der Negierung etlicher scheinbar sicherer Regeln für erfolgreiche Auftritte erwachsen kann. Wie in der Rhetorik der Antike zeigt es sich, daß für den, der die Wankelmütigkeit der Menge zu erfassen weiß, eine Regel nichts verbaut und daß es durchaus aussichtsreich sein kann, auf das Verfahren zu setzen, das der Regel widerspricht. Wie einer die Menge davon überzeugt, daß er das glaubt, was er sagt, hängt zuletzt von keiner Regel ab. Ebensowenig, ob es ihm hilft oder schadet, daß er als einer gilt, der glaubt, was er sagt. Das alles vermag jene Begabung, die wir im Anschluß an Max Weber *Charisma* nennen wollen.

Das bedeutet nicht, daß es nicht auch das gäbe, was Weber so bezeichnet hat. Deshalb müssen wir ja, schon um des gemeinsamen griechischen Ursprungswortes willen, den Terminus um seinen Begriff herum ausdehnen.

Zuletzt hat Willy Brandt als Bundeskanzler mit dem Thema Ostpolitik eine charismatische Kraft im Sinne Max Webers entfaltet. Hier verschmolz die Vorstellung von der zu leistenden Sache mit einem Heldenbild. Daraus wurde unmittelbar politische Herrschaft. Sie fiel allerdings sofort in sich zusammen, als die lästigen kleinen Probleme des Alltags den charismatischen Wahlsieger von 1972 wieder erreichten. Die Erfüllung der Weberschen Vorstellung in der Gegenwart erlebte nur einen Augenblick der Geschichte.

Charisma – über Max Weber hinausgedacht und an das alte griechische Wort angeschlossen – erfordert andere Rücksichten. Das Lebensgefühl der Bevölkerung lechzt nach auftrumpfender Bestätigung und zutraulicher Kritik, nach erleichternder Ironie und pathetischer Vergewisserung, nach lustvoller Verfeinerung und herzhafter Vergröberung – es lechzt nach vielem anderen mehr und immer ist eine Empfindung begleitet von der Möglichkeit, daß ihre Befriedigung vom Umschlag in die gegenteilige Empfindung bewirkt zu werden scheint. Solche Gemütsbewegungen sind wahrnehmbar und korrespondenzfähig. Sie diktieren oder unterstützen keine Politik. Aber wo die politischen Optionen nicht für eine sehr große Zahl eindeutig sind, verschaffen sie Vorteile dem, der sie zu respektieren weiß. Sicherlich, auf die Kunst, das zu tun, versteht sich der eine weniger und der andere mehr; der eine vermag das bis zu einem gewissen Grade zu lernen, der andere verschlimmert seine Lage durch den Versuch, das zu tun. Soweit bleibt *charis* auch hier unverfügbar. Aber demokratische Politik zwingt Gruppen dazu, bei der Auswahl ihrer ersten Protagonisten darauf zu achten, ob sie über Charisma verfügen oder nicht. Rita Süßmuth in der CDU verdankt ihre Karriere dem Charisma; der Sozialdemokrat Björn Engholm hat spät Charisma gewonnen, aber nicht zu spät. Beide haben damit keineswegs Modelle geschaffen, die von anderen kopiert werden könnten. Aber beide haben ein Vermögen offenbart, das eben auch nicht ignoriert werden kann. Es ist analysierbar aber nicht verfügbar. Es ist unablöslich mit der Einzigartigkeit der Person verbunden. Vielleicht ist es die Ahnung dieser Einzigartigkeit, die die Menge ohne Unterschied ihrer Glieder bezaubert, weil sich jeder gern in dieser Person wiedererkennt.

Diese Identifikation als charismatische Chance in der Politik ist umso wichtiger geworden, als seit den Zeiten Max Webers das Vertrauen in die umfassende rationale Beherrschbarkeit der politischen Welt noch einmal kräftig erschüttert worden ist. Hierarchien von Kompetenzen und Zuteilungsvermögen sind heute nicht einmal mehr vorstellbar geschweige denn realisierbar. Mehr denn je ist die Politik vor dem ehrgeizigen Ziel der Beherrschung von Problemen zurückgewichen und reduziert sich auf die Führung von

Menschen gegenüber diesen Problemen. Was einen beliebigen Kegelverein von dem Gremium einer nationalen Regierung unterscheidet, so könnte man überspitzt sagen, ist nicht die Tatsache, daß die Regierungsmitglieder das Land besser regieren können, sondern der allerdings nicht unerhebliche Umstand, daß die Kegelbrüder keine Wahlen gewinnen können und von der Höhe der Macht ebenso gewiß herunterstürzten, wie sie vorher unfähig waren, den Weg auf die Höhen der Macht in Angriff zu nehmen.
Aber dieser Weg scheint im demokratischen Staat auch den Angehörigen klassischer Eliten verschlossen zu sein, so daß sich mehrere Verwaltungseliten herausbilden, von denen hier nur die der Wirtschaft und die der Industrie genannt zu werden brauchen. Da der Aufstieg in diesen Ordnungsgefügen immer noch aufgrund eindeutiger Kompetenzen möglich ist und – zumindest bis zu einer gewissen, allerdings beachtlichen Höhe – ohne charismatische Begabung möglich ist, da zudem hier die Verdienstmöglichkeiten größer und vor allem zuverlässiger sind, kommt es zu einem rationalen Übergewicht in diesen Gruppierungen gegenüber jenen der Politik. Nach ähnlichen Kriterien müßte auch eine Soziologie des Journalismus (die Weber in »Politik als Beruf« andeutet) neu entworfen werden. Der Journalist hat freilich wegen des künstlerischen Moments, das den Wirkungsmitteln der Medien innewohnt, einen größeren Bedarf an charismatischem Potential. Dies gilt indes nur für den Journalisten, der unmittelbar in die Produktion von Texten und Bildern eingespannt ist. Alle Leitungsfunktionen können nach Kriterien wahrgenommen werden, die das Erfolgsdenken von Bankiers oder Marketingforschern bestimmen. In der modernen Welt könnte die demokratische Politik also das Gegenmodell zu dem bilden, was sie früher als Führungsmodell selber darstellte. Welche Steuerungskompetenz das Gegenmodell erreichen könnte, ist gegenwärtig eine absolut offene Frage. Charisma als die gewinnende Kraft, die Menschen bewegt, wird aber damit zum unverlierbaren Instrument politischer Herrschaftstechnik. Was vordem die Gefahr rationalitätsfeindlicher Manipulation beschwor, erscheint heute als Gegengift gegen manipulative Systeme der Rationalität. Die Gesellschaft ist unberechenbar in dem Wunsch, wie sie beherrscht sein, wie sie herrschen will. Das verbindet Demokratie und Charisma, das läßt sie aufeinander angewiesen sein. Und – diese Zuversicht ist erlaubt – das ist unendlicher Kultivierung fähig.

Boris B.

»Weltstar ist ein harter Job. Ein Weltstar, auch ein 24jähriger hat viele Gesichter«, so der Spiegel über Boris Becker. Mag sein, daß es gerade das ist, warum sich so viele für diesen Tennisstar begeistern, keines seiner Spiele am Fernsehen versäumen, ja ihm sogar von Turnier zu Turnier nachreisen. Daß das nicht unbedingt ausgesprochene Tennis-Freaks sein müssen, sondern auch Literaten wie Martin Walser und Hans Blickensdörfer, Kabarettisten wie Werner Schneyder, der Historiker Christian Graf von Krockow, um nur einige zu nennen, können Sie nachlesen in ...

Herbert Riehl-Heyse (Hrsg.)
Boris B.
17 Autoren und 1 Phänomen
288 Seiten mit 50 Farbtafeln
Format 23,4 x 16,4 cm
Gebunden mit Schutzumschlag
DM 49,80

Engelhorn Verlag

Jörg-Peter Findeisen

Karl XII. von Schweden

Ein König, der zum Mythos wurde

276 S. 1992. Geb. DM 78,–

ISBN 3-428-07284-7

Geist und Wirken des schwedischen Königs Karl XII. (1682-1718), eines Zeitgenossen und Widerparts Peters I. von Rußland und Augusts von Sachsen, blieben lange Zeit geheimnisumwoben. Der Autor zeichnet den Lebensweg Karls XII. vor dem historischen Hintergrund jener Zeit nach. Der Leser erfährt, wie und warum es den Schwedenkönig – noch sehr jung an Jahren – in die Schlachten des Nordischen Krieges trieb, wie er, der selbst schier furchtlos war und asketisch lebte, seine Soldaten immer wieder mitriß. Minutiös werden die militärischen Ereignisse nachvollzogen, werden Karls türkisches Exil, die sinnlosen Kämpfe in Norwegen bis zu seinem jähen Tod eindrucksvoll geschildert.

Duncker & Humblot · Berlin
Postfach 41 03 29 · D-1000 Berlin 41

Matthias Matussek
Empfang bei Hofe

Lüpertz, Tizian und Co.

Vielleicht wäre eine Verabredung mit Tizian doch einfacher gewesen. Tizian ging nach Venedig, um Erfolg zu haben, und er blieb in Venedig sein Leben lang. Jeder, der Tizian besuchen wollte, wußte genau, wo er zu finden war. Im Gegensatz zu Lüpertz, der auch Erfolg hat, aber mal hier ist und mal dort, mal in Berlin, mal in Karlsruhe, mal in Düsseldorf, schwer auszurechnen, schwer zu fixieren. Andererseits hat Lüpertz Telephon, Tizian nicht. Und Briefe hat Tizian, der Malerfürst der Renaissance, nur selten beantwortet. Also Lüpertz. Auf nach Düsseldorf, wo es um diese Jahreszeit genauso regnet wie in Venedig.

Bevor sie Malerfürsten wurden, Tizian und Lüpertz, waren sie junge Männer, die berühmt werden wollten. Tizian bat im Jahre 1513 den Zehnerrat der Stadt Venedig, eine Schlachtenszene im Dogenpalast gestalten zu dürfen. Begründung: Er würde sich mit der Bewältigung dieser schwierigen Aufgabe gern »ein wenig Ruhm erwerben« oder, wie man in Venedig damals zu sagen pflegte, »acquistar qualche poco di fama«. Er erhielt den Auftrag und blieb dessen Ausführung über zwanzig Jahre lang schuldig, da er in der Zwischenzeit zu viele andere Aufträge aquiriert hatte.

Lüpertz nahm es ernster mit der Erfüllung öffentlicher Aufträge. Einmal riskierte er sogar sein Leben, damals, 1975, als er im Krematorium Ruhleben den Pinsel anlegte und nach getaner Arbeit nachts über eine Mauer stieg und auf die Aufforderung »Halt! Stehenbleiben! Hier ist die Polizei!« nicht reagieren wollte. Bis heute ist ungeklärt, ob die daraufhin abgefeuerten Schüsse tatsächlich von einem Streifenbeamten stammten oder vielleicht doch von einem als Polizist maskierten Lüpertz-Sammler, der die Kurse seiner Lüpertz-Gemälde in die Höhe treiben wollte.

Doch zu Beginn seiner Karriere legte Lüpertz ohne Auftrag los und, wie es sich für einen zornigen jungen Mann gehörte, ziemlich zornig und ziemlich großformatig. Lüpertz malte Ackerfurchen, Melonen und Stahlhelme mit breitem Pinsel, und er nannte seine Bilder »dithyrambisch«, was damals, in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts, noch keiner übersetzen konnte und somit ihm, dem Künstler, einen entscheidenden Vorteil gegenüber sei-

nen Kritikern einbrachte. Was ist die Erfindung einer Rot-Tönung, des »Tizian-Rot«, das heute aus jedem besseren Wasserfarben-Kasten glubscht, gegen die einer Etikette wie »dithyrambisch«!

Mit Recht werden bereits hier einige Leser die Stirne runzeln. Was soll das, werden sie einwenden, Tizian und Lüpertz in einem Atemzug zu nennen – schließlich weiß jeder, und erst recht Lüpertz selber, daß er der Größte ist. Doch uns geht es zunächst nur um einen methodischen Zusammenhang zwischen Lüpertz und Tizian, ganz ungeachtet der malerischen Qualitätsunterschiede. Denn beide werden von Kunstkritikern als »Malerfürsten« apostrophiert. Und bevor wir uns dem Hofe Lüpertz' nähern, wollen wir uns umschauen und uns mit der Ahnengalerie der Malerfürsten vertraut machen, mit ihren Vorlieben, ihren Marotten, denn wir möchten dem Fürsten nicht unvorbereitet unter die Augen treten.

Wir haben bereits den Ruhm als wichtiges Kriterium des Malerfürstentums erkannt: den frühen Skandal, den Willen zum Ruhm, den Jacob Burckhardt bereits in Tizian arbeiten sah, weshalb er ihm »modernes Bewußtsein« attestierte, und den wir natürlich als Leser von Life-Style-Zeitschriften und flotten Kunstjournalen auch bei Lüpertz diagnostiziert wissen, weshalb wir ihm ebenfalls Modernität oder zumindest Postmodernität bescheinigen können. »Die Dithyrambik«, meinte Lüpertz einmal, schon auf der Höhe seines Malerfürstentums, »war ein Mittel, um Aufmerksamkeit zu erregen«.

Doch Ruhm allein genügt bei weitem nicht. Ruhm ist nur die goldene Wolke, die den Fürsten trägt, diesen von Gott eingesetzten Bevorzugten, der über der Menge thront, ein Einzelner (»Das Neue an mir ist, daß es mich gibt«, Lüpertz), der durch die der Welt zugewandte Seite seiner Herrlichkeit, durch sichtbares Gepränge, durch Hofstaat und Lebensstil, seine Fürsthaftigkeit täglich neu unter Beweis stellt.

Keiner käme auf die Idee, Caravaggio als Malerfürsten zu bezeichnen, obwohl auch der kein unbekannter Pinselstümper war. Caravaggio, ein steckbrieflich gesuchter Totschläger, war im Alter von 39 auf der Flucht vor seinen Häschern in der Sumpfgegend um Porto Ercole einer Infektion erlegen. So etwas tut ein Fürst nicht. Abgesehen von den Sümpfen, die ein Fürst selten betritt – ein Fürst lebt lange. Tizian wurde 99 Jahre alt. Und Lüpertz ist auch schon 52.

Ein Malerfürst kommt nicht als Fürst zur Welt – er ermalt sich sein Fürstentum. Lüpertz' Vater, ein wohlhabender Industrieller, ging bankrott und vermachte seinem Sohn das Trauma plötzlicher Armut. Auch Tizian, der einem eher schlichten Bergbauern-Idyll entstammte, lernte, daß Armut nicht adelt, sondern langweilt. Doch er wußte sich zu benehmen, er war

ehrgeizig, er hatte das untrügliche Gespür für die wichtigen Kontakte – und er verstand schon früh, daß ein Malerfürst zunächst ein Fürsten-Maler ist.

Dem Fürstenmaler legt der Fürst die Seele offen. Und er weiß, daß dieser, anders als die eigene Ehefrau, ihn nicht enttäuscht. Denn der Fürstenmaler ist ein Schmeichler. Tizian bildete die Gekrönten so ab, wie sie sich selber gerne sahen, er streichelte ihr Selbst-Image. Er porträtierte VIPs wie den Dogen Andrea Gritti, Kaiser Karl V., Papst Paul III., Philipp II. von Spanien. Und er malte den wichtigsten von allen: Ottaviano Strada, den führenden Vertreter des neuen Berufsstandes der Kunsthändler. Strada sorgte für die Umsätze, die das aufwendige Malerfürstentum erst finanzieren halfen. Denn leider litten die sogenannten ersten Kreise, allen voran der Kaiser, an Amnesie, wenn es um die Überweisung der Honorare ging.

Tizian residierte bald in einem prächtigen Palazzo, und tatsächlich war er einer der ersten Künstler, die sich als Aristokraten verstanden – Kollegen wie Raffael waren zufrieden mit der Rolle des geachteten Handwerkers. Und der Kaiser, wenn auch ein säumiger Zahler, garantierte seinen gesellschaftlichen Erfolg. Er machte ihn nicht nur zum Grafen und Ritter vom Goldenen Sporn, sondern sorgte auch für jene unsterbliche Malerfürsten-Legende, die seither von Generation zu Generation weitergereicht wird: Er, der Kaiser, soll sich nach einem Pinsel gebückt haben, den Tizian fallen ließ, um ihn aufzuheben für ihn, den Malerfürsten.

Schon hier muß dem Einwand begegnet werden, daß Markus Lüpertz' Œuvre für das eines Malerfürsten viel zu wenige Kaiserporträts aufweist. Das aber liegt an dem naturgemäßen Mangel an brauchbaren Kaisern, kann Lüpertz nicht angelastet werden und folglich sein Malerfürstentum nicht schmälern. (Im übrigen hat sich die Zahlungsmoral gekrönter Häupter durch die Zeiten nicht gebessert: Die einzige Fürstin der letzten Jahre, die einem Maler saß, Fürstin Gloria von Thurn und Taxis, weigerte sich anschließend, das in Auftrag gegebene Gemälde zu entgelten. Der Maler war machtlos, denn Fürstin kam soeben von einem Crash-Kurs in Sachen Kunst bei ihrem Freund Jimmy aus New York zurück und konnte dem Künstler ins Gesicht schleudern: »Bittschön, eine Kunst ist das nicht!«) Dennoch wollen wir die Frage nach dem Fürstenporträt für unseren Besuch bei Hofe nicht ausklammern und schon hier notieren.

Noch frappierender fallen die Gemeinsamkeiten zwischen Lüpertz und jenem anderen Malerfürsten aus, der ein Jahr nach Tizians Tod, 1577, zur Welt kam: Peter Paul Rubens. Wie der Vater von Lüpertz hatte auch Rubens' Vater Pech. Ein gutsituierter Rechtsanwalt zunächst, muß er vor den in Flandern einfallenden Spaniern flüchten, gewinnt das Vertrauen der Prinzes-

sin von Sachsen in unschicklichem Ausmaß und wandert dafür ins Gefängnis. Zwei Jahre nach seiner Entlassung wird sein Sohn unter unwürdigen, ärmlichen Bedingungen geboren. Kurz darauf zieht die Familie um. Und wohin wohl? Nach Köln, womit wir wieder bei Lüpertz wären. Rubens in Köln und Lüpertz in Düsseldorf! Jeder weiß, daß die Strecke Köln–Düsseldorf bei freier Autobahn mit einem schnellen Mercedes, wie ihn Lüpertz fährt, in weniger als 30 Minuten zu bewältigen ist. Und Rubens' Wort von seiner »großen Liebe zur Stadt Köln« könnte auch von Lüpertz stammen, wobei lediglich »Köln« durch »Düsseldorf« zu ersetzen wäre.

Wie dem »dithyrambischen« Lüpertz ist auch Rubens zunächst (fast) jedes Mittel recht, um zur »öffentlichen Person« zu werden. Er porträtiert Fürsten, wie es Tizian tat, er schart eine zahlungskräftige Klientel um sich, schockiert und kitzelt das Publikumsinteresse mit gewaltigen Schlachtszenen und gewaltigen Weibern und erregt ein Aufsehen, das dem um die Person Lüpertz' durchaus nahe kommt. Beide dürfen auch einen fast schicksalhaften Konjunktur-Schub auf der Nachfrage-Seite erleben, womit ihre Prädestination, ihr gottgegebenes Malerfürstentum letztgültig bewiesen wäre: So, wie Lüpertz mit seinen Bildern Ende der sechziger Jahre auf eine durch asketische Konzept-Kunst frustrierte, nach Bildern hungernde Käuferschicht traf, so füllte Rubens die nach dem calvinistischen Bildersturm leergefegten Kirchen mit neuen, sinnenfrohen Attraktionen für Altar und Kreuzgang. Und beide, Rubens wie Lüpertz, malten wie verrückt.

Ein Malerfürst, soviel können wir schon hier festhalten, zeichnet sich aus durch ein überbordendes Gesamtwerk, eine wild wuchernde Schöpfungsfülle. Womöglich war Rubens einer der ersten, die die Atelierproduktion industriell ausbauten. Er scharte Dutzende von Schülern um sich – wenn auch nicht Hunderte, wie Lüpertz, der Rektor der Düsseldorfer Kunsthochschule –, und er *ließ* malen. Ihm war egal, was von eigener und was von Schülerhand stammte. Einen Unterschied machte er nur in den Preisen: Schülerarbeiten, die er lediglich überarbeitet und »retouchiert« hatte, gingen für die Hälfte weg. In einem Brief an seinen Freund Sir Carleton, der unbedingt einen »echten« Rubens besitzen wollte, gab der Meister zu bedenken, daß die »retouchierten« fast so gut seien wie die Originale, ja, daß kaum einer Originale und Kopien auseinanderhalten könne und daß letztere für 50 Prozent zu haben seien. Sein Freund bestand auf dem Original und verausgabte sich finanziell, denn Rubens' Preispolitik war mindestens ebenso, sagen wir: streng wie die von Lüpertz.

Da er als Malerfürst mit den anderen Fürsten gut klarkam, wurde Rubens auch in diplomatischen Missionen eingesetzt. Und er hatte Erfolg: Er war maßgeblich an dem Friedensschluß zwischen England und Spanien beteiligt.

Ob Lüpertz, der sich eher fürs Boxen interessiert, an Friedensschlüssen beteiligt war, entzieht sich unserer Kenntnis – wir wollen ihn später, bei Hofe, danach fragen. Fragen grundsätzlich nach seinem Verhältnis zur Politik – Malerfürsten scheinen hier, ähnlich wie Dichterfürsten, eine angenehme Zwischenlage anzustreben. Sie sind mittenmang – aber sie ereifern sich nicht. Sie sind Monarchisten. Sie befinden sich in Übereinstimmung mit der Ordnung der Dinge. Sie bekleiden Funktionen und wissen sie für ihre eigenen Zwecke zu nutzen. Das Ziel ihrer Politik sind sie selbst.
Der Erfolg hält sie lässig und geschmeidig. Er trägt sie durch die Wirren der Zeit, wie etwa Ingres, den 1780 geborenen französischen Malerfürsten, der lange genug lebte, um das Ancien régime, die Französische Revolution, das Direktorium, das erste Kaiserreich, die Restauration unter Ludwig XVIII. und Karl X., die Juli-Revolution 1830, die Regierungszeit des Bürgerkönigs Louis Philippe, die Februar-Revolution von 1848 und die Präsidentschaft und Kaiserzeit Louis Napoleons zu überstehen. Ingres brachten die Zeitläufte so wenig Blessuren ein, daß er noch im Alter von 71 Jahren frohgemut ein zweites Mal heiraten konnte.
Ingres, der Malerfürst, sammelte Titel, Ehrenämter und Aufsichtsratsposten wie andere Bierdeckel. Er war Direktor der Villa Medici, Ritter, Offizier, Kommandeur, Großoffizier der Ehrenlegion. Hector Berlioz gab ihm ein Ständchen, und Louis Philippe lud ihn zum Essen ein. Ingres, einmal durchgesetzt, saß für immer oben, und seine prunkvollen Selbstinszenierungen waren durchaus ein Vor-Schein dessen, was sein Malerfürsten-Nachfolger Markus Lüpertz 100 Jahre später zu leben versteht. Lüpertz, der zu seinem 50. Geburtstag 600 Gäste ins Berliner Theater des Westens einlud. Sechshundert!
Als Malerfürst Ingres ein zweites Mal heiratete, eine »prächtige Braut«, wie der Hochbetagte bemerkte, schickte sich ein fünfzehnjähriger Bub aus dem bayerischen Schrobenhausen an, die Malerei und später die ganze Welt zu erobern: Franz Lenbach, eines von 13 Kindern des Stadtmaurermeisters Lenbach. Er hatte zunächst das Mörteln und Ziegeln erlernt und begann nun, auf einer polytechnischen Lehranstalt in Augsburg, mit ersten Zeichen-Versuchen. Ein älterer Malerfreund aus dem Schrobenhausen benachbarten Dorf Aresing brachte ihn »mit der Kunst in Berührung«, ein Zündkontakt, der sich kurz darauf in Wirtshausschildern, Schützenscheiben und Votivtafeln entlud. Wenn wir hier die ersten frühgenialischen malerischen Prankenhiebe des jungen Lenbach so ausführlich schildern, so hat dies einen einfachen Grund: Lenbach ist *die* malerische success-story des 19. Jahrhunderts, er ist *der* Malerfürst des Bürgertums, und daß er später tatsächlich geadelt wurde, imponierte weit über die Grenzen Schrobenhausens hinaus

im ganzen Reich. In einem Reich, das man sich als großes Schrobenhausen vorzustellen hat, welches 1914, zehn Jahre nach dem Tode des Malerfürsten, versuchen sollte, die ganze Welt in Schrobenhausen zu verwandeln.
Franz Lenbachs »Titusbogen«, während einer Italienreise begonnen und wegen Geldmangels erst in Schrobenhausen mit Schrobenhausener Hirtenknaben-Modellen vollendet, kann als sein »Durchbruch« bezeichnet werden. Er beherrschte die Lasurtechnik der alten Meister, er wußte die Dunkeleffekte eines van Dyck zu setzen und verlieh seinen Bildern jenen Patina-Effekt, der den Käufern das Gefühl vermittelte, einen echten Rubens zu besitzen. Vor allem aber entdeckte er das Porträt als Geldbeschaffungsquelle und als Ticket in die feine Gesellschaft. Seine Devise: Wie es euch gefällt. Da gleichzeitig die Porträtfotografie ihre erste frühe Blüte erlebte, die ebenfalls den Stil alter Meister imitierte, schuf Lenbach durchaus gerne nach Fotos: Der Kunde brachte einfach den Abzug mit, auf dem er sich am besten gefiel. Lenbach setzte in Öl um und kassierte. Zwischen 10 000 und 12 000 Goldmark – und mehr, falls die diskreten Erkundigungen über den Klienten ergaben, daß mehr zu holen war.
Und die Kundschaft war's zufrieden. »Muß in den Vatikan zum Fitzliputzli«, notierte der Malerfürst lässig und meinte damit Papst Leo XIII., dessen Kardinal-Staatssekretär mitteilen ließ, daß Heiligkeit im Profil gemalt zu werden wünsche und Wert lege auf größtmögliche Ähnlichkeit. Der große Sohn Schrobenhausens malte Kaiser Wilhelm II., »dieses Rindviech«, malte König Ludwig I., der sich »viel zu alt, viel zu häßlich« fand, und er malte Bismarck, immer wieder Bismarck, rund hundertmal – eines der Bilder schenkte Hitler später dem Göring zur Hochzeit. Der reichstreue Lenbach bewunderte Bismarck; er malte ihn umsonst, und er bezahlte dem in Ungnade gefallenen Kanzler einen ganzen eigenen Sonderzug, um ihn als Gast bewirten zu dürfen.
Und Lenbach wußte zu beeindrucken. Seine Florentiner Villa in München hatte er zwischen Pinakothek und Glyptothek gesetzt. So wohnte er Schulter an Schulter mit Fürstenkollegen wie Tizian, Rubens und Co., und er stattete seinen Palast mit den obligatorischen Renaissance-Decken, mit Marmor, Damast und Muschelgrotten aus. Ein eigenes kleines Elektrizitätswerk versorgte sein Haus als eines der ersten in München mit Strom, und späte Passanten, die Licht in seinem Atelier sahen, pflegten ehrfürchtig zu tuscheln: »Lenbach malt.«
Womit wir wieder, endlich, auf Lüpertz zurückkommen dürfen: Auch Lüpertz' Atelier hat Strom, auch Lüpertz kann arbeiten, wann immer er will, und auch rund um den Düsseldorfer Moorenplatz hört man oft den Stoßseufzer: »Er malt schon wieder.« Fast unnötig zu erwähnen, daß eine ge-

priesene Ausstellung Lüpertz' im Lenbach-Haus stattfand, das damit Schauplatz eines historischen Malerfürsten-Gipfeltreffens wurde.
Wenn ein Fürst stirbt, stirbt eine Epoche. Doch »wenn ein Künstler stirbt, stirbt eine ganze Welt«. Das befand immerhin Alberto Moravia am Grabe seines Freundes, des Malerfürsten Renato Guttuso. Guttuso starb 1987. Wir sind also in unserem historischen Abriß fast in der Jetztzeit, nur noch einige Querstraßen vom Hofe Lüpertz' entfernt, und können uns nur in Stichworten dieses einzigartigen Falles annehmen. Guttuso war ein »linker Malerfürst«. Er war Senator und Kommunist. Er saß im ZK der KPI, wenn er nicht gerade in einem seiner Paläste saß, wo er seine livrierten Diener beim Pokern auszunehmen pflegte – der Fürst als Demokrat.
Daß Guttuso hochbetagt seinen Frieden mit der Religion machte, daß er, sozusagen, seinen Pinsel im Schoß der katholischen Mutter Kirche niederlegte, obwohl er doch einst Stalin verherrlicht hatte und stolz auf seinen Lenin-Orden war, kann nur jene verwundern, die nichts von Malerfürsten wissen. Kennzeichen eines geglückten Fürstenlebens ist es ja gerade, Unvereinbares zu vereinbaren und damit mehrere Eisen im Feuer zu haben, mindestens aber eines im Diesseits und eines im Jenseits. Guttuso wußte die Mischung aus Pop-art und sozialistischem Realismus, Kubismus und symbolistischer Malerei ebenso elegant zu handhaben wie seine freundschaftlichen Beziehungen zu Antipoden wie KP-Chef Natta und Monsignore Fiorenzo Angelini. Er war Eklektizist, malerisch und politisch, und damit der erste postmoderne Malerfürst der Geschichte.
Zu seinem Nachlaß gehörte nicht nur das malerfürstentypische Riesenwerk, sondern auch ein unehelicher Sohn, der in einem spektakulären Rechtsstreit Anspruch auf sein Vermögen erhob. *Ein* unehelicher Sohn? Antonello Trombadori, Ex-Mitglied der KPI und Intimfreund Guttusos, weiß es besser: »Es gibt mindestens zwanzig. Jedermann weiß, daß Renato die Frauen sehr liebte.« Womit wir endgültig bei Markus Lüpertz angelangt wären, am Düsseldorfer Moorenplatz, in der Nähe der Universität.
Während wir in die Strümpelstraße einbiegen, immer dem Schilde »Zum Studentenwohnheim« folgend, vorbei an geziegelten Mehrfamilienhäusern, die in ihrem architektonischen Understatement der Strümpelstraße ihr charakteristisches Gepräge verleihen, rekapitulieren wir, was wir von Markus Lüpertz wissen. Er wurde in Böhmen geboren (wie Dvořák und Dubček), verbrachte die Jugend im Rheinland (Rubens!), begann seine Studien bei einem holländischen Kunstlehrer (Rembrandt!), boxte zwischendurch (Caravaggio), arbeitete in einem Walzwerk (???), setzte die Studien in einem Kloster fort (Fra Angelico) und begab sich 1970 zur malerfürstentypischen Italienreise (Lenbach) nach Florenz (Uffizien). Heute bewohnt er vier Ate-

liers, drei Familien, 200 Hemden, 100 Krawatten, und er weiß: »Ich lebe bis zu einem gewissen Grad davon, aufzufallen, eine Ausnahmeerscheinung zu sein, und dies wird auch forciert und stilisiert.«
Die langgezogene düstere Baracke war nur eine schlichte Mensa, bevor sie das Düsseldorfer Lüpertz-Atelier wurde. Es ist dunkel, doch wir wissen, daß der Meister mit einem einfachen Schalterdruck Licht erzeugen kann. Er läßt auf sich warten. Sein Lieblingsschüler kocht uns einen Kaffee. Was er an Lüpertz so bewundert? »Erstens seine Art zu leben, zweitens seine Art zu malen.« Er hat die Gunst des Fürsten bei einem Fußballspiel gewonnen. An einen Pfosten getackert kleine Illustriertenbilder von Fürstenkollegen wie Netzer, Mao, Wagner, Machiavelli. In der Küche, über einer Bauernbank, Kongo-Müller in Öl. Kongo-Müller sieht zufrieden aus.
Nach exakt 28 Minuten fliegt die Türe auf. Eskortiert von einem voluminösen Assistenten tritt Er in Erscheinung. Er stürmt die Küche. Schwarzer Mantel, schwarzer Schlapphut. Nadelstreifen-Zweireiher. Die Manschettenknöpfe sind rund und groß wie Minigolfbälle, und natürlich sind sie aus Gold wie die Ringe und die Rolex-Daytona. Während Kongo-Müller ungerührt grinst, erbleichen wir. Soviel Gold!
»Negerkalle«, bemerkt der Gast und versucht sich freizuräuspern, »Negerkalle hat gerade enorme Schwierigkeiten wegen einer Rolex bekommen.« Negerkalle ist kein Maler-, sondern ein Unterweltfürst aus Hamburg, aber natürlich kennen sich die Fürsten untereinander. »Die versuchen nur, ihm irgendwas anzuhängen«, sagt Lüpertz. »So blöd ist doch der Negerkalle nicht, daß er sich wegen einer geklauten Uhr in die Scheiße reitet.« Self-made-Fürsten, die sich Dummheiten leisten, sind es nicht lange, weder in der Halbwelt noch in der Kunstwelt.
Sieht sich Lüpertz als Fürst?
»Kommt drauf an, ob Sie das aus Haß oder aus Liebe fragen.«
»Aus einfachem Interesse.«
»Malerfürsten sind mittelmäßig. Ich bin aber leider ein meisterhafter Maler.«
»Wieso leider?«
»Weil sich darüber viele ärgern. Neun von zehn Leuten halten mich für ein Arschloch.«
Wir nicht. Wir mögen ihn, Lüpertz, den Malerfürsten: Graue Augen im glattrasierten Eier-Schädel, ein wenig halbseiden, ein wenig brutal, ziemlich eitel und von spielerischer Hinterhältigkeit. Er liebt den Luxus, und er spricht gerne darüber. Er ist der Liberace der heftigen Malerei.
Schlechte Kritiken? »Ich weine darüber immer auf dem Weg zur Bank«, pflegte der millionenschwere Liberace lächelnd zu antworten. Ähnliches

würde auch Kongo-Müller sagen, der fröhlich von der Wand schaut, Lüpertz erst recht, der sich durch Kritiken längst nicht mehr erschüttern läßt. Sein Malerfürstentum ist eine der unterhaltsamsten Selbstbehauptungen der gegenwärtigen Kunstszene. Es ist absolutistisch – l'état c'est moi. Da heutzutage sowieso keiner mehr weiß, was ein gutes Bild ist und was ein schlechtes – was ist da logischer, als sich selbst als Normgeber zu setzen. Ich male gut. Ich bin ein Genie. Ich bin ein Fürst. Basta.

O ja, Lüpertz sieht sich als Gesetzgeber. Es gibt Zeiten der Revolution und Zeiten der Ordnung, sagt er. Eine Revolution macht nur dann Sinn, wenn eine Ordnung vorhanden ist, die umgestürzt werden kann. Grenzenlose Freiheit ist langweilig, weil sie beliebig ist. So ist Lüpertz der historisch erste Malerfürst, der das ästhetische Schreckensregime seiner Malerei exerziert, weil er mit der Rebellion dagegen liebäugelt. Fürstlicher kann ein Fürst, ein aufgeklärter Monarch, nicht denken.

Daß er bisher kein einziges Fürstenporträt gemalt hat, liegt einfach daran, daß er bisher noch nicht dazu aufgefordert wurde. Er drängt sich aber auch nicht danach. Das Problem: Seine Phantasie würde unterfordert, die Langmut des Porträtierten überfordert. »Stellen Sie sich vor, ich würde Kohl malen – das würde weder ihm noch mir gefallen.« Die Politik ist ihm ohnehin herzlich egal. Alle engagieren sich in diesen Zeiten politisch, also tut er es nicht. »Meine Politik wäre ihre Abschaffung«, sagt er, und Kongo-Müller grinst von der Wand.

Die koreanische Köchin hat Nudelsuppe, Rindfleisch und Gemüse auf den Tisch gestellt, bekömmliche Kost, die den Fürstenbauch nicht belastet. Lüpertz ist gut in Form. Er joggt, er boxt, er steht früh auf. Er liest morgens die Feuilletons, so, wie die Finanzaristokraten das *Wall Street Journal* lesen, ein wachsames Auge auf den Kurswerten, und auch an diesem Tage steht er in der Zeitung. Er hat seinen Austritt aus der Akademie der Künste erklärt, nachdem die Mitglieder der Ost-Akademie en bloc aufgenommen worden sind. »Was soll ich mit dem Tübke in einer Akademie?« sagt er.

»Der Wert eines Reiches bemißt sich nach dem Ruhm seiner Malerei«, wirft der Gast einer gehässigen Assoziation folgend ein und zitiert damit einen Satz, den Frank Stella anläßlich einer Velasquez-Ausstellung geäußert hatte. Velasquez, Malerfürst, Repräsentant seiner Zeit und Ikonograph der Herrlichkeit des spanischen Reiches, die durch seinen Ruhm nur vergrößert wurde.

»Insofern«, gibt Lüpertz zu bedenken, »war Tüpke viel eher ein Malerfürst als ich.« Tübke, der DDR-Hofmaler, Ikonograph der siegreichen Weltrevolution, der Manierist, der ganz im Stil der alten Meister etwa das riesige sozialistische Altarbild »Klassenkampf« gemalt hatte, das immer noch

wanddeckend im Speisesaal des Leipziger Hotels »Astoria« hängt, dort, wo Wessie-Manager mit Ossie-Vertrauensleuten gemeinsam Suppen auslöffeln.
Welche Eigenschaft er, Lüpertz, bei sich selbst als fürstliche ausmachen würde? »Meine Großzügigkeit«, sagt er, ohne nachzudenken, »meine an Dummheit grenzende Freigiebigkeit.« Und er erzählt von einer Wohltätigkeitsveranstaltung, an der nicht nur der Münchner Bussi-Adel, sondern auch Kashoggi, der Fürst der Waffenhändler, teilgenommen hatte. »Die haben gerade mal 70 000 Mark zusammengekratzt – und ich alleine habe 140 000 Mark zugeschossen. Damit ist doch wohl klar, daß ich der einzige wahre Fürst in dieser Runde war.«
Maler, fährt er fort, sind ohnehin die gebildetsten, großzügigsten und intelligentesten Menschen, und natürlich meint er die, die nicht seine Konkurrenten sind, also alle unbekannten und alle toten. »Und sie sind die reichsten«, wirft der Gast ein. »Und die reichsten«, echot Lüpertz.
Reichtum, Schöpferkraft und langes Leben – auf diesen Säulen ruht das Malerfürstentum. Reich ist Lüpertz, und seine Schöpferkraft ist geradezu beängstigend, wie er auf einem Rundgang durch sein Atelier beweist. Gerade erst hat er eine Serie von hundert Bildern fertiggestellt, nur, »um mal über ein bestimmtes Format zu arbeiten«, und so stehen sie an der Atelierwand, Rahmen an Rahmen, Lüpertz meterweise, und keines davon soll weniger als 60 000 Mark einbringen. Wenn einer wie Lüpertz Leinwände bemalt, malt er Geld.
Und er möchte lange malen und so lange leben wie keiner vor ihm. Der Gedanke an den Tod beunruhigt ihn wie alle Fürsten, und er erzählt dazu eine Anekdote aus alten Zeiten, deren Pointe ihm sehr gefällt. In seiner Predigt spricht der Priester vom Tode. »Wir sollten aber bedenken, daß jeder von uns sterblich ist«, sagt er. Da fällt sein Blick auf den Fürsten, der in der ersten Reihe sitzt und mißbilligend die Brauen runzelt. Und der Priester bessert nach: »Fast jeder.«
Nach zwei Stunden ist die Audienz bei Hofe beendet. Der Gast verabschiedet sich beglückt, beschenkt mit mehreren Katalogen und innerlich bereichert. Er tritt hinaus in den peitschenden Regen, der die Düsseldorfer Strümpelstraße in einen kleinen Canale Grande verwandelt hat, und er denkt sich, daß er letztlich doch in Venedig gelandet ist. Er meditiert über einen Satz, den ihm Lüpertz mit auf den Weg gegeben hat und der durchaus von Tizian sein könnte: »Es gibt keinen anderen Triumph als den Ruhm. Er garantiert den Bestand des eigenen Werkes für die Ewigkeit.«
Ob er gleichzeitig eine Garantie gegen nasse Socken ist?

Christian Büttner / Michaela Wirtz
Heldenwahl

Welche Vorbilder hat der Nachwuchs?

»Ein Held? Der ist mutig und tapfer... ist einer, der Gutes tut und sich dafür einsetzt und dafür kämpft. Heldinnen sind genau das gleiche, die konsequent das durchziehen... Mutter Theresa oder Gandhi oder Jesus, das sind für mich Helden.« Katrin, 18 Jahre alt und kurz vor ihrem Abitur, tut sich schwer, Helden zu nennen, die zur Zeit leben. Ganz ähnlich Jani, 9 Jahre: »Ein Held ist, der Leute rettet... Helden können Männer und Frauen sein... ich weiß eine Heldin: She-Ra... oder ich kenne vielleicht noch eine, warte mal... nein.« Und Anne, 12 Jahre: »Helden haben immer Waffen bei sich.«

Die Gespräche mit den Mädchen erweisen sich als sehr viel schwieriger und unergiebiger als mit Jungen. Martin z. B., 15 Jahre alt, sprudelt förmlich über vor Begeisterung und zählt gleich eine ganze Reihe von Comic- und Computerspiel-Helden auf. Der größte Held ist für ihn Spiderman, »der ist nicht immer der Stärkste, das ist wie im normalen Leben, daß der nicht immer der Größte ist... Aber am Schluß siegt der immer. Bei uns an der Schule sind die meisten für Bruce Lee [Kungfu-Filme] und Rambo.« Heldinnen gibt es auch, zumindest in den Comics. Die haben dann aber Eigenschaften wie Männer. Was sie von ihnen unterscheidet? »Irgendwie, daß die so Katzenfrauen sind, nicht so Tiger. Tiger ist irgendwie männlicher.« Mädchen schwärmen nach Martins Erfahrungen für die »New Kids on the Block«, für Jungens, »die einfach toll aussehen. Da gibt es eine, die rastet total aus. Für Jungens ist das aber nichts!«

Auch Jan, 20 Jahre, hat eher verschwommene Vorstellungen über Helden, jedenfalls im Vergleich mit dem, was man als Bildungsbürger über die klassischen Helden weiß: »Helden sind Menschen, die sich trauen, gegen die gängige Meinung der Allgemeinheit was zu machen... z. B. wenn man sich öffentlich dazu bekennt, schwul zu sein... Heldinnen haben es schwerer, sich von der Masse der Frauen abzuheben... Frauen sind ja nicht so schnell mit der Gewalt... Helden wachsen in das Heldenhafte hinein... es ist kein Job, es muß etwas sein, was den Tod bedeuten könnte.«

Sollte es wirklich nur männliche Helden geben, gibt es nicht auch bei Frauen

etwas, das man als heldenhaft oder wenigstens vorbildhaft weiblich bezeichnen könnte? Wir wollen einen Interpretationsversuch in dieser Richtung wagen und nehmen die Aussagen unserer Jugendlichen als Anregung zur Darstellung einiger besonders beliebter Helden und »Heldinnen«. Wir werden zwei der bereits genannten (She-Ra und Rambo) und zwei weitere (He-Man und Baby) eingehender vorstellen[1] und knüpfen bei der Beschreibung ihrer Attraktion an Jans Idee von dem »Hineinwachsen in das Heldenhafte«, von der Heldenreise an: Wir beschreiben ihren Aufbruch, ein Stück ihres Weges, ihre Aufgaben und die Überwindung ihrer Krisen. Am Ende versuchen wir als Resümee u. a. einen Vergleich mit Helden unserer Kindertage.

Der Aufbruch

Beginnen wir mit der Plastik-Spielfigur He-Man. He-Man ist eigentlich der verträumte Prinz Adam von Eternia, ein Serienheld, der Drei- bis Achtjährige, und zwar nahezu ausschließlich Jungen, begeistert hat und immer noch begeistert. Prinz Adam wird zum Helden He-Man durch sein Zauberschwert, durch seinen Kampftiger Gringor und seine Freunde und Helfer, die ihn auf seinen Heldenreisen durch zahlreiche Video- und Tonkassetten fast immer begleiten. Der Videofilm »Der Zeitkorridor« z. B. beginnt mit der Idylle eines ländlichen Picknicks. Eine Schokoladentorte soll durch Zauber noch ein wenig größer werden – welch schöne kindliche Vorstellung. Doch der Zauber versagt, und die zusammenstürzende Torte bekleckert die Picknickgesellschaft mit He-Man und seinen Freunden. Ende der kleinkindhaften Regression.

In diese Idylle hinein bricht eine erschreckende Nachricht: Skeletor, der Herrscher der dunklen Macht, bereitet einen neuen Versuch vor, sich Eternias zu bemächtigen. Die Botschaft kommt von Zoar, einer Frau in Adlergestalt. Später erfährt man, daß dieser Adler die letztlich alles kontrollierende Macht (der Mutter?) darstellt, die sich der Heldenhaftigkeit eines jungen Mannes (ihres Sohnes?) bedient – ein bekannter Topos. Nur He-Man und seine Freunde können nämlich Skeletor die Stirn bieten, und der Wettlauf um die Macht auf Eternia beginnt – wie in jeder der He-Man-Heldengeschichten. Die Idylle wird durch das Zauberritual, unterlegt mit grandioser Musik, beendet: »Bei der Macht von Grayskull! Ich habe die Zaubermacht.« Die Helden brechen auf.

Selbst wenn man weiß, daß He-Man gewinnen wird, *wie* schafft er es *diesmal*? Der Reiz liegt wohl in der immer neuen Wahl der Mittel von Skeletor (oder anderen Schurken), in seinen immer neu variierten Strategien (Sand-

kastenspielen), in der Bestätigung, daß der Zusammenhalt der Freunde ebenso wichtig ist wie der Vorteil, einen Helden mit übermenschlichen Eigenschaften bei sich zu haben, und in der Freude an dem Zauber, mit der ein kleiner Junge weit über sich selbst (und auch über alle erwachsene Macht) hinauswachsen kann.
Diesmal hat sich übrigens Skeletor ausgedacht, die Zeit bis zur Erbauung der schützenden Feste von Eternia zurückzudrehen. In die Mauern der Burg soll eine Maschine eingebaut werden, die – so seine Hoffnung – die Burg in der Jetzt-Zeit explodieren läßt. Es geht also um eine Zeitreise, nichts Ungewöhnliches für Helden. He-Man kann denn auch die Zeitmaschine unschädlich machen, und Skeletor muß sich (für den nächsten Video, versteht sich) etwas Neues ausdenken.
Frauen spielen in diesen Geschichten allenfalls die Rolle von mehr oder weniger einfältigen Kumpeln – bis eben auf Zoar. Sie kämpfen auch, werden aber nicht wie die Männer unschädlich gemacht, sondern eher mit »weichen« Mitteln »besiegt«. Natürlich stirbt weder bei den Männern noch bei den Frauen wirklich jemand, man sieht noch nicht einmal Blut fließen oder Verletzungen als Folge der Kampfhandlungen. Die Fiktion ist perfekt ungefährlich. Dennoch ist He-Man auf seiner Reise ständig mit dem Tod konfrontiert. Entwicklung oder Wandlung kommt dagegen nicht vor, lediglich als »An-« und »Abschalten« der Eigenschaften des Helden. Am Ende ist alles wie vorher, niemand ist älter geworden oder hat dazugelernt – ganz im Sinne der kleinen Jungen, für die Bandenbildung, Flucht und Angriff, Freiheit und die nicht enden wollende Unterlegenheit gegenüber Erwachsenen im Alltag ständig an der Tagesordnung sind. He-Man ist also kein Held im traditionellen Sinne, obwohl seine äußere Erscheinung, sein gestählter Körper, sein blond gelocktes Haar und sein wichtigstes Instrument, das Zauberschwert, dies zu suggerieren scheint.

Der Weg

Nun zum weiblichen Gegenstück. Die Tonkassetten von »She-Ra«, der Princess of Power, werden vor allem von acht- bis zwölfjährigen Mädchen gerne gehört. Sie stammen von der gleichen Produktionsfirma wie He-Man und scheinen sich auch in ähnlicher Weise der Entwicklungsthematik der angesprochenen Konsumentinnen zu bedienen.
She-Ra ist eigentlich Adora, Herrscherin über den Planeten Etheria, und wohnt dort in einem traumhaften Kristallpalast. An ihrer Seite befindet sich Bow, der ritterliche Bogenschütze. Adora feiert unaufhörlich Feste. Ihre Freundinnen sind verschiedene Prinzessinnen mit unterschiedlichen spezifi-

schen Eigenschaften. Sie verwandelt sich durch ihr magisches Schwert immer dann in She-Ra, wenn es gilt, eine Gefahr zu beseitigen, Mißverständnisse aufzuklären. Ihre Herrschaft über Etheria verteidigt sie hauptsächlich gegen die die Schattenseite verkörpernde Katzenfee Catra und ihre Dienerin, die Reitkatze Clawdeen, und sichert damit das glückliche, harmonische Leben auf dem Planeten.

Die Kassette »Die Korallen der Verheißung« z. B. beginnt sehr idyllisch mit der märchenhaften Seejungfrau Mermista, die in einem Palast im Wasser lebt. Sie bekommt Kaffee-Besuch von Entrapta, der Prinzessin der magischen Verstrickungen, und erzählt ihr von She-Ra, die zwei andere Prinzessinnen zum Kaffeetrinken eingeladen hat. Mermista daraufhin: »Wir können unseren Eiskaffee selbst machen und auch ohne Adora in gemütlicher Runde zusammensitzen.« Entrapta geht mit dieser Nachricht zur Catra, die ebenso wie Entrapta voller Neid auf den funkelnden Kristallpalast schaut. Letztere bringt Catra auf die Fährte, mit Hilfe der Korallen der Verheißung die Macht von She-Ra zu schwächen. Diese Korallen befinden sich im Meer der Zeitenzöpfe. Catra, auch Meisterin der Lüge und Intrigen genannt, bedient sich des Vulkanmagiers und gewinnt die Königin der Eiswüste, Frosta, durch ihre Überredungskünste dafür, ihr zu helfen. So gelangt sie an die auf dem Meeresgrund befindlichen Korallen, die wie ein Pfeil zusammengesteckt sind. In dem Moment, in dem Catra die Korallen an sich reißt, zerbricht die Idylle auf Crystal Castle: Die Kristallwände werden trüb, Adora fühlt sich plötzlich unwohl und wird so schwach, daß sie kaum mehr ihr Schwert erheben kann. Selbst als verwandelte She-Ra scheint sie verloren. Da erscheint die triumphierende Catra auf der Bildfläche, in ihren Händen die Korallen der Verheißung, die sie jetzt zu einem Fragezeichen zusammengesteckt hat. Alle Macht liegt nun in Catras Händen? Nein! Denn Catra kann die rettende Frage Bows nach seinem laut schlagenden Herzen nicht beantworten (Bows Herz schlägt laut, wenn seine Adora in Gefahr ist). So nimmt Bow Catra die durch ihre falsche Antwort erglühenden Korallen aus der Hand, steckt sie wieder zu einem Pfeil zusammen und schießt sie mit seinem Bogen in das Gewässer zurück. Damit endet die Geschichte glücklich, und die böse Catra wird wieder in ihre dunkle Höhle (= Hölle?) verwiesen.

Die Konsumentinnen von She-Ra-Kassetten befinden sich in einem Alter, in dem sie für Prinzessinnen und Dienerinnen, liebliche, zuckersüße Frauen schwärmen, die ein traumhaftes, himmlisches (ethereal = himmlisch, ätherisch) Leben führen. Auch sie wünschen sich ein Leben in einer schillernden, sonnigen Welt und die Fähigkeit, nur gut zu sein. Auch sie wollen sich der Macht- bzw. Allmachtsphantasien nur dann bedienen, wenn es gilt, das Böse (z. B. den Neid auf Freundinnen) in seine Schranken zu weisen.

Die Prinzessinnen bzw. Frauen der She-Ra-Geschichten sind immer naiv, d. h. leicht zu überreden, wenn es darum geht, Adora oder einer anderen Prinzessin angeblich eine Freude zu machen. In den Geschichten um Adora scheinen sie sich – ähnlich wie bei He-Man – nicht weiterzuentwickeln. Sie lassen sich immer wieder gutgläubig auf Catras Intrigenspiel ein, sie lernen nichts dazu. Und Adora? Sie ist immer unglaublich gütig, verzeiht alle Fehler und ist als She-Ra so wundervoll weise und mächtig.
Welche Rolle spielen dabei die Männer? In allen Geschichten ist eigentlich nur der ritterliche Bogenschütze Bow von Bedeutung. Bow ist der kumpelhafte gefällige Begleiter (Sandkastenfreund), der Adora die Zeit vertreibt, wenn sie nicht gerade mit ihren Freundinnen Kaffee trinkt. Er ist ein lieber treuer »Schoßhund«, den Adora stolz vorzeigen kann, der aber auch im entscheidenden Moment als Retter in Erscheinung tritt (der Prinz, der alles für mich tut). Er wird von allen Prinzessinnen angehimmelt: der (Helden-)Traum aller Mädchen und Frauen.

Die Aufgabe

Wir kommen nun zu den Vorbildern der Adoleszenten. Vor allem Mädchen und junge Frauen haben wie bei keinem anderen Film (nach »Vom Winde verweht«) für »Dirty Dancing« geschwärmt. Baby, die Hauptdarstellerin dieses Films, heißt eigentlich Francis und ist deshalb noch »Baby«, weil ihre Reise in der »Familienkutsche«, d. h. im Auto mit Mom, Dad und Schwester auf dem Weg in die Sommerferien beginnt. Baby: »In diesem Sommer glaubte ich, ich würde niemals einen Jungen finden wie meinen Daddy.«
Die Fahrt geht zu Kellermans, einem Hotel mit komplettem Ferienprogramm. Am Abend der Ankunft erkundet Baby das Hotelgelände. Sie hört, was eigentlich nicht für ihre Ohren bestimmt ist: Kellerman spricht sich mit seinen vom College stammenden Kellnern ab. Wie durch ein Schaufenster betrachtet Baby die (Beziehungs-)Hintergründe des Hotelbetriebs: »Kümmert euch um die Töchter, egal wie häßlich sie sind, seid romantisch.« Da taucht cool und lässig Johnny, erster Tänzer in der Tanzlehrer-Truppe des Hotels, zuständig für »heiße Tänze«, Mambo und Cha Cha, mit seinen Kollegen auf. Kellermans Kommentar: »Die Jungs von der flotten Sohle haben ihre eigenen Regeln.« Baby blickt voller Faszination auf den gutaussehenden Johnny. Aber noch erscheint er für ein »Baby« unerreichbar.
Der nächste Abend im Hotel besteht aus albernen Spielchen, und Baby verläßt nach kurzer Zeit die »feine« Gesellschaft. Ohne zu zögern, gleichsam traumwandlerisch geht sie an dem Verbotsschild »No guests please«

vorbei und betritt die Brücke, die zu den Personalräumen der Tänzertruppe führt. Sie trifft einen der Kellner, hilft beim Tragen von Wassermelonen und erhält dadurch Zugang zu Johnny und seinen Leuten. Verzaubert und schockiert zugleich beobachtet sie das wilde und erotische tänzerische Treiben: »Wo lernen die das?« Babys Blick scheint suchend. Da betritt Johnny mit seiner Tanzpartnerin Penny die Bühne. Baby blickt wie gebannt auf den beginnenden Tanz des Paares. Dann Johnnys Blick, Begegnung: Baby zuckt erschrocken zusammen, zwinkert nervös, erregt mit den Augenlidern. Johnny fordert die erstarrte Baby zum Tanz auf, führt sie in die ersten weichen Bewegungen ein und löst sich unerwartet aus ihren Armen. Wie im Rausch und ganz benommen tänzelt Baby noch eine Weile vor sich hin.

Am nächsten Tag versucht sie Kontakt mit Penny aufzunehmen. Diese weist sie jedoch zurück: Schließlich ist Baby noch ein »Baby«. Abends entdeckt Baby die weinende Penny in der Personalküche. Penny ist ungewollt (von einem College-Kellner) schwanger. Plötzlich erscheint Baby erwachsen, wohl wissend, was hier zu tun ist. Sie benachrichtigt Johnny und besorgt von ihrem Vater das für eine Abtreibung nötige Geld (ohne daß dieser allerdings den Verwendungszweck ahnt). Kurz, Baby hat alles im Griff, sie beginnt, über sich selbst hinauszuwachsen.

Die Frage nach einer Ersatzpartnerin für Johnny und seine geplante Tanzaufführung in einem anderen Hotel taucht auf. Penny schlägt Baby vor. Das harte Training und die Vorbereitung auf den ersten Auftritt in der Welt der Erwachsenen (als Frau?) beginnt. Babys Entwicklung wird im Detail miterlebbar. Ihre Tanzschritte werden sicherer, der Hüftschwung lockerer, die Kleidung von Mal zu Mal leichter und figurbetonter. Sie lernt durch Johnny nicht nur vorgegebene Schritte zu tanzen, sondern beider Herztöne als tanzbestimmende Elemente zu erleben. Ihre Bewegungen werden während des Trainings zunehmend weicher, erotischer, fraulicher.

Schließlich fordert sie von Johnny, ihr endlich die Drehungen und Hebungen (die hohe Schule?) beizubringen. Dazu fährt Johnny mit ihr in die Natur. In einer wunderschönen Naturszenerie mit einem flachen Gewässer üben sie weiter. Baby muß untertauchen, um den Sprung (aus dem Wasser) auf Johnnys stützende Arme zu wagen. Die dahinterstehende Adoleszenz-Symbolik ist unverkennbar: als Kind »sterben«, um als Erwachsene neu geboren zu werden. Aber noch ist Baby nicht wirklich erwachsen. Es kommt zwar zur öffentlichen Tanzaufführung im fremden Hotel, von der nur wenige Eingeweihte wissen. Aber Baby wagt den Sprung in die Hebung noch nicht und wirkt in ihrer neuen Rolle auch sonst ziemlich unsicher.

Zurück bei Kellermans gibt es Probleme mit Penny: Der Arzt, der die Ab-

treibung vornahm, hatte gepfuscht. Baby tritt auch hier wieder als »Retterin« in Erscheinung: Sie holt ihren Vater zu Hilfe. Er hält Johnny für den Übeltäter, aber Baby verteidigt ihn – erfolglos. Sie leitet damit die Trennung in der intimen Vater-Tochter-Beziehung ein. Auch die Beziehung Baby-Johnny verändert sich. Baby scheint plötzlich die starke dominierende Frau zu sein, die dem verzweifelten Johnny Mut und Zuversicht zuspricht. Sie offenbart Johnny ihre Liebe, und beide tanzen den Tanz der Liebenden, die zum ersten Mal die füreinander bestimmte kostbare Erotik erleben. Die Bewegungen beider sind vollendet und perfekt, verschmelzen ineinander. Anschließend verbringen Baby und Johnny die erste gemeinsame Nacht als Mann und Frau.
Dann tritt der Vater-Tochter-Konflikt wieder in den Vordergrund: Baby hat bisher ihre Beziehung zu Johnny verheimlicht. Als dieser in Verdacht gerät, die Geldbörse eines Gastes gestohlen zu haben, überwindet sie sich und gibt ihm das Alibi: Vor ihrem Vater und dem Hotelbesitzer erzählt sie, daß sie die fragliche Nacht zusammen mit Johnny verbracht hat.
Damit hat sie sich mit ihrem Vater überworfen. Beide sind voneinander enttäuscht und weinen um die verlorene kindliche Vertrautheit. Die Paar-Beziehung Baby-Johnny könnte nun beginnen, aber Johnny ist in dem Hotel nicht mehr erwünscht. Er verpaßt die Möglichkeit, Babys Vater gegenüber die Vorwürfe zu entkräften, Penny sei von ihm schwanger. Sein scheinbar einziger Ausweg: Er verabschiedet sich und läßt ein »Baby« zurück, das nur noch der Staubwolke seines Wagens hinterhersehen kann.
Alles scheint zu Ende, und Baby sitzt während der Ferienabschlußfeier wieder brav, aber traurig und teilnahmslos bei ihren Eltern am Tisch. Irgendwie scheint sie nicht mehr dazuzugehören. Da taucht Johnny auf, nimmt Baby energisch und selbstsicher bei der Hand: »Mein Baby gehört zu mir!« Er betritt mit ihr die Bühne (»Ich tanze immer den letzten Tanz der Saison. Ich lasse mir nichts verbieten!«), und beide tanzen vor allen Gästen den Tanz ihres Lebens. Baby wagt den Sprung – er gelingt.
Einzig die Mutter ist über diese Wendung kaum überrascht. Zum Vater gewendet sagt sie: »Das hat sie von mir« – so, als ob alles in ihrem Sinne geschehen sei. Auch der Vater ist schließlich versöhnt, nachdem alle Verwicklungen klargestellt sind – traumhaft!

Tod und Wiedergeburt

Während Heldinnen ihre Aufgabe eher im Bereich der Beziehung zwischen den Geschlechtern wahrnehmen, scheint die Aufmerksamkeit des männlichen Helden von den Gefahren in Bann gezogen zu sein, die von seinesglei-

chen ausgehen. Rambo, der Vietnam-Veteran deutsch-indianischer Abstammung jedenfalls – eine der zur Zeit am meisten verehrten Heldenfiguren (bis hinauf zum ehemaligen Präsidenten der USA, Ronald Reagan) – tritt in »Rambo II« an, amerikanische Kriegsgefangene aus Vietnam, gewissermaßen seine »Brüder«, zu befreien. Nach dem Vietnam-Krieg wegen Schwierigkeiten mit der Anpassung an das zivile Leben (in »Rambo I«) in einen Strafgefangenen-Steinbruch gelangt, hat er nun die Chance, durch diesen neuen Einsatz im alten Kampfgebiet freizukommen. Der Pferdefuß ist jedoch – das stellt sich erst im Laufe der Geschichte heraus –, daß die amerikanische Regierung zwar den Gerüchten in der Öffentlichkeit nachgehen muß, es gebe noch Kriegsgefangene, daß sie aber nicht an deren gewaltsamer Befreiung interessiert ist, wegen der sich daraus möglicherweise ergebenden diplomatischen und militärischen Konsequenzen. So soll Rambo die Kriegsgefangenenlager erst einmal nur fotografieren. Er wird also heimlich im Operationsgebiet abgesetzt und trifft dort auf den vietnamesischen Verbindungsoffizier Co Bao – eine Frau.

Weder Rambo noch sein militärischer Vorgesetzter, Colonel Trautman, kennen die wahren Absichten der Regierung, und so nimmt das Schicksal seinen Lauf, als Rambo tatsächlich auf ein Lager stößt. Er wäre nämlich nicht Rambo, wenn er jetzt nur das Lager fotografieren würde. Nein, er muß eindringen und, als er auf Gefangene stößt, diese auch befreien. Doch beim vereinbarten Treffpunkt im Dschungel wird er von dem Hubschrauber, der ihn und einen der Gefangenen abholen soll, zurückgelassen. Eingekreist von feindlichen Soldaten, hat er an dieser Stelle keine Chance mehr und wird nun ebenfalls gefangengenommen.

Hier beginnt die Krise des Helden: Wird er den moralischen Verführungen des sowjetischen Verhörers erliegen und seine eigenen Leute verraten? Kann er die grausame Folter, die ihn gefügig machen soll, überstehen? Kurz vor dem Ende dringt Co Bao, getarnt als Prostituierte, in das Feindeslager ein, spielt Rambo im letzten Moment eine Waffe zu und kann mit ihm fliehen. Die nun folgenden endlosen Kampfszenen werden eingeleitet durch Rambos Versprechen, Co Bao mit in die Staaten zu nehmen – was ihm allerdings erspart bleibt, weil sie unter einem plötzlichen Kugelhagel der Feinde stirbt. Rambo verschmilzt in den anschließenden Einzelkämpferszenen mit den natürlichen Gegebenheiten der Landschaft und taucht, quasi aus der Natur wiedergeboren, als der Held wieder auf, der es allein mit allen Sowjets und Vietnamesen zugleich aufnimmt. Er schaltet erst nach und nach die ihn verfolgende Truppe aus, befreit dann weitere Gefangene (wobei er unter seinen Feinden ein Inferno entfacht) und kann sich schließlich mit einem entführten Hubschrauber zum Basislager absetzen.

Dort erwartet man die fällige Rache am politischen Leiter der Aktion. In einem orgiastischen Showdown »erledigt« Rambo mit Maschinengewehrsalven und Tarzangebrüll die logistische Computertechnik des Unternehmens und wendet sich dann dem Regierungsvertreter zu. Man sieht das Rambo-Messer auf ihn herabfahren – doch nein, Rambo bleibt »sauber«. Er droht nur: »Sie wissen, daß da draußen noch Leute von uns sind. Und Sie wissen auch, wo sie sind. Finden Sie sie, oder Sie werden mich kennenlernen!« Der Abgang charakterisiert das Grunddilemma des Helden Rambo: seine Unzufriedenheit mit seinen »Vätern«: »Ich will ... ich will, daß unser Vaterland uns genauso ... genauso liebt, wie wir es lieben!«
Rambo hat keine Entwicklung durchgemacht, etwa die vom Kind zum Mann: Die Auseinandersetzung mit dem Väterlichen ist (wieder einmal) gescheitert. Man kann sich gut vorstellen, daß er – ganz Held – zu seinem nächsten Abenteuer genauso naiv antritt und ähnlich enttäuscht aus der Geschichte herauskommt. Die Faszination, die von Rambo ausgeht, und das Happy-End liegen wohl in dem narzißtischen Gewinn, grenzenlos »gut« zu sein, technisch und moralisch. Rambos Beziehungen zu Frauen sind rein geblieben von Lug und Trug, Treulosigkeit und Ausbeutung (was dem Rambo-Darsteller Sylvester Stallone als »Rocky« auch bei jugendlichen Mädchen alle Ehre eingebracht hat).

Vorbilder gestern – heute

Während He-Man und She-Ra ganz auf die Klischees vorpubertärer Kindlichkeit zugeschnitten sind, läßt sich bei Baby die Lösung ihrer Aufgabe als – wenn auch illusionäre – Entwicklung erkennen: Am Ende ist sie erwachsen, wenngleich ganz in die Fußstapfen ihrer Mutter getreten, vereint mit dem Mann ihrer Träume (niemand fragt, wie es mit den beiden wohl weitergeht). Rambo dagegen verharrt in der Auseinandersetzung mit seinen Vätern, mit den Vertretern seines eigenen Geschlechts, unfähig, am Ende seinen Platz in der Welt der Erwachsenen zu finden. Zum anderen Geschlecht bleibt seine Beziehung unbestimmt, abwartend, ablehnend. Auch gibt es hier keine vergleichbare Entwicklung wie bei Baby, man kann sich Rambo kaum als Partner in einer Liebesbeziehung vorstellen. Was bleibt, ist seine Lebenswelt als Dschungel voller Feinde – selbst im Heimatland (siehe »Rambo I«).
Für die hier vorgestellten Helden fallen deutliche Parallelen zu Phantasie-Helden früherer Generationen auf, zum Beispiel Old Shatterhand und Winnetou. Auch bei ihnen werden ständig Gefangene befreit, wird ein naiv aussichtsloser Kampf gegen die »Zivilisierung« der »Wilden« und die

Schlechtigkeit der (männlichen) Zivilisierten geführt, bleibt Old Shatterhand die Ehe mit der exotisch-fremden Winnetou-Schwester Ntscho Tschi letztlich erspart: Wie Co Bao stirbt auch Ntscho Tschi im Kugelhagel der Schurken.

Zu He-Man paßt schon rein äußerlich der Comic-Held der fünfziger Jahre, Sigurd. Er war damals bei Eltern und Erziehern der »gehobenen« Schichten ebenso verpönt wie heute He-Man. Auch er befand sich in ständigem Kampf gegen das Böse. Auch sein Insigne war das Schwert, zwar nicht mit Zauber verknüpft, sondern eher in Rittermanier, dennoch nicht weniger erfolgreich.

Und Baby und She-Ra? Für Mädchen scheint es keine vergleichbare Tabu-Literatur wie für Jungen gegeben zu haben – wenigstens nicht für die des Bildungsbürgertums. Warum sollte man sich auch in einer von Männerbildern dominierten Welt besonders mit Mädchen beschäftigen? Schließlich sind ihre Wünsche (wie man bei Baby sehen konnte) auf die vorzeigbare Erscheinung des anderen Geschlechts gerichtet, und da boten und bieten männliche Helden und Vorbilder ja schließlich immer schon genug!

Ein Wort noch zu den inneren Veränderungen, die die heutigen Helden und Vorbilder im Vergleich mit früheren Figuren erfahren haben. In den sechziger Jahren war James Bond der herausragende Filmheld, ein sportlicher Mann, elegant gekleidet, ausgestattet mit technischer Raffinesse und messerscharfer Kombinationsgabe und dazu auch noch staatlich beauftragt. Frauen spielen in den Bond-Filmen lediglich die Rolle des Sexualobjekts oder der Helferinnen des Bösewichts. Rambo dagegen demonstriert körperliche Kraft. Er wirkt unreif und potentiell gewalttätig. Frauen an seiner Seite werden in einer idealisierten und entsexualisierten Gestalt dargestellt. Rambos Beziehungen zu anderen (feindlichen) Männern nehmen den Charakter einer Gewaltorgie an. Er verwandelt sich jedoch in ein anlehnungsbedürftiges Lämmchen, wenn sich eine liebevoll entsexualisierte Mutterfigur (verkörpert z. B. in seinem ehemaligen Vorgesetzten Trautman) um ihn kümmert.

Das Heldentum und der Vorbildcharakter der Frauen ist eher im Nahbereich psychischen Mitfühlens und Miterlebens begründet. Wenn Mädchen z. B. in den Medien weibliche Identifikationsobjekte finden, dann scheint es sich dabei (abgesehen von Baby) eher um die nicht hervorstechenden Frauen zu handeln, also um die, die sich in Beziehung zu der dominierenden männlichen (Helden-)Figur etwa eines Filmes setzen: Das unscheinbare, nicht aggressive Mädchen hat auch unscheinbare Vorbilder, die wenigen Ausnahmen aggressiver Filmheldinnen der letzten Jahre haben bisher kein Massenpublikum erreicht. Zum Abschluß dazu noch einmal einige

Aussagen von männlichen und weiblichen Jugendlichen über die ideale Frau:
»Guter Charakter, nicht so eingebildet... sollen nicht Jungens ausnutzen, ehrlich sein... sie sollten nicht meinen, Jungens wollen nur das eine... hübsche Figur... Spaß verstehen, witzig sein, ein bißchen verrückt... anständig bleiben, freundlich... nicht so vorlaut.«

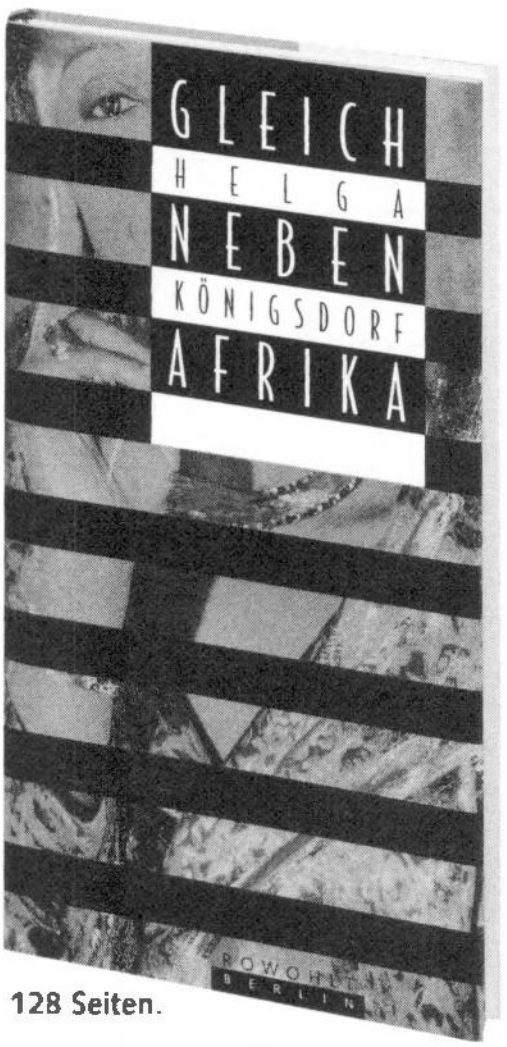
Anmerkung

1 Baby, die Hauptfigur aus dem Film Dirty Dancing, Rambo und He-Man sind die in den letzten Jahren erfolgreichsten Identifikationsobjekte für Kinder und Jugendliche überhaupt gewesen. In der Beliebtheit kommen die heute aktuellen Heldenfiguren wie etwa die Turtles oder das A-Team nicht im entferntesten an die Verbreitung und massenhafte Faszination der von uns ausgewählten Vorbilder heran.

ROWOHLT
BERLIN

«Unentbehrliche Zeitprosa.»

Süddeutsche Zeitung



Helga Königsdorf erzählt als eine der ersten der bekannten DDR-Autoren über die Zeit nach der Wende. Die Liebesgeschichte zweier Frauen, die ans neue Geld wollen und kommen, um sich am Ende ohne einen Pfennig auf einer Insel «Gleich neben Afrika» wiederzufinden, wird immer wieder unterbrochen durch das Nachdenken über die politischen Zustände in Deutschland, durch einen Blick zurück: die Ich-Erzählerin geht der eigenen Lebensgeschichte nach, um einem Irrweg auf die Spur zu kommen.

128 Seiten.

Gebunden. DM 26,–

Ulrike Brunotte
Herakles, das Chaos und die Arbeit

»Und was wäre Herakles heute für uns«, fragt sich der Schriftsteller Peter Weiss in seinen *Notizbüchern*, die die Arbeit an der dreibändigen *Ästhetik des Widerstands* begleiten, »wie könnte eine solche Gestalt sich in unsrer Zeit verwirklichen, und auf welche Weise, mit was für Taten?«[1] Es ist eine Frage, die leitmotivisch das ganze Romanwerk durchzieht und auf die am Ende doch keine Antwort gefunden wird. Denn die Gestalt des Herakles fehlt auf dem Fries des Pergamonaltars, den die jungen Arbeiter und Widerstandskämpfer Coppi und Heilmann gemeinsam mit dem Ich-Erzähler aufsuchen, um dort nach Bildern und Spuren ihrer eigenen Geschichte und einem möglichen (mythischen) Bündnispartner für ihren eigenen Widerstand zu suchen. Nur ein Namenszeichen erinnert an ihn und die Tatze seines Löwenfells. Der antike Heros wird als Abwesender vorgestellt, als Leerstelle, um dann, in den Passagen, die seiner Ausdeutung gewidmet sind, in all seinen vielfältigen und widersprüchlichen Aspekten sichtbar gemacht zu werden. Als Kolonisator *und* Befreier, als Verbündeter der Götter gegen die Erdensöhne und als deren Helfer, der »die Bindung an die Götter gekündigt hat«[2], als gehorsamer Sohn, der die Macht des Zeus durchsetzt, und als Frauenknecht, als Zivilisationsheros und als Wahnsinniger. Die schneidende Ambivalenz der Heraklesfigur kommt jedoch dort zu ihrem stärksten Ausdruck, wo das Geschlechterverhältnis – auch als ein politisches – thematisiert wird. So ist er gleichzeitig Idealbild hypermännlicher Sexualität und misogyner, soldatischer Herrscher, der die strikte Trennung der Geschlechter sanktioniert, so wird er verfolgt vom unbändigen Haß der Hera und ist ihr Geliebter und Helfer, dem sie die Äpfel der Hesperiden schenkt. Herakles kann als einer der mächtigsten patriarchalen Kämpfer gegen die (älteren) Muttergottheiten, ihre Kulte und Repräsentantinnen gelten; aber es ist gerade Herakles, von dem Prometheus prophezeit, er werde die Macht des Zeus brechen. Bei Peter Weiss endet die Suche der jungen Arbeiter nach »ihrem« Heros und dem Helden, »der unsresgleichen war«[3], schließlich noch einmal vor dem Pergamonaltar. Und wieder ist es die leere Stelle auf dem Fries, die ihnen die Frage nach seiner Gestalt verweigert. Der Ich-

Erzähler, und mit ihm wohl auch der Schriftsteller Peter Weiss, kommt zu dem Schluß, daß die leere Stelle nicht zu füllen ist, die Rekonstruktion des Heros nicht gelingen kann. Denn, so heißt es am Ende des Romans, »es würde kein Kenntlicher kommen, den leeren Platz auszufüllen«, und »sie«, die Erdensöhne, die Unterdrückten und Entrechteten, müßten nun »selber mächtig werden dieses einzigen Griffs, dieser weit ausholenden und schwingenden Bewegung, mit der sie den furchtbaren Druck, der auf ihnen lastete, endlich hinwegfegen könnten«.[4] Eine wirklich emanzipative Lehre aus den mythischen Reflexionen von Geschlechterkampf und Befreiung, Eros und Arbeit zieht Peter Weiss nicht. Seine Emanzipationsvorstellung bleibt in den Grenzen eines verdächtig emphatischen Bildes, das nicht bloß einen Akt der Befreiung beschreibt, sondern zugleich auch die zerstörerische Potenz beschwört, die in der Gestalt des Herakles dargestellt ist. Es ist die gewaltsame Vision »eines ultimativen Widerstandes und eines synthesemächtigen Aktes«[5], die Weiss hier entwirft, eine Vision, in der Befreiung und Zerstörung unauflöslich verschmelzen, so daß am Ende offen bleibt, ob »dieser einzige Griff« nicht nur die Last der Unterdrückung, sondern alle geschichtliche und individuelle Erfahrung hinwegfegen wird.

I. Tod und Wahnsinn

Mit äußerster Genauigkeit wird gerade in der antiken Gestalt des Herakles und seinen Taten dargestellt, auf wieviel Gewalt unsere Zivilisation errichtet ist. Die Heraklesfigur kann als eine der vielschichtigsten und gebrochensten Gestalten der griechischen Mythologie gelten. Er und mit ihm alle Heroen und Heroinen verkörpern als Figuren das Problem der Vermittlung: zwischen Göttern und Menschen, zwischen Natürlichkeit und Geist, zwischen den Geschlechtern und den Generationen, zwischen den Lebenden und dem Reich der Toten und nicht zuletzt, zugespitzt in Herakles, zwischen Herrschaft und Knechtschaft. Ihre Spezialität als Konfliktträger par excellence ergibt sich aus ihrer Zwischenstellung: von göttlichem Ursprung zu sein und dennoch Mensch. In ihrer Nähe zu den realen Erfahrungen der Menschen liegt ihre Popularität begründet. Heroen sind sterblich. Damit haben sie Anteil am menschlichen Schrecken vor Schicksal und Tod. Heroen verkörpern jedoch ebenso kollektive Wünsche und Versuche, die Macht des Todes zu besiegen. Das scheint sich heute völlig verkehrt zu haben. Die mörderischen wilden Männer unserer Kultfilme räumen nur noch auf, terminieren und zerstören. Ihre Faszination ist eins mit der Gewalt der Kulturindustrie, die sich wie ihre Augeiasställe tendenziell über die ganze Erde

ausdehnt. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Weiterentwicklung des amerikanischen Frontier- und Pastoralmythos in der äußerst populären Rambo-Figur. Als letzter Agent der imperialen Übermacht der USA wird er in seinem Vernichtungskampf gerechtfertigt, indem er als wilder Naturbursche und Einzelkämpfer zum eigentlich Autochthonen, zum Ureinwohner und Erdgeborenen des Dschungels von Vietnam stilisiert wird. Er hat sich zudem mit Herakleswaffen in einem doppelten Überlebenskampf gegen die Übermacht der modernsten Technologie zur Wehr zu setzen und dazu noch das Grauen des sinnlosen Gemetzels ein letztes Mal in einen Kampf fürs Vaterland umzubiegen. Für Rambos Furchtlosigkeit liefert der Film nur eine Erklärung: Es ist die Furchtlosigkeit des Revenant, für den »die Hölle (des Krieges) Heimat geworden ist«. Was bei Rambo noch primitiv in Muskeln und Schweiß auftritt, dessen Faszination trifft direkter dort, wo die Zukunftsvision des technologischen Geist-Maschinen-Zeitalters in ihren hyperperfekten, katastrophischen Produkten selbst erscheint. Auch für die neuesten Maschinenmänner hat der abenteuernde Heros Pate gestanden. Doch während die Heldentaten in heutigen Kultfilmen immer weniger vom Triumph des Tödlichen selbst zu unterscheiden sind und die Unverletzlichkeit des Heros keine des Lebendigen mehr ist, sondern nur noch die tödliche Lebendigkeit des Wiedergängers fasziniert, sprechen die antiken Mythen über die Gebrochenheit und Verletzbarkeit gerade der Heroenfiguren. Sie alle sind zugleich stellvertretende Opfer, sie erleiden eben das Schicksal, in das sie durch ihre Leidenschaften verstrickt sind und dem sie sich entgegengestellt haben. Aus dem Stoff ihrer Geschichten lebt die antike Tragödie.

Fragt man nach der für uns heute aktuellsten Heraklesdarstellung in der Antike, dann muß vor allem die Tragödie des Euripides genannt werden, die von einer Wildheit, ja einer Tollwut spricht, deren (kollektiver) Ausbruch die Balance des Theaters und der Polis bedroht. Es handelt sich um den Herakles, der aus dem Totenreich wiederkehrt und den Schrecken der Unterwelt in Form von Wahnsinn und Vernichtung mitten in die Stadt trägt. Heiner Müller knüpft in seiner neuesten Bearbeitung der Heraklesfigur gerade an dieses großartige Stück des Euripides an und stellt es in einen Denkzusammenhang mit seinen »Revolutionsreflexionen«.[6] Es trägt bei Müller den pointierten und erläuternden Titel *Herakles 13 – Die dreizehnte Arbeit des Herakles war die Befreiung Thebens von den Thebanern* und konzentriert sich einzig darauf, den wütenden Herakles, der nichts anderes mehr kann als kämpfen und vernichten, in seinem letzten Toben zu zeigen. Euripides stellt die Katastrophe des Endes jedoch in eine notwendige Beziehung zum Problem des Heroischen selbst. Er baut die ganze identifikatorische

und nicht zuletzt politische Bedeutung der Heraklesfigur im ersten Teil seiner Tragödie auf und hält einer sich in inneren und äußeren Kämpfen selbst zerstörenden Polis den Spiegel vor. Das Aufführungsdatum in Athen liegt um 420 v. Chr., also mitten im vierzigjährigen Peloponnesischen Krieg. Der als Befreier und »Mann der Tat« ersehnte Heros kehrt zurück und mordet, nachdem er alle Feinde niedergemacht hat, auf eben die Weise, wie er vorher Tiere und Ungeheuer tötete, seine eigene Familie. Zuletzt reißt er den tragenden Mittelpfeiler des Palastes um und bringt so das gesamte Gebäude zum Einsturz. Indem Euripides den Herakles selbst diese Katastrophe als seine 13. Arbeit bezeichnen läßt, stellt er eine Parallele her zwischen den zwölf Großtaten des Heros und dem letzten Gemetzel. Im abschließenden Teil der Tragödie steht ein völlig gebrochener Herakles vor den Trümmern aller von ihm verkörperten Ideale. In einer berühmten Rede bekennt er sich zu seinem menschlichen Vater, entsagt seinem Heroentum und einem als ungerecht, ja terroristisch erfahrenen Götterhimmel. Mit der Schilderung absoluter Trostlosigkeit eines ohnmächtigen und verzweifelten Menschen, dem die korrupte Polis ebenso fremd geworden ist wie sein eigener Ruhm, endet die Tragödie. Euripides wirft mit seinem Stück eine entscheidende Frage auf. Es fragt nach dem spezifischen Anteil, den schon die »Großtaten« des »Entwilderers der Natur« am Zerstörerischen haben. Eines Heros wohlgemerkt, der wie kein anderer in der abendländischen Tradition für die Vermittlung von Zivilisation mit Arbeit und Arbeitsprozessen einsteht.
Herakles war der mächtigste und populärste Heros unter den griechischen Heroen. Keiner wurde in Zeiten der Not, ob nun einer individuellen oder einer kollektiv-politischen, so oft als mächtiger Helfer angerufen wie dieser »glänzende Sieger«. Obwohl der Stoff seiner Kämpfe und Abenteuer weit in die frühesten Zeiten der Jägerkultur zurückweist und viele orientalische Motive und Komplexe darin eingegangen sind, liegt erst mit dem argolischen Mythenstoff um 600 v. Chr. eine gesicherte, systematisierte Überlieferung des Dodekathlos (Zwölf-Kampf-Katalog) als geschlossene Form vor. Auch die frühesten bildlichen Darstellungen – so die Metopen am Zeustempel von Olympia – stammen aus dieser Zeit. Herakles ist aber ganz sicher schon vorher in einer reichen Fülle lokaler Erzählungen und Kulte bekannt und populär gewesen. In die hohe Welt aristokratischer Heroenepen – die des Homer vornehmlich – fand dieser derbe Heros wenig Aufnahme. Wilamowitz-Moellendorff, der berühmteste Altphilologe des zweiten deutschen Kaiserreichs, hat sich sein ganzes Leben mit der Herakles-Tragödie des Euripides auseinandergesetzt. Er versucht in dem ernüchterten Herakles des Endes eine Durchhaltefigur zu gewinnen. Obwohl er das Gemetzel des Beginns als Folge des »dorischen Mannesideals« und einer »ungeheuren

Überschätzung der Menschengröße . . ., die zum Größenwahn führt«[7], deutet, erliegt er selbst dieser Faszination und repräsentiert auf symptomatische Weise den Geist des Kaiserreichs auf seiner Suche nach dem »Helden der Tat«. Als Verkörperung des »dorischen Mannes«, für den »Leben Arbeit ist, und Dienst des Allgemeinen«, der der Maxime gehorcht: »wo immer ein böser Feind des Reichs sich zeigt, stracks geh auf ihn los und schlag ihn nieder ohne Zagen«, und dem durch »Manneskraft und Ehre« der »köstlichste Lohn gewiß sein wird«[8], hat Herakles Eingang gefunden in die allgemeine Vorstellungswelt und Ideologie der Jahrhundertwende. Gottfried Benn und Ernst Jünger sollten die Phantasmen der »Dorischen Welt« als einer totalisierten Arbeiter-Soldaten-Lager-Welt weiterhalluzinieren. Der Heros als Vertreter der »neuen Gestalt« des Arbeiters, als gestählter Athlet und affektloser Kämpfer hat in erschreckender Weise im Nationalsozialismus und im Stalinismus seinen zentralen Platz gefunden.

Heros der Arbeit und Emanzipation

Eine andere für unsere Zeit bedeutsame Heroen- und Heroinenrezeption ist die der Renaissance. Sie knüpft in einer durchaus emanzipatorisch zu nennenden Weise – wenn auch klassenspezifisch auf wenige beschränkt – an die griechische Antike an. Da hatte man nicht nur die Innenräume und Gärten der Paläste, sondern auch die Straßen und Plätze der Städte mit lebensgroßen Figuren vornehmlich griechischer Halbgötter bevölkert, mit denen man einen gleichberechtigten Austausch pflegte und in denen man sich zu erkennen hoffte. Gerade die Zwischenwesen und Halbgötter konnten zur Identifizierung einladen, da sich in ihnen die übermächtigen Götter in menschlicher Gestalt zeigten. Sie waren nicht mehr unnahbar, sondern selbst labil, zweideutig und gefährdet. Herakles begegnet uns als schöner, zivilisierter Heros, das Löwenfell locker umgehängt, die Keule nicht als Mordinstrument, sondern als Minilebensbaum in der einen Hand, in der anderen die Äpfel der Hesperiden, die Unsterblichkeit verleihen. Die Vermischung mit der christlichen Interpretation, mit christlichen Heroen und Christus selbst, die alle antiken Figuren in der Renaissance erreichte, liegt bei Herakles, dem leidenden und wiederauferstehenden Heros, nahe.
Die frühe Aufklärungsphilosophie der Renaissance rezipierte Herakles vornehmlich als Heros der Arbeit. Dabei war eigentlich nur eine Arbeit ausschlaggebend: die Säuberung des Augeiasstalls. Man interessierte sich an der Schwelle der Moderne für Herakles als Entdecker einer neuen, rationellen Arbeitsmethode, in der die frühe Aufklärungsphilosophie ihren eigenen emphatischen Arbeits- und Fortschrittsbegriff vorweggenommen sah. Ganz

knapp die mythische Überlieferung: Herakles bekommt von dem König Eurystheus, bei dem er in Dienst steht, den Auftrag, innerhalb eines Tages den unendlichen und sich ständig vermehrenden Schmutz der Ställe des mykenischen Königs Augeias, der zugleich ein Repräsentant des Hades ist, auszumisten. Für Karl Kerényi haben alle Arbeiten des Herakles ein Ziel: »den Kampf gegen den Tod«.[9] Im Bild des sich ständig vermehrenden Mistes der Unterwelt treten Verwesungsschrecken und die »Fülle der Natur« sehr drastisch zusammen. Herakles entgeht der ihm angedrohten unendlichen Sklavenarbeit, weil er nicht versucht, »die Natur mit der Forke auszutreiben«: Er wird zum Wasserbauingenieur und leitet zwei Flüsse durch die Ställe des Augeias, damit sie für ihn die Arbeit verrichten. Bevor ihm dieses Kunststück gelingt, muß er jedoch die mythische Verkörperung der Naturpotenz brechen: Er muß mit dem Flußgott ringen, der sich ihm in Gestalt eines weißen Stieres in den Weg stellt. Herakles bezwingt den Flußgott und bricht ihm sein göttliches Horn, das berühmte Füllhorn ab.
Nicht an diese mythischen Geschichten, sondern an die neue Arbeitsmethode knüpfte die frühe Aufklärungsphilosophie emphatisch an. Besonders Francis Bacon sah in Herakles die mythische Verkörperung einer Selbstbefreiung von der Natur. Einer Selbstbefreiung allerdings, die zwar gelungene Naturbeherrschung bedeutet, aber dennoch nicht gegen die Natur gerichtet ist, sondern mit ihr an der Höherentwicklung der Menschheit und der Schöpfung Gottes, also der Natur selbst, arbeitet.[10] Die Natur wird besiegt, indem man sich ihr unterwirft. Herakles, der Ingenieur, versteht es, die Flüsse umzuleiten, so daß sie die Arbeit für ihn tun. Dieser Seite der Natur – ihren Gesetzen – gehorcht der Mensch zum Nutzen des stetigen Fortschritts der empirischen Naturwissenschaften – und beherrscht somit die Natur als ganze. So die Utopie der frühen Moderne. Doch ist das dieselbe Natur, der Herakles gehorcht, die er als »Mist« austreibt und die er als »Füllhorn« bricht?

Dienst und Opfer

Für Hegel wird Herakles als Heros der Arbeit zum Heros par excellence. Herakles ist für ihn eine heroische Präfiguration des Knechtes und damit eine Epochenfigur des 19. Jahrhunderts. Die Prophezeiung des Prometheus, daß Herakles einmal den Sturz des Zeus bewirken wird, erfüllt sich in der Gestalt des Knechtes in seinem Jahrhundert. Realistisch und hellsichtig zugleich erkennt Hegel schon in der griechischen Mythologie eine Reflexion des Problems der entfremdeten Arbeit. Es ist gerade die Qualität von Dienst und Knechtschaft, die die Figur des Herakles in die Nähe der christologisch

inspirierten Knechtsgestalt aus der *Phänomenologie des Geistes* rückt: Herakles als formender, Zivilisation und Fortschritt bringender Heros »hat es sich sauer werden lassen« und mußte erst »durch die Arbeit *sich in das Göttliche setzen*«; er hat »in der Arbeit ringen müssen«, und »dies (ist) eine *Abarbeitung der Natürlichkeit*, welche die Götter noch an sich haben«.[11] Abarbeitung der Natur meint auch bei Hegel beides – Abarbeitung der inneren Triebnatur und der äußeren Natur. In der *Phänomenologie* wird dieser Zusammenhang noch deutlicher ausgesprochen: »Die Arbeit... ist *gehemmte* Begierde, *aufgehaltenes* Verschwinden, oder sie *bildet*.«[12] Für Hegel gerinnen trotz seines Realismus die Arbeitsprozesse zu großen Selbstveredelungsprozessen der Gattung, und im berühmten Herr-Knecht-Kapitel erhöht sich die Arbeit des Knechtes zum entscheidenden Selbsterkenntnisinstrument. Der Knecht wird der Kulturheros des 19. Jahrhunderts. Er hält den Realkontakt, den der Herr verloren hat, indem er sich und die Natur »formiert«. Dadurch, daß er seine »Natürlichkeit abarbeitet«, wird er zum Geistwesen, und die Natur wird vergeistigt. Hinter dem Kollektivsubjekt »Arbeit«, auf das sich bei Hegel an dieser Stelle besonders die Gattungshoffnung konzentrieren wird[13], verschwinden die konkreten empirischen Arbeitsverhältnisse. Sucht man nach einer gesellschaftlichen Realisierung des emphatischen Arbeitsbegriffs, so tritt einzig die Arbeit des Künstlers ins Blickfeld. Realistisch bleibt Hegel dadurch, daß er Arbeit immer in Zusammenhang mit Dienst und Herrschaft reflektiert. Bis zum Zynismus geht er jedoch dort, wo er die von ihm als notwendig erachteten Opferprozesse benennt, die der Preis des Fortschritts der Gattung sind. So greift er das Thema in der *Enzyklopädie* am Ende seines Lebens noch einmal auf. Drastisch konstatiert er: »Dieser, der Knecht, aber arbeitet sich im Dienst des Herrn seinen Einzel- und Eigenwillen ab, hebt die innere Unmittelbarkeit der Begierde auf und macht in dieser Entäußerung und der Furcht des Herrn den Anfang der Weisheit...«[14]

Die mythische Gestalt des Herakles geht in dieser für das 19. Jahrhundert sehr zentralen Rezeption sicherlich nicht auf. Dennoch trifft die Hegelsche Interpretation eine zugleich gattungsgeschichtliche Bedeutung der antiken Konfliktfigur: Schon der antike Herakles stellt radikal die Frage nach dem Verhältnis von Herrschaft und Knechtschaft, nach den Opferprozessen, die sich in Arbeitsverhältnissen vollziehen, und nicht zuletzt nach der Vereinbarkeit von Eros und Arbeit.

Besonders Walter Burkert[15] macht ein großes Fragezeichen hinter die Deutung des Herakles als überhöhten Ausdruck des dorischen Mannesideals, wie sie als erster Wilamowitz-Moellendorff vorgenommen hat. Burkert konzentriert sich weniger auf die Suche nach einer heroischen »Charakterbildung«, sondern fragt nach den Konflikten, die in dem spezifischen »Pattern of Action« der Taten der Heraklesfigur immer neu benannt werden. Für ihn sind die wiederholten Hinweise auf die früheste, nicht auf Griechenland beschränkbare Gattungsgeschichte, die Zeit der Jägerkultur, von ausschlaggebender Bedeutung: Herakles als »Master of Animals«, Ungeheuerbezwinger, Jenseitsreisender, Rinderdieb und Opferspezialist. Es geht um früheste gattungsgeschichtliche Formen von »Zähmung« des Wilden, um archaische Versuche von Angstminderung und Bedürfnisbefriedigung.
Insbesondere die ersten fünf Arbeiten des Herakles sind einander sehr ähnlich und verraten uns viel über seine Methode der Naturbezwingung. Alle fünf Abenteuer bewegen sich in der Jägersphäre und in der wilden Natur; sie sind an ganz konkrete Orte gebunden: alte Kultorte in Argos oder spezifische Grenzorte, wie der Eingang zum Hades, den man sich in Lerna vorstellte. Besonders die erste Arbeit, sein Ringkampf mit dem nemeischen Löwen, macht diesen Heros zu dem, was er dann immer sein wird: zum *athletes*. Er repräsentiert als Zivilisationsheros eine »Art von Arbeit, die zu gleicher Zeit Kampf bedeutet, oder umgekehrt Kampf, der zu gleicher Zeit Arbeit bedeutet«.[16] So stehen bei den meisten Abenteuern die Kämpfe des Heros im Vordergrund, seine gleichzeitigen Arbeitstaten und Meliorationsunternehmen geschehen so »nebenbei«, z. B. die Trockenlegung der Sümpfe am Stymphalossee, die Waldrodung und der Dammbau gegen den unterirdischen Fluß in Lerna. Deutlich spricht die Augeiasstallgeschichte, nicht zuletzt durch mächtige historische Veränderungen bedingt[17], von der Krise dieses aristokratischen Modells der Identität von Arbeit und Kampf. Dem Realismus der griechischen Mythen ist es zu verdanken, daß in dem Moment, wo Arbeit und Zivilisation in einen notwendigen Zusammenhang gestellt werden, der archaische Arbeitsbegriff zugleich spezialisiert wird: Es handelt sich nicht um selbstbestimmtes Arbeiten, sondern um Auftragsarbeiten, Strafarbeiten, Sklavenarbeiten. Mit den ersten Mythen um diese Gestalt wird die Frage gestellt nach der Vereinbarkeit von Arbeit und Eros, (entfremdeter) Arbeit und Zivilisation.
Die Mythen sprechen in allen Naturbezwingungsabenteuern zugleich von innerer und äußerer Natur. Natur ist noch nicht bloßer Rohstoff, den man ergreifen und beliebig bearbeiten kann, sondern immer zugleich Gegen-

macht und eigenes Inneres, Triebmacht. Unter diesem Gesichtspunkt gilt es den Ungeheuerbezwinger und Jäger Herakles zu befragen: Welche Anteile der Natur werden jeweils von ihm freigesetzt, welche aber unterdrückt oder zerstört? Besonders die ersten beiden Kämpfe – gegen den Löwen und die Hydra – sind es, die für diese Fragen exemplarische Antworten geben. Beim Ringkampf mit dem nemeischen Löwen handelt es sich nicht um einen normalen Löwen, sondern um ein Ungeheuer. Er ist ein direkter Abkömmling des vielfach verknoteten Dämons Typhon und der Echidna, einer uralten Unterweltsschlange. Erst der Ringkampf mit dem nemeischen Löwen identifiziert Herakles als den uns bekannten Herakles, also den derben Heroen mit dem Löwenfell als Panzer, dessen Kopf seitdem aus dem Rachen des zähnebestückten Löwenmaules schaut.

Die fatale Dialektik von Zerstörung und Verinnerlichung des Tödlichen äußert sich in einer jeweils ganz spezifischen Wiederkehr eben der dämonischen Zerstörungsmacht in Herakles, die er gerade in ihrer tierischen oder dämonischen Verkörperung vernichtet hatte. Nicht zu vergessen, Herakles ist der Zivilisationsheros par excellence. Davon sprechen die unzähligen Städtegründungen – eben an den Orten seiner Abenteuer oder Rinderzüge – und die unendlich vielen Völker, die sich auf ihn beziehen. Kein anderer Heros konnte in sich derart viele lokale Kulte und Erzählungen vereinen und zum nationalen Heros Griechenlands werden. Wo er mit den Mächten des Chaos kämpft, ist er als Stellvertreter tätig, und die Zivilisation, die er begründet, gilt allgemein.

Schon der erste Ringkampf zeigt, daß Herakles von der spezifischen Qualität der Räume zu abstrahieren vermag. Er geht in ein exakt bestimmbares Waldgebiet bei Nemea. Dort bleibt er dreißig Tage verschollen; er hält sich in der Höhle des Löwen auf. Entweder dauerte der Ringkampf dreißig Tage, oder er fällt nach dem Kampf, noch verschlungen mit dem Löwen – so zeigt ihn die Ikonographie –, in einen dreißigtägigen, todesähnlichen Tiefschlaf. Danach kehrt er wie aus der Totenwelt kommend wieder, mit ihm der Löwe als seine zweite Haut. Von nun an ist der Wald von Nemea frei von dem wilden Tier. Es bleibt jedoch die Frage, ob damit die raubtierhafte wilde Natur, mit der Herakles gerungen hat, zivilisiert ist. Die verheerenden Zerstörungstaten, die er während periodisch wiederkehrender Wutanfälle begehen wird, sprechen eine eigene Sprache. Der Löwe, den er getötet hat, wird von nun an als Herakles wüten. Das tut er nicht nur in dem kleinen Wald, sondern überall wo dieser Heros seine spezifische Naturbeherrschung ausübt.

III. Chaosangst und Formierungswahn: Der Kampf des Heros gegen das Weibliche

Herakles ist der Heros der Widersprüche. Als überaus potenter, nie überwundener Übermann verkörpert er kollektive Wunschphantasien. Unendlich viele Völker und Stämme berufen sich auf ihn. Aber schon die Geschichte mit den fünfzig Töchtern des Thespios, die er alle in einer Nacht entjungfern sollte, lassen eine Dimension des Eros erscheinen, die schiere Arbeit ist. Auch angesichts der Sklavendienste, die Herakles für die lydische Königin Omphale, seine Herrin und Geliebte, ableisten mußte, stellt sich erneut die Frage nach dem Verhältnis von Eros und Arbeit. Daß er mit ihr die Kleider tauscht und als Transvestit am Spinnrocken sitzt, ist nur der radikalste Ausdruck der Reflexion des Geschlechterverhältnisses in dieser Figur. Herakles, den Nicole Loraux den »Heros der Männlichkeit«[18] nennt, steht immer neu in höchst ambivalentem Verhältnis zum Weiblichen. Insbesondere sticht die Geschlechterambiguität in seiner Beziehung zu Hera hervor. Die Mythen sprechen nicht nur von dem übermächtigen Haß, mit dem Hera, die große alte Göttin von Argos, den Heros verfolgt, der zugleich »ihren Ruhm« verbreitet. Ein anderer Herakles, der in der Tat den »Ruhm der Hera« samt den der fetten, eßbaren Rinder verbreitet, tritt uns entgegen als Träger einer matriarchalen Zivilisation, die vom Orient kommend, über Kreta vermittelt, ihre Einflüsse über Argos verbreitete. Immer wieder revoltiert in der patriarchal zugerichteten Heraklesfigur diese ältere Tradition gegen ihre Zurichtung. Im folgenden wird es jedoch um die Analyse der archaischsten mythischen Repräsentanten von Weiblichkeit und Wildheit gehen, denen sich der griechische Herakles auf ganz spezifische Weise entgegenstellt.

Überall dort, wo er seine rationale Ordnung herstellt, kämpft er gegen etwas, das die Griechen mit dem Begriff des Chaos bezeichnet haben. Schon der nemeische Löwe war als Ungeheuer Abkömmling dieser als weiblich vorgestellten Ursprungsmacht. Bereits in den frühesten Überlieferungen wurde der weibliche Ursprung zerteilt und seine Schoßseite zugleich dämonisiert: die (gute) »breitbrüstige Gaia« stand so am Beginn der Theogonie des Hesiod unverbunden neben dem »Abgrund« und der »gähnenden Leere«. Rationalisierung und Dämonisierung der Weiblichkeit bedeuten zugleich Dämonisierung von natürlicher Produktivität überhaupt. Das ungelöste Geschlechterverhältnis äußert sich in einer Spaltung der »Urmutter-Materie« in die gute Brust und das mit allem erdenklichen Abscheu belegte mütterliche Genitale, das zum Ort des Todes (der Kastration) und der Verwesung gemacht wird.[19] Die »gähnende Leere« des Beginns kehrt im Bild

des alles verschlingenden Tartaros wieder. Von ihm geht die Drohung des Todes und der Gestaltlosigkeit aus. Wie sehr diese misogyne Verkopplung von Weiblichkeit mit Unreinheit und Tod in der Moderne gewirkt hat, darüber geben die düster-lüsternen Weiblichkeitsbilder des 19. Jahrhunderts, in denen Eros und Thanatos verschlungen sind, deutliche Auskunft. In dem mächtigen und traditionsbildenden Rationalisierungsunternehmen des Ursprungsmythologen Hesiod ist dem lebendigen weiblichen Ursprung die Produktivität genommen. Zum Nichts dämonisiert, das mit Verschlingen droht, wird der lebendige Ursprung selbst zum Chaos, gegen das der Heros und später der Philosoph kämpfen werden. Viel spricht dafür, daß sich in dieser Ursprungskonstruktion samt ihrer Dämonisierung von Weiblichkeit ein historisch reales Geschlechterverhältnis reflektiert. Für den Mythenforscher aus Passion, Robert von Ranke-Graves, steht es außer Zweifel, daß in der Heraklesfigur und ihren Taten die historischen Geschlechterkämpfe zwischen den patriarchalen dorischen Einwandererstämmen und der alten, eher matriarchal zu nennenden autochthonen Zivilisation von Argos dargestellt werden.[20] Wir können ihm soweit folgen, daß der Geschlechterkampf sicherlich eine bedeutende Dimension von Ambivalenz in der Heraklesfigur bestimmt. Alle Schlangen, Riesen und Mischwesen, die Herakles unentwegt zu vernichten versucht, sind Abkömmlinge des Chaos. Wie sehr sein stellvertretender Kampf ein aporetischer ist, davon spricht die ungelöste unterirdische Verkopplung von Panzerung (Form) und Chaos (Formlosigkeit), die im Rahmen eines tödlich-ungelösten Geschlechterverhältnisses als (feindliches) Gegenüber fixiert bleiben.

Als bedeutendste und zugleich schicksalhafteste Ungeheuervernichtung muß der Kampf mit der uralten Hydra, der vielköpfigen Wasserschlange von Lerna gelten. An ihrem Sitz, dem Wurzelwerk einer Platane, neben der eine dreifache Quelle entspringt, soll, darauf verweisen archäologische Funde, ein Fruchtbarkeits- und Wasserheiligtum aus vorgriechischer Zeit gewesen sein. Ganz in der Nähe liegt ein dunkler See, den Pausanias als einen der Eingänge zum Hades beschreibt. Sicherlich war die Schlange seine Wächterin. Die Hydra mit ihrem formlosen Leib, aus dem die beweglichen Schlangenarme herauszüngeln wie um das Haupt der Medusa, ist eigentlich nicht aus der Welt zu schaffen. Schlägt man ihr ein Haupt ab, wachsen sogleich zwei neue lebendige nach. Ein Haupt jedoch ist unsterblich. Die Hydra ist das eindrucksvollste Bild der griechischen Mythologie für das Unausrottbare, für die lebendige Natur selbst. Als Mischwesen par excellence steht sie für die Mischungen des Lebens: Geburt und Sterben, Wasser, Feuer und Erde, männlich und weiblich. Sie hütet den Schatz der Erde und repräsentiert ihre Weisheit. Allein durch einen Helfer gelingt es Herakles, die

Rümpfe der abgeschlagenen Köpfe mittels riesiger Fackeln auszubrennen. Nur das eine unsterbliche Haupt kann er nicht vernichten. Es wird unter einem Stein beigesetzt. Von nun an wird die lerneische Schlange das Schicksal des Herakles bestimmen, da er durch sie eine Waffe erhält, der niemand widerstehen kann. Herakles taucht seine Pfeile in das Blut der Hydra, ein sofort tötendes Gift, an dem er selbst am Ende unter schrecklichen Qualen auf dem Berg Oita sterben wird. Im Glauben an die vom Kentaur Nessos versprochene Liebesmagie wird die Frau des Herakles, Deianeira, sein Hemd mit dem feurigen Blut der Hydra tränken. Doch die Glut, die den Heros verzehrt, ist eine tödliche und kann allein durch die körperfressende Glut des Scheiterhaufens gestillt werden. Die Waffe, die er aus ihrem Blut gewinnt, wird zum gewollten oder ungewollten Mord an Freunden und Feinden führen. »Der Heros, der die Ungeheuer ausrottet, kann das Ungeheuer, das nicht Geheure der Welt, nicht ausrotten; er selber wird spezifisch an dem sterben, was er spezifisch auszurotten versuchte.«[21] Manche Heraklesdarstellungen machen das Ausweglose des Kampfes mit der Hydra augenfällig, indem sie den Heros zeigen, wie er gegen die um seinen Unterleib gewundenen Schlangenköpfe mit kastrierender Sichel und ausbrennender Fackel kämpft. Herakles, der aus dem zähnebestückten Maul des Löwen schaut, geht aus diesem Kampf als tödlich Bewaffneter hervor. Das, wogegen er sich im weiblich-dämonisierten Gegenüber tötend richtet, ist jedoch die Naturpotenz selbst, sein eigenes Anderssein. Heiner Müller ist in seiner Bearbeitung des Hydrakampfes *Herakles 2 oder die Hydra* eine großartige Übersetzung des mythischen Urbildes in die Jetztzeit gelungen. Es handelt sich um den Monolog des Heros, der beim Durchstreifen des Waldes auf der Suche nach dem »Tier, das zu schlachten« er ausgezogen war, langsam zu spüren beginnt, daß der Wald, der ihn trägt – daß die Natur, daß er selbst das »Tier« ist: »... und begriff, in der aufsteigenden Panik: der Wald war das Tier, lange schon war der Wald, den zu durchschreiten er geglaubt hatte, das Tier gewesen, das ihn trug im Tempo seiner Schritte, die Bodenschwellen seine Atemzüge und der Wind sein Atem, die Spur, der er gefolgt war, sein eigenes Blut...«[22] Das Problem mißlungener Selbsterkenntnis erscheint als das mißlungener Anerkennung der *eigenen* Weiblichkeit. In Muttermordphantasien wird es ausagiert. Heiner Müller setzt den Monolog des Heros fort, Wald und Körper erscheinen ihm »als die Personalunion von Feind und Schlachtfeld, den Schoß der ihn behalten wollte. Die alte Gleichung. Jeder Schoß, in den er irgendwie geraten war, wollte irgendwann sein Grab sein... im mütterlichen Würgegriff. *Tod den Müttern.* Seine Zähne erinnerten sich an die Zeit vor dem Messer.«[23] Müller läßt zuletzt den Heros selbst, ganz mit Blick auf die Formen der Heroisierung von Arbeit und Kampf in

diesem Jahrhundert, zur Tötungs-Maschine werden, deren Destruktivität unlösbar mit der (phantasierten) der Fangarme vermischt ist. »Im Gewirr der Fangarme, die von rotierenden Messern und Beilen nicht, der rotierenden Messer und Beile, die von den Fangarmen nicht, der Messer Beile Fangarme, die von explodierenden Minengürteln Bombenteppichen Leuchtreklamen Bakterienkulturen, die von seinen eigenen Zähnen Händen und Füßen nicht zu unterscheiden waren in dem vorläufig Schlacht benannten Zeitraum aus Blut Gallert Fleisch ...« Indem Herakles sich dem lebendigen weiblichen Ursprung, letztlich seinen eigenen Affekten allein mörderisch entgegenstellt, sie einzig dämonisch imaginiert, partizipiert der Heros in seinem Triumph über die Natur nur an ihrem tödlichen Aspekt. Durch Herakles ist die Hydra in Lerna zwar vernichtet, ihre mörderische Potenz ist jedoch in der tödlichen Waffe des Herakles selbst universalisiert. Die mythische Figur des Herakles steht besonders dort, wo sie stellvertretend Tabuzonen durchbricht und sich mit der Trennung der Sphären – der der Geschlechter, der des Totenreiches – nicht zufrieden gibt, im kultischen Bann. Er wird zum mordenden Wiedergänger. Das erscheint gerade heute aktuell. Erweist sich doch die Faszination der Heroen vieler Kultfilme immer mehr als die des Todes. Heiner Müller läßt am Ende das mythische Bild, das Waffen und dämonische Naturmacht gleichsetzt, in die psychotische Suggestion umspringen, daß eine unendliche Produktion zu der Auslöschung von Subjektivität führen muß, deren projektive Fesselung sie voraussetzt. Er stellt die philosophische »Hoffnung auf das Nichts« in eine notwendige Beziehung zum Gemetzel und in dieselbe heroische Tradition. Er befand sich »in dauerndem Wiederaufbau, manchmal setzte er sich falsch zusammen, linke Hand an rechten Arm, Hüftknochen an Oberarmknochen ... immerwachsende Fangarme Schrumpfköpfe Stehkragen zu kappen, die Stümpfe zum Stehen zu bringen, Säulen aus Blut; manchmal verzögerte er seinen Wiederaufbau, gierig wartend auf die gänzliche Vernichtung mit Hoffnung auf das Nichts ... oder aus Angst vor dem Sieg, der nur durch die gänzliche Vernichtung des Tieres erkämpft werden konnte, das sein Aufenthalt war, außer dem vielleicht das Nichts schon auf ihn wartete oder auf niemand.« Müller trifft ins Zentrum eines ungelösten, bis in unsere Zeit virulenten Zusammenhangs von Zerstörung und Selbstzerstörung, zu dessen Aufklärung die Mythen uns gerade heute hilfreich sein können.

Anmerkungen

Wichtige Anregungen zu dem Aufsatz verdanke ich den Vorlesungen zum Problem des Heros von Klaus Heinrich.

1 Peter Weiss: *Notizbücher 1971-1980*, 2. Band. Frankfurt am Main 1980, S. 587.
2 Ders.: *Die Ästhetik des Widerstands*, 1. Band, Frankfurt am Main 1976, S. 316.
3 Ebd., S. 11.
4 Ebd., S. 267 f.
5 Vgl. hierzu Hans Ulrich-Treichel: »›Es lebe das Nachgeben an alles, was mich herabziehen will.‹ Peter Weiss und die Sehnsucht nach der Gestaltlosigkeit«, in: *Neue Zürcher Zeitung*.
6 Vorgestellt wurde diese bisher letzte Heraklesbearbeitung durch Heiner Müller im Deutschen Theater Berlin 1991.
7 Wilamowitz-Moellendorff: *Euripides' Herakles*, Repr. Darmstadt 1959, Bd. 2, S. 128.
8 Ebd., S. 19, 41, 42.
9 Karl Kerényi: *Die Mythologie der Griechen*, Bd. II, München 1966, S. 120.
10 Zu Bacons Konzept von Naturbeherrschung und -veredelung, seinem »natura parendo vincitur« siehe Klaus Heinrich: »Mytheninterpretation bei Francis Bacon«, in: *Parmenides und Jona*, Frankfurt am Main 1982, S. 31-60.
11 G. W. F. Hegel: *Vorlesungen über die Philosophie der Religion II*, in: *Werke in zwanzig Bänden*, Frankfurt am Main 1969 ff., Bd. 17, S. 108.
12 Ders.: *Phänomenologie des Geistes*, a. a. O., Bd. 3, S. 153.
13 Bei Hegel tritt der Geist als Werkmeister später an diese Stelle.
14 Ders.: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften III*, a. a. O., Bd. 10, S. 224.
15 In seinen »Sather Lectures« verfolgt Burkert in einer Einzelstudie mit dem Titel »Heracles and the Master of Animals« die Heraklesfigur nicht nur im Orient, sondern auch in den indogermanischen Mythologien und wagt, über Lascaux vermittelt, den Vergleich mit Figuren und Ritualen schamanistischer Jägerkulturen: *Sather Lectures: Structure and History in Greek Mythology and Ritual*, Berkeley 1979.
16 Klaus Heinrich, unveröffentlichte Vorlesungsmitschrift: »Zur Figur und zum Problem des Heros«, WS 1975/76.
17 Vgl. dazu Ulrich Enderwitz: *Der Mythos vom Heros*, Freiburg 1990.
18 Nicole Loraux: »Herakles: Der Über-Mann und das Weibliche«, in: Renate Schlesier (Hg.): *Faszination des Mythos*, Frankfurt am Main 1985, S. 167-208.
19 Klaus Heinrich verhandelt die mythologischen Weiblichkeits- und Kastrationstheorien anhand der Perseus-Medusa-Tradition. Er geht dabei einen entscheidenden Schritt über Sigmund Freuds Medusadeutung hinaus, indem er, im Bündnis mit den Mythen und Bildern der Völker, sie nicht als die Darstellung der *Kastrierten*, die *darum* so erschrecken macht, sondern als »die mit Kastration Drohende« interpretiert: »Das Floß der Medusa«, in: *Faszination des Mythos*, a. a. O., S. 344.
20 Robert von Ranke-Graves: *Griechische Mythologie, Quellen und Deutung*, München 1955, Bd. 2.
21 Klaus Heinrich: unveröffentlichte Vorlesungsmitschrift, a. a. O., S. 73.
22 Heiner Müller: »Herakles 2 oder die Hydra«, in: *Geschichten aus der Produktion 2*; darin: »Zement«, Berlin 1979, S. 101/102; die folgenden Zitate ebd.

Lope de Vega, Vergil, Jules Verne, Villon, Richard Wagner, Martin Walser, Max Weber, Wedekind, Peter Weiss, H.G. Wells, Christa Wolf, Virginia Woolf, Zola, Arnold und Stefan Zweig.

15 Beispiele von 500 Autoren, über deren mehr als 1000 Hauptwerke Band 17 des NEUEN KINDLER informiert.

Kompetente und anschaulich geschriebene Werkanalysen aus allen Bereichen und Epochen der Weltliteratur berichten z.B. über Vergils Schilderungen der Irrfahrten Aeneas, Jules Vernes Mondreise und H.G. Wells' Zeitsprung in die ferne Zukunft, aber auch über Parzivals Suche nach dem Gral in den Werken von Wolfram von Eschenbach und Richard Wagner.

Von den Abenteuern des menschlichen Geistes zeugen die Werkbeiträge über Voltaire, Wittgenstein, Max Weber und Carl Friedrich von Weizsäcker.

Oder lesen Sie über die Skandalerfolge der Weltliteratur von Villons »Großem Testament« bis Wedekinds »Lulu«.

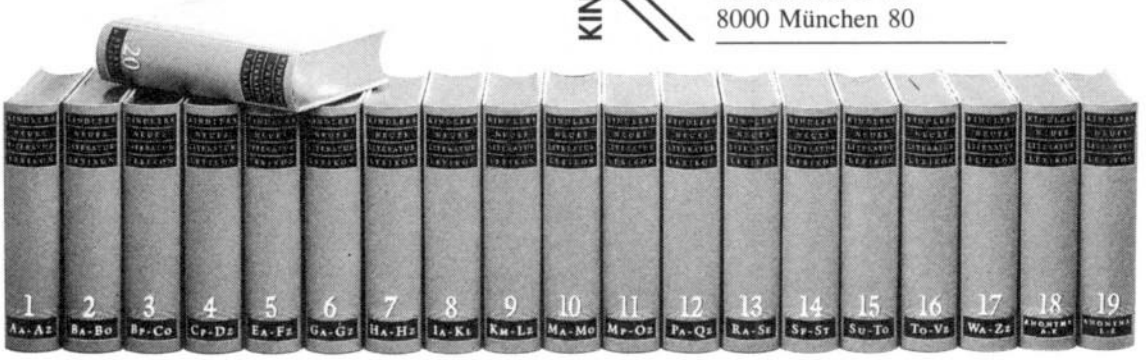
KINDLERS NEUES LITERATUR LEXIKON bringt Inhaltsanalysen, Entstehungsgeschichte, Interpretationshinweise, aktuelle Bibliographien zu rund 19 000 Einzelwerken aus der Literatur- und Geistesgeschichte. Romanführer und philosophiegeschichtliches Nachschlagewerk in einem. Wissentschaftlich kompetente und anschaulich geschriebene Einzelbeiträge. Leicht zugänglich durch die Anordnung im Alphabet der Autoren.
Jeder Band mit Autoren- und Titelregister.

Herausgegeben von Prof. Walter Jens.

Band 1-17 sind bereits erschienen!

KINDLER

Kindler Verlag
Rauchstraße 9-11
8000 München 80



Senden Sie mir die kostenlose 30-seitige Informationsbroschüre KINDLERS NEUES LITERATUR LEXIKON

Verlag Volk & Welt Berlin

Erkundungen – literarische Treff-Punkte unserer Zeit

Erkundungen
12 Erzähler aus Japan
Herausgegeben v. Eiko Saito
288 Seiten . Paperback
24,80 DM
ISBN 3-353-00880-2

Im Land der aufgehenden Sonne bleibt für individuelle Eigenart wenig Raum: »Ordne dich unter, empfinde den Willen anderer als deinen eigenen, und du wirst glücklich...« Gegen diese tradierte Lebensmaxime erheben zwölf bedeutende, mit hohen Literaturpreisen geehrte japanische Schriftstellerinnen und Schriftsteller Einspruch. Sie wissen von Frauen und Männern zu erzählen, bei denen sich das scheinbar garantierte Glück nicht einstellen will. Von Menschen, die trotz allen Angepaßtseins unter Einsamkeit und Entfremdung, unter Identitätskrisen und gestörten Familienbeziehungen leiden. In streng komponierten, ausdrucksstarken Geschichten offenbaren sie die Gefühls- und Gedankenwelt ihrer Helden.

Weitere lieferbare Bände der Reihe:

22 Erzähler aus Mexiko
DM 24, 80
ISBN 3-353-00864-0

32 ägyptische Erzähler
DM 18 –
ISBN 3-353-00864-0

35 französische Erzähler
DM 18,–
ISBN 3-353-00660-5

23 italienische Erzähler
DM 24,80
ISBN 3-353-00662-1

23 Erzählungen aus Indien
DM 18 –
ISBN 3-353-00683-4

Die Reihe »Erkundungen« hält immer Entdeckungen bereit. Jeder Band öffnet den Blick auf die Schauplätze des Alltags in aller Welt, ist Zeuge der Gegenwart und Spiegel der Gesellschaft.

Ulrich Holbein
Denkmalspflege in Literatopia

Der folgende Text wurde von mir fast ausschließlich aus Sätzen und Satzfetzen montiert, die ich bei meinen letzten Besuchen (März 92) in Literatopia, dem bekannten nordhessischen Freizeitpark, z. T. mitschnitt, z. T. tippte ich Beschilderungen, Reklame und sonstiges Textmaterial ab. Bevorzugt verarbeitet wurden Stimmen zum Thema Denkmalspflege, unter besonderer Berücksichtigung des Phänomens Denkmalsturz. Auch meine eigene Stimme ist aus dem allgemeinen Stimmengestöber hier und da herauszuhören.

Geht uns doch allen so. Daß das hier immer so voll – better get an early start... Literatopia is a full week of excitement and amusement! Ihr wollt wohl, daß alle Grenzen wieder dichtgemacht werden? Wir kommen kaum noch durch. From beginning to end, it's a week you'll never forget! Take a Dreamflight, presented by Pegasus Air Lines, einsteigen am besten am Gilgamesch-Eingang, und von da aus durch alles durch, schön chronologisch. Diese ganzen Touristen hier – widerlich! Da müssen wir schnell weg hier, dann sind's weniger! Pscht! Guck mal diskret zu der Würstchen-Theke da, ist das nicht der Günter Grass? Den hab ich mir viel größer vorgestellt. Und daneben – natürlich der Peter Härtling, einen Kopf größer – gibt's das? Uff, und wie die eine Verkäuferin einen Apparat hochreißt, ohne Vorwarnung, und wie der Grass stillhält im Blitz, und wie wacker der Härtling das durchhält, daß die nur den Grass knipst, und gleich noch mal den Grass – jetzt kritisier doch nicht dauernd, lies lieber mal das Kleingedruckte:... einfach die Kopfhörer aufsetzen, und schon –
Überall wo ein Haus von literarischem Belang dem öffentlichen Interesse weichen muß – sag doch gleich Straßenbau –, wird es vorsichtig abgebaut, nach allen Regeln der Kunst, und hier, in Literatopia, naturgetreu wieder aufgebaut. Die Kosten teilen sich Denkmalschutz, der Literaturfond in Darmstadt u. a. Allen voran McDonalds, die mit ihren Hamletburgern astronomische Umsätze machen. Aber geht bei solchen »Transplantationen« nicht viel verloren? Keineswegs. Denn die natürliche Umgebung wird z. T. mitgenommen, z. T. per Trickkiste organisch ergänzt. Kafkas Schloß

hab ich mir wirklich ganz anders vorgestellt, viel kleiner – und nicht so bunt. Irgendwie muß es halt aussehen. Sieht eher aus wie das Cinderella-Schloß in Walt Disney World. Find ich blöd, daß sie die komplette Berliner Mauer hier aufbauen mußten, nur weil sie in den Werken mehrerer DDR-Schriftstellerverbandsmitglieder vorkommt. Und sogar dem Biermann zuliebe einen steinernen Arsch mit Afterhaaren aus Stacheldraht! Und die vielen fehlenden Steine? Die als Souveniers und Reliquien in alle Welt zerstreut –? No problem. Die natürliche Umgebung usw. wird teils mitgenommen, teils per Trickkiste organisch ergänzt! Alles wissenschaftlich abgesichert. Kein Schwein merkt einen Unterschied! Und du kannst sogar hin und her switschen... meinetwegen zwischen waschechtem Musengeflüster, beste CD-Qualität – umschalten erwünscht. Nun, wir arbeiten hier stark mit digitaler Fluxustechnologie, Soundsampling, Tomorrow-Panoramafilm, Videotransmittern. Find ich aber nicht gut, find ich hochbedenklich, daß man hier einfach die Stimmen von Fried und Bachmann nimmt, um die neue SWF-Bestenliste durchzugeben. In Literatopia bleibt kein Bildungsmuffel kalt! Gehn wir erstmal ins Lesezelt. Auf der EXPO 91 war's nur halb so voll. Die Buchmesse – eine Kulturwüste dagegen! Ein Tante-Emma-Laden!
In diesem Haus entstanden die unvergeßlichen Zeilen: Möglich immerhin, / daß wir nicht tot sind. Kurt Drawert, geb. 1956 – jetzt machen sie schon Lebenden solche Schilder! Find ich ein bißchen übertrieben. Man will halt auch hier dem Sieb der Zeit zuvorkommen, was spricht dagegen? Drawert, Drawert, ist das nicht der, der keine Verwendung für seine Erektionen hatte? Genau der. Das verwechselst du mit seinem lyrischen Ich. Ach, du meinst, er selbst hatte Verwendung? Na, aber hier: In diesem Haus entstand Anno Domini MCMLXXXIX Marcel Reich-Ranickis berühmter Verriß von Friedrich Dürrenmatts letztem Roman Durcheinandertal – jetzt wird mir klar, warum Literatopia solche Unsummen verschlingt! Wenn jetzt schon die Kritiker Lorbeern scheffeln und alles gleich aus Goldbronze sein muß! Lies lieber mal, was da im Schaukasten steht: – Kinkerlitzchen ohne Esprit... Blödeleien ohne Pfiff... metaphysischer Mumpitz... das kenn ich schon seit hundert Jahren. Ich sag dir, demnächst in diesem Theater werden seine Nachahmer dasselbe über meine Nachahmer sagen, wörtlich dasselbe! Was sucht eigentlich Willy Millowitsch in Literatopia? War der etwa auch ein Dichter? Man sieht das hier nicht so eng – zum 83. Geburtstag ein Bronzedenkmal geschenkt, im Januar 92, seine Heimatstadt, für 150 000 DM! Und dann bis da, wo die Goethestraße auf die Adenauerstraße stößt und zusammen mit der Goetheallee in den Goetheplatz mündet – Goethe-Expreß, das ginge ja noch, oder Bruckner-IC, der aus Linz kommt, ein Rembrandt-Kurswagen aus Amsterdam, nichts gegen die Deutsche Bun-

desbahn als Verewigerin – aber hier: ein Herrhausen-Inter-Regio, das find ich irgendwie pervers! Einen Weiser sehn wir stehen: Bargfeld 75 km, Kreienhoop 1,2 km, Wewelsfleth 700 m, Nußdorf 500 m, Villa Massimo 50 m – aber wie machen die das bloß: Infanta und Barbarswila, das ist doch in Wirklichkeit 5000 km auseinander!? Es war ein Grundgedanke der Gründer, die Eingangstore von Literatopia so zu gruppieren, daß man sowohl von den wichtigsten Schauplätzen der Gegenwartsliteratur und Nachkriegsliteratur sich bewegen kann zurück über Schloß Duino, das hierzulande glücklich rekonstruiert werden konnte, bis hinunter nach Reuenthal, nach Patmos und Troja, ins Südliche Blumenland – he! Wir werden einfach ausgeblendet, zum Glück nur optisch, zugunsten des freien Ausblicks auf Helikon und Parnassos, jeder Zentimeter erinnerungsgesättigt!
Direkt dahinter die Höhle des Hermannstein, nein, die daneben, da hat am 8. August 1776 der junge Goethe ein mystisches S in die Wand gemeißelt! Wald und Höhle, aha! Du kennst dich aus! Die Brüder im stillen Busch! Den Goethe-Wanderweg, der rund um Ilmenau 18 km lang ist, mußten wir auf 1,8 km zusammenschnurren lassen; manchmal ist weniger halt mehr. Über allen Wipfeln ist, nun ja, das Geschrei der Gesamtschulklassen, die würden halt lieber durch die Sesamstraße marschieren, oder die Lindenstraße, oder ein Museum mit Alf und Wum und Wim und Wendelin – nur weil der Goethe hier langgelatscht ist, ich bin doch nicht bescheuert! Und da: vollzählig alle Häuser, Haus an Haus, in denen er auf seiner Italienischen Reise übernachtet hat! Eine ganze Stadt! Kreative Archivierung! Rechts unser Schriftstellerfriedhof! Schirmherr: König Mausolus, der Vater des Mausoleums, geb. 377 v. Chr. Dichter aus aller Welt, die meisten erst als Video, da sich die Verhandlungen mit den Regierungen hinziehen. Wie beharrlich haben sich z. B. Ravenna und Firenze gesträubt, ehe sie die auseinandergerissenen Gebeine Dantes rausrückten und also hier, in Literatopia, die lang ersehnte Wiedervereinigung des großen italienischen Dichters Dante Alighieri in würdigem Rahmen gefeiert werden konnte. Jetzt ruht er im Kreise seiner besten Übersetzer und Fortschreiber... Stefan George... Rudolf Borchardt... Franz Werfel... Gerold Späth – halt! Der lebt noch! Der ruht noch nicht!
... die unsterblichen Werke z. B. eines Franz Kafka können Sie gar nicht bis in ihre letzten Tiefen verstehen, wenn Sie nicht hier, im Alchimistengäßchen, gestanden haben... und Atmosphäre geatmet. Hör ich mir lieber den Vortrag da drüben an, da: Tote Archivierung oder kreative Aufbereitung? Eine Kontroverse. Eingeladen haben wir folgende Gäste: Aber als ich am Wochenende mit Mayla in Prag war, war das Alchimistengäßchen noch dort! Kann man so schnell –? Sah das damals nicht völlig anders aus? Man

hat halt dem Original-Schauplatz gegenüber gewisse Verpflichtungen! Was sucht denn die LUFTHANSA hier? In dieser Maschine verfaßte Hans Magnus Enzensberger die unvergeßlichen Zeilen: Möglich ist alles / daß wir noch nicht tot sind – was??! Zwei Lokalitäten sind nötig, um ein und dieselben Verse hervorzubringen? Ich denk, das ist von dem... wie hieß er noch gleich? Der keine Verwendung für seine Erektionen... er liegt mir auf der Zunge... Uff! Was haben die denn da für einen Zombie aufgestellt? Guck mal genauer hin, das ist ein Zombienchen! Ein Wegwerfdenkmal zum Anfassen! Vorsicht, das ist die bekannte Literaturtopographin Frau Prof. Dr. Dr. Gerlinde von Wilpert-Trump. Weder verwandt noch verschwägert mit dem bekannten Literaturwissenschaftler Gero von Wilpert. Stellen wir uns doch mal ein bißchen dazu... mir tun sowieso die Beine weh... da ist noch ein Klappsitz frei, für zwei – und zähgeführten Diskussionen verfiel man schließlich auf eine Werteskala: das mindeste wäre 'ne Gedenktafel. Dann, als nächsthöhere Stufe, das Relief: Rundmedaillon mit Kopf. Folgte eine Büste, Klammer auf: als Herme aufgestellt, Klammer zu. Dann das Standbild in Lebensgröße. Dann der, auf höherem Sockel, im Sessel Sitzende. Sie sehen, meine Damen und Herren, bis hinauf zum Reiterdenkmal führt uns Arno Schmidt in seiner Gelehrtenrepublik eine durchdachte Hierarchie der Ehrenzuweisung plastisch vor Augen und kritisiert beiläufig den Umstand, daß Gerhart Hauptmanns Denkmal im Sessel sitzen darf, hingegen das Denkmal Alfred Döblins stehen muß, also eins niedriger eingestuft wurde. Auch geht Arno Schmidt auf die literaturgeschichtlich jederzeit besonders intrikate Frage ein, was passiere, wenn sich irgendwann herausstelle, daß ein Denkmal zu voreilig gesetzt worden sei, also daß der betreffende Dichter »des Rosses nicht würdig« war. Leider gibt, mit Verlaub, der Dichter der Gelehrtenrepublik diesbezüglich nur eine nicht sehr seriös wirkende Antwort. Es werden einfach die abnehmbaren Köpfe ausgewechselt. Moment, wo haben wir denn das Programm? Wilpert-Trump: Denkmalsturz als Selbstbestrafung – das wird's sein! Untertitel: New Yorker Studien zur Bestimmung des subkutanen Einflusses von Schopenhauers Gutachten über das Goethesche Monument von 1838 auf Arno Schmidts frühes und mittleres Romanwerk, einschließlich Kaff, auch Mare Crisium, im Zusammenhang mit der veränderten Funktion der Moderne in der zweiten Jahrhunderthälfte, ein sprachästhetischer Versuch, die Aporien des bürgerlichen Subjekts als den Versuch zu deuten, sich in der industrialisierten und urbanisierten Umwelt zwischen Größenphantasien und Ohnmachtsgefühlen zu stabilisieren, literarisches Paradigma einer Identitätskrise, im Kontext historisch-typologischer – da soll nochmal jemand sagen, das sei hier alles nur ein Medienspektakel und – genau, stabilisieren, das ist's! Weil alles ach so flüch-

tig, ach so nichtig sich gebärdet, soll wenigstens das Wichtigste haltbar gemacht werden – am vornehmsten aber ist die Malerei, welche man mit Glasur ewig dauern macht. Ja, das waren noch Zeiten, da wußte man noch nichts von Altersrissen und Schimmelfraß. Gestern im Senckenberg-Museum standen auch ein paar Fossilien herum, Denkmäler ihrer selbst – Hitlerdenkmäler halten bloß 10 Jahre, Lenindenkmäler halten bloß 80 Jahre, aber eine Riesenschildkröte hält tausend Jahre, oder eine Eiche, obwohl Bronze härter als Holz – legen auch Sie sich einen Sicherheitsvorrat an! Bitte trocken lagern! Und vor Gebrauch keineswegs die Pulpteile aufschütteln! Sonst geht der Koloß von Rhodos in die Knie. Selbst die stärksten Felsen beben.

Zwischendurch einen Blick werfen in unseren Reliquo-Center? Nein, das kostet nichts extra. Hier sehen Sie aus dem Ambiente der Helden solche Objekte, denen kein Denkmal gesetzt zu werden braucht, weil sie unverweslich sind und demgemäß für sich selber zu sprechen in der Lage sind, wie z. B. hier eines der Haarlöckchen Goethes, mit denen schon der Frisör Goethes einen schwunghaften Handel trieb. In begründeten Ausnahmefällen nehmen wir sogar Löckchen vom kahlen schuldigen Scheitel noch lebender Helden in unsere Sammlungen auf, siehe unsere Exponate zur Linken, Haare von Eco, Kunert, Batberger u. v. a. Und hier: Die Habseligkeiten der Dichter und Denker! Ein Aschenbecher des großen Henscheidopfers und Nobelpreisträgers Heinrich Böll! Als Leihgabe aus Klagenfurt: Die Badewanne, in der der Romancier Robert Musil starb! Gleich daneben: Die namhafte Rasierklinge, mit der sich '83 der vielbeachtete Rainald Maria Goetz anläßlich seiner Behauptung, daß er nichts Künstliches daherschreien würde, sondern echte Schreie, die ihm blutig bluten – und aus dem Ceskeho narodniho musea v Praze bzw. als Digital-Dublette eine Zwirnspule, Marke Odradek, herausgegeben aus dem Nachlaß Max Brods.

Sodann: Berühmte Kopfkissen der Weltgeschichte. Alles Original-Ausstellungsstücke des Kissenmuseums von Padova: Hier das Kopfkissen von King Richard III., mit welchem er seine politischen Gegner erstickte. Hier die Porzellanrolle, auf die der Tang-Dichter Meng Hsiä sein abgeklärtes Haupt zu betten pflegte – ja, das dürfen Sie alles gerne anfassen. Eventuelle Beschädigungen werden sofort elektronisch ausgeglichen. Sigmund Freuds Kopfkissen. Oblomows Kopfkissen. Hier, guck mal, das hypnopädische Flüsterkissen aus der Brave New World! Angeschlossen an eine Steckdose: Wilhelm Buschs Kopfkissen, das in übersichtlichem Turnus verschiedene Gesichter schneidet, Zipfelgesichter, ein wehleidiges, ein grinsendes, ein übersättigtes, ein grimmiges, dann wieder das wehleidige. Mehr hat's nicht drauf. Oder hier: Im uneigentlichen Sinn als Kopfkissen benutzte Objekte,

das Aktenbündel, auf dem Thomas de Quincey während seiner Armutszeit in London schlief – echt witzig. Und der Ast hier? Ein Ast aus dem Erzählwerk Franz Kafkas. Moment, ich will nur mal lesen, was da steht: »Um viel zu schlafen, aber immer nur ganz kurze Zeit, stützte ich den Kopf im Schlaf immer auf einen schwachen Ast, der bald einknickte und mich dadurch weckte.« Das weißeste Kopfkissen der Literaturgeschichte gehörte dem böhmischen Dichter Adalbert Stifter, dicht gefolgt vom weichsten Kopfkissen der Welt, dieses wiederum nicht weiß bezogen, sondern hautfarben getönt, natürlich nicht fleischfarben oder schweinchenfarben, nein, es handelt sich um einen nur sehr dezent durchbluteten Teint, sehr junge, sehr zarte Haut, jenseits von Oil of Olaz, ein wunderbares Kissen, für immer aufgeschüttelt, unsäglich unberührt und glatt, trotz all der irdischen Daumen, die sich da ständig reinbohren müssen, kurzum: Es handelt sich um das Kopfkissen des französischen Romanciers Marcel Proust, auf cremefarbenem Aufstellschildchen in Goldschrift handschriftlich daneben das entsprechende Zitat aus seinem Œuvre: »In ihrer Fülle und Kühle sind die schönen Wangen des Kopfkissens, in die ich zärtlich meine Wange drückte, wie die Wangen unserer Kindheit.« Und ab sofort geht das Museum ... wie soll ich sagen ... geradezu in ein Heiligtum über – das ist die Nackenstütze des Jaakob, des Sohnes Jizchaks, auf diesem Stein aus dem heiligen Gingal träumte er seinen Traum von der Himmelsleiter! Sieht aus wie ein Lingam –

Nach kurzer Andacht verlassen wir das Thema Kopfkissen, verweilen aber noch kurz in weihevollen Gefilden. Hinter diesem Isis-Vorhang, ganz unter uns, gibt es ... wie soll ich sagen ... ein ganz außergewöhnliches Exponat zu besichtigen und zu berühren: den rausmontierten Bus-Aschenbecher, in den der beliebte Böllverleumder und Denkmalstürmer Eckhard Henscheid, geboren 1941 in Ambach, auf seiner Spritztour mit Kollegen und Verlagsfreunden in den Puff von Paris, und zwar im Jahre 1983, heimlich gewichst zu haben behauptet, in der hintersten Busreihe, und gleich daneben – das Original der damals benutzten Wichsvorlage aus dem Hause Neckermann! Hat leider etwas gelitten. Leichte Gebrauchsspuren am Deckblatt, die wir um der Authentizität willen beibehalten. Und damit, meine Damen und Herren, haben wir den Kreis geschlossen und stehen wieder in der profanen Abteilung vor dem Aschenbecher des großen Henscheidopfers und Nobelpreisträgers Heinrich Böll.

An einem Denkmal einen Kranz niederlegen – da kann ich ja gleich einem ausgestopften Gorilla in die Augen gucken! Wieso denn das? Ich finde das eher rührend, was sich das Leben alles so einfallen läßt, um die individuelle Form festzuhalten, von der Schrumpfmumie bis zum Familienalbum, übri-

gens gibt es in Südamerika eine Baumart, den Xaibabaum, dessen Holz schwimmt nicht, so hart ist es – gibt's hier nicht auch ein Symposion zum Thema: Naturgeschichte des Denkmals? Eine Darstellung verschiedener Haltbarmachungen, oder so ähnlich? Von der Seifenblase bis zur Pyramide, vom Feuerwerk bis zum Gletschermann neulich, 4000 Jahre hatte der auf dem Buckel, ein liegendes Denkmal im Eis, und keine Papiere bei sich. Sah aber trotzdem irgendwie nach Dörrobst aus, während Denkmäler normalerweise immer viel gestylter ausschaun als die Modelle, die leichtverderblich im Fleische wandeln – was sind schon 4000 Jährchen gegen einen Elite-Joghurtbecher, der immerhin eine Lebenserwartung von 24 000 Jahren hat, falls er nicht vorher in die Müllverbrennung – pscht! Ich höre da zu! Dazwischenquasseln könnt ihr später – wobei die Schopenhauersche Ansicht, daß ganze Figuren, sprich: Standbilder, nur solchen Männern angemessen seien, »welche mit ihrer ganzen Persönlichkeit, mit Herz und Kopf, ja oft wohl auch mit Arm und Bein für die Menschheit thätig gewesen, also Helden, Heerführern, Herrschern, Staatsmännern, Volksrednern, Religionsstiftern, Heiligen, Reformatoren u. s. f.«, hingegen »Männern von Genie, also Dichtern, Philosophen, Gelehrten, als welche eigentlich nur mit dem Kopfe der Menschheit gedient« hätten, bloß eine Büste gebühre, die Darstellung des Kopfes, in heutiger Zeit wohl kaum zu halten ist und eher ein Lächeln hervorruft, jedenfalls gerade in der Schmidtschen Rezeption insofern als ein zeitverhaftetes Kuriosum erscheint, als die Reiterstandbilder, die in der Gelehrtenrepublik auch für Geisteshelden aufgestellt werden – müßte strenggenommen die Nase bei den Gipsbüsten der Dichter und Denker weggelassen werden, da sie zur Unsterblichkeit der Werke doch wohl nur peripher beitrug, es würde genügen, bloß das Hirn als Denkmal aufzustellen, dieses aber entbehrt optisch just jener individuellen Unterschiede – haben die doch tatsächlich Lenins Hirn nachgebaut, 3 m hoch und 6 m breit, richtig zum Reinsteigen! Aus echten Riesenmolekülen! Anatomisch ist da wohl einiges in die Hose gegangen, oder? Überhaupt scheint der Dichter nicht ganz einverstanden zu sein mit – die lassen sich das was kosten! Und da – wie kriegen die das nur hin, rein technisch? Die wandelnde Glocke, die aus dem bekannten Gedicht von Goethe! Fehlt nur der Grünspan. Aber ansonsten sieht's ganz nett aus, wie der Glockenmantel in der scheinbaren Morgensonne glänzt. An Gußeisen mangelt es ja heutzutage nirgendwo, im Zeitalter der Denkmalsstürze. So soll es jedem Floh ergehn!

Ehrlich gesagt, ich gönn das den Denkmälern irgendwie, daß ihre Lebensdauer genauso begrenzt ist wie unsere. Erst tun sie so, als könnten sie niemals untergehn – und wie sie dann schon bei Lebzeiten abbauen! Sind sie aus Marmor, müssen sie im Winter mit Holzkästen abgedeckt werden. Sind

sie aus Sandstein, sehen sie sofort porös und leprös aus, nasenlos, wegen der Schadstoffemissionen unserer Drittwagen, Zweitwagen und Erstwagen. Und selbst die da, aus Bronze – was? Das soll Thomas Mann sein? An den denkt doch sowieso jeder, wozu dieses Denkmal, samt Trichterbrust, samt fehlendem Hinterkopf und unmassiert schräggestelltem Halsstück, der schiefe Hals von Pisa! Wie die frustrierte Kreatur repräsentativ dasteht im Nieselregen, mit Laufnasen und rundum bekleckert von Vogelschiß usw. Oh! Ein Piepmatz landet auf dem mahnend gen Osten gestreckten ewigen Monumentalfinger... und putzt sich das Gefieder, erfrischend unversteinert! Äußerst vergänglich, aber frei! Und daneben das Tagore-Monument sieht auch nicht viel glücklicher aus. Nichts gegen Würde, aber das geht zu weit.

Da hat deutlich der Flair von Walhalla abgefärbt – trotzdem finde ich Menschen beeindruckend, die sich in eine Statue verlieben. Tut mir leid, da kann ich mich nicht reinversetzen. Ich bin nun mal normal, und dazu stehe ich. Ein statuophil veranlagter Mensch kann sich halt in eine Statue reinversetzen, frag Pygmalion. Wenn du diese Sensor-Taste hier streichelst, frei ab 18, kannst du zugucken, wie eine Figur aus der Blechtrommel eine Niobe-Statue bespringt, von und mit Volker Schlöndorff. Ich denk, Walhalla ist bei Passau oder irgendwo da unten, während doch Literatopia bekanntlich zwischen Wabern und Bad Hersfeld zu finden ist – wir haben einen Digital-Abguß machen lassen und bei dieser Gelegenheit die Probleme und Paradoxe von Walhalla zeitgemäß beigelegt, zumindest gemildert – hier bei uns dürfen z. B. all die bebrillten Genien, die da unten im Regensburger Elysium ohne Brille zurechtkommen müssen, ihre Brillen aufbehalten. Kommen eigentlich auch so prosaische Autoren wie Walser oder Kroetz in die Walhalla rein, oder Wallraff? Da streiten sich die Gelehrten noch. Manche sagen, nicht mal die anderen kommen rein. Welcher Becker jetzt? Thorsten Becker, Jürgen Becker, Jurek Becker oder Uli Becker? Oder Peter von Becker? Was?! Turnvater Jahn, was sucht denn der in der Walhalla? Und Justus Liebig! Und Röntgen! Und Wallenstein! Die komplette Frühromantik fehlt – das müssen ja desolate Elysiumsgespräche sein, zwischen Gneisenau, Radetzky und Scharnhorst, alles voll von Landgräfinnen und Erzbischöfen, Dichterfürsten neben Landsknechtsvätern, nicht sehr erhebend, dieses Köpfechaos, selbst Seehelden – nur schnell durch alles durch, ich ersticke – ah! Echtes Hochgebirge! Tief durchatmen! O welche Lust in freier Luft –

Doch siehe, selbst hier stehen Mumien herum, seltsam, und alles nur in Schwarzweiß, mit Braunstich? Quiz: Kommen diese Leute aus der Magritte-Schule? Sind das die Geharnischten aus der Zauberflöte? Oder steinerne Gäste aus Don Giovanni? Vergiß nicht, wir sind hier nicht im Ama-

deus, sondern in Literatopia. Quiz: Sind das die grauen Herren aus Momo von Michael Ende? Oder stammen diese Herrschaften aus den Nachrichten aus der bewohnten Welt von Wolf? Von Christa Wolf, Ror Wolf oder Wolf Biermann? Markus Wolf? Wolf Wondratschek? Wie sich diese modernen Säulenheiligen da als Kollektivklumpen an einem vorgetäuschten Abgrund aufgestellt haben, alle mit Hut und hochgeschlagenen Mantelkrägen, und angenähtem Lächeln, abfahrbereit in die Ewigkeit! Wie auf der Erwartung von Richard Oelze, gemalt 1936. Blitzlicht fiel über lebendige Menschen her, die versteinert in der Umgebung stehengeblieben sind! Weit gefehlt – der eine da bewegt sich, balanciert über besagten Abgrund, ein Äquilibrist, und neigt sogar dazu, zwischendurch kleine kafkaeske Verbeugungen auszuführen. Nein! Sie bricht ab, die bogenförmige Brücke, wie beinahe ein Balkon bei Kafka. Da sieht man mal wieder den Unterschied zwischen Literatur und Literatopia: Den bogenförmigen Schrei, den der Kompaktblock des Volksauflaufs ausstößt, von seiner Brücke aus, das läßt sich einfach nicht adäquat visualisieren, und vertonen schon gar nicht! Mir scheint, die sind alle mit der Nagelschere irgendwo ausgeschnitten worden, siehst du, da läuft die Naht, quer übers Hilfsgerüst. Und hier die tödliche Narbe, wo man die Stangen rausgezogen hat – alles nur ein Problem der Statik, jedes Denkmal ein Gleichgewichtskünstler. Du sollst beim Anblick eines Beckett-Denkmals an Beckett denken und nicht etwa darüber nachdenken, daß alle Denkmäler auch nur Lilien auf dem Felde sind. Auch ein 80-t-Jagdpanzer muß sterben – warum soll man, wenn der Ballon des Geistes entschwebte, den hochgehievten Sandsack verherrlichen? Alles nur Protzerei! Schwellkörperaufrichtung zu Demonstrationszwecken! Makromania bombastica! Morbus Elephantiasis! Der Drang, keinen Stein unbehauen zu lassen!
Deshalb eine Aufforderung an alle Denkmäler: Steigt von eurem Sockel, bevor ihr schief in der Umschlingung hängt und vom Hebekran über jubelnde Plätze geschwenkt werdet! Keins von euch ist haltbar bis 1999! Kein Rostlöser namens CARAMBO springt euch bei! Als rostfrei erweist sich einzig zerknautschbarer Zellstoff, rostfreier als wasserdichter Granit! Der Turmbau zu Babel: futsch. Das Druckwerk, das darüber berichtet: weiterhin erhältlich. Allerdings stehen Ladenhüter, Bibliothekskadaver und Karteileichen genauso starr und unansprechbar in der Gegend rum wie ein Denkmal – immer diese fehlenden Augen, und falls Augen da sind, diese leeren Blicke. Ich finde, das Denkmalswesen hat der Menschheit nur geschadet. Seit der Gründerzeit wissen die Würdenträger selber nicht mehr so recht, wohin mit den Händen beim Herumstehen im Scheinwerferlicht, und diese steifen Gangarten – Wachsfiguren sind harmlos dagegen! Übrigens geht dem Denkmalsturz sehr gern eine weichgeformte Generalprobe vor-

aus; noch bevor Gorbi Weihnachten 91 gegangen worden war, verschwand in London seine Wachsfigur aus dem Kabinett der Madame Tussaud. Was fehlt – eine Allegorie des Dauerns und nichts als Dauerns! Ein Denkmal zum Thema Denkmalsturz! Also sozusagen eine Herkules-Statue von Monsieur Rodin, die eine Antäus-Statue von Mr. Klassizismus samt Sockel aus der Erde wuchtet! Überhaupt eine anständige Theorie des Sockels, Podestes, Podiums, der Säulenplatte, der Unterlage, der Plinthe, des Plombierens, des Fundaments!

Eine umfassende Typologie des Stürzens! Des Hinfallens! Aufprallens! Zerschellens! Vom persischen Falter, der sich mit dem Goethe-Slogan STIRB UND WERDE! in die Flamme stürzt, bis hin zu Luzifer, der aus dem ewigen Licht die umgekehrte Richtung nimmt und auf die Erde stürzt, auf welcher wiederum ein Philosoph namens Empedokles sich in den Ätna stürzt, nebenan im antiken Stadtteil von Platonopolis, dem nordhessischen Pendant zu Literatopia – und da! Was stürzt denn da? Alle zwei Stunden, 15 Uhr, 17 Uhr, 19 Uhr – ein Super-Gaudi für jung und alt und noch älter! Euphorion und Ikarus, die wackeren Paraschutisten aus dem Geschlecht der Dädaliden, stürzen freihändig ins Meer! Ohne Netz und Doppelspielraum! Alles stürzt! Mit und ohne bogenförmigen Schrei! Und ob da wirklich jemand unendlich sanft unser Fallen in seinen Händen hält, that is noch the question. Newton reißt uns hinab.

Andererseits fänd ich's persönlich arg schad, wenn ab heute nirgendwo mehr ein Denkmal herumstehen täte. Immerhin gemahnt uns jedes Denkmal, und vor allem jedes Mahnmal, an die ständig gegenwärtige Möglichkeit seines Sturzes und damit überhaupt an die Vergänglichkeit aller Dinge, die wir so leicht aus den Augen verlieren. Da muß ich allerdings widersprechen. Das seh ich völlig anders. Denn das Wesen eines Menschen liegt in seiner Beweglichkeit, die stur vom Denkmal geleugnet wird. Alles fließt, nur ein Denkmal hält unnatürlich still. Irgendwie so unflexibel. Und zunächst ohne der Vergänglichkeit eine Chance zu lassen. Ich aber will nicht ins Mineralreich zurückkippen, sondern beweglich bleiben! Ahnenkult bleibt mir irgendwie fremd. Ich bin doch kein Chinese. Das Denkmal als Apotheose der Verkalkung! So geilen sich die Zombies an selbstgebastelten Mumien auf! 3-d-Filme halten das Wesen viel besser fest als die Totenmaske, vor allem viel authentischer. Will die Eisenzeit denn nimmermehr verebben, die Bronzezeit und vor allem die Steinzeit? Nichts gegen Findlinge. Doch die einzigen Denkmäler, die ich erträglich finde und übrigens selber herstelle, sind Schneemänner. Andererseits heißt die Mutter aller Musen Mnemosyne, und ohne Gedächtnis keine Kunst, kein Literatopia, kein Eingedenken, kein Denkmalswesen und vor allem kein – halt! Stop!

Alles anhalten! Mir scheint, von der puren Auswertung meiner Notate und Mitschnitte themenadäquater Satzfetzen aus Literatopia bin ich irgendwie ins Ausspinnen eigener Beobachtungen gekommen, geradezu ins Monologisieren – das muß anders werden. Das gibt sonst nur ein schiefes Bild vom flutenden Leben, das durch die Main Street von Literatopia quillt und auch ohne meine Beobachtungsgabe auskommt. Außerdem: Ich will mich nicht am Thema Denkmal allzu sehr festbeißen ... oh, mir scheint, da fällt grad eins um, ohne daß es vorzeitig abgesägt wird, ein besonders stattliches – was hat denn Kohl mit Literatopia zu tun? Der verbraucht dreimal so viel Bronze wie die Falstaff-Statue von Windsor. Da gehen fünf Lenins drin auf – die reinste Materialvergeudung. Andererseits darf ein Denkmal natürlich nicht mickriger aussehn als das lebende Prachtexemplar. Das scheint ein Doppeldenkmal zu sein, genau wie Goethe/Schiller auf dem Theaterplatz von Weimar, gleich da vorn ums Eck. Du brauchst bloß die Gedenktafel zu lesen: KANZLER und KÜNSTLER, GEIST und MACHT – das find ich aber deprimierend, daß der Henscheid drei Köpfe kleiner dargestellt werden muß als der ausufernde Kohl, immerhin als Goliathbezwinger, obwohl, die Zwille hätt ich weggelassen. Das führt die Assoziationen in die falsche Richtung. Da wird der vergeistigte Biograph nur wieder in die Schublade für Scherzkekse geschoben – wer hat das überhaupt verbrochen, dieses Meisterwerk? Außerdem find ich die Frisur völlig mißlungen, sieht ja fast aus wie ein Storchennest – und die Schlupfaugen total überbetont, das Wesentliche wieder mal nicht mitgenommen! Man erkennt jedenfalls, wer gemeint ist. Das ist gar nicht aus Bronze, sondern aus Gießharz oder sowas, irgendwie Plastilin, hier, man kann sogar den Finger reindrücken, huch, es bewegt sich! Hoffentlich nicht wie in Rilkes 10. Elegie – ein platzendes Denkmal ... zuerst seltsame Schwerpunktverlagerungen ... die Birne verformt sich ... rutscht förmlich an der Rundung des Anzugs runter – fast könnte von einer Annäherung der Köpfe gesprochen werden, doch ach: Auch Eckard Henscheids kostbares Haupt sackt ab – ich ahne schon, was hier in Gang kommt, einmal pro Tag, typisch Literatopia! Trommelwirbel! Das Publikum hält den Atem an! Punkt drei, es wird der Sturz eines Denkmals vorgeführt – ein Mustersturz! Mit Musik! Selbstredend Klassik. Es dirigiert: Justus Frantz. Während über unserer Mütze diverse Spotlights um das unauslöschliche Doppelgestirn eiern, angefärbt vom prismatischen Ausfluß, kippt hier drunten im Jammertal das zweiteilige Monstrum mit Donnergepolter tückisch in sich selber zusammen, um sich sofort anschließend geschickt wieder aufzubaun, wie von selbst, voll durchautomatisiert – waugh! Bravo! Phantastisch! Zugabe! Wie machen die das nur, rein technisch gesehen? Was sich nie und nirgends hat begeben, kann in Äonen keineswegs untergehn, oder so ähnlich.

Fazit: 1. Wer nicht abgemurkst wird, krepiert auch. Ein nicht gestürztes Denkmal fällt von selber um. 2. Selbst der gekonnteste Denkmalsturz kann sich auf Dauer nicht durchsetzen! Das Lebend'ge regt sich fort in allen! Denkmäler wachsen nach wie Pilze. Denkmäler sind Wesenheiten! Manchmal wird in der Eile nicht mal die edle Birne ausgetauscht. Achtung eine Durchsage: In wenigen Minuten beginnt der nächste Text. Bitte zu einem vorläufigen Ende kommen.

No problem, ich kann jederzeit aufhören, zumal meine Notizen sowieso soeben zur Neige gehen. Hiermit hoffe ich diverse Heroen einigermaßen verewigt zu haben. Ich muß allerdings sagen, ich fand das streckenweise ein bißchen nervend, daß der eigentlich sehr interessante Ansatz und Zugriff so dissoziiert dargeboten wurde – wie soll sich da einer durchfinden? Genau, alles nur Scherben und Scheiben. Das fand ich gerade gut, es entspricht dem heutigen Hin und Her beim zwanglosen Schlendern durch Faldum und Tlön und Tomi, durch Thulsern und Drückeberg, kurz: durch LITERATOPIA! Presented by Ulrich Holbein. Außerdem befinden wir uns nicht vor dem definitiven Sturz des Denkmalwesens, sondern danach, kein Wunder, daß überall nur Brocken rumkullern, hier eine Teilkniescheibe, dort eine Pupille, die ihre Unabhängigkeitserklärung einreicht. Zusammenfassend läßt sich jedenfalls folgendes sagen: Man hat auch in Literatopia aus dem historisch immer schneller erfolgenden Niedergang der Denkmäler Konsequenzen gezogen. Man steht dem Problem locker und beweglich gegenüber, verwendet unpathetische Materialien, Styropor, verwehender als Zuckerwatte. Man läßt sich was einfallen. Ich werde die Entwicklung im Auge behalten.

Péter Nádas
Armer Sascha Anderson

extra

1.

Als ich die Journalistenschule besuchte und wir über die Gerichtsberichterstattung sprachen, schickte man uns zu einer Gerichtsverhandlung. Es war ein blutiger Fall, der die ganze Öffentlichkeit tief aufgewühlt hatte. Auf der Tribüne hingen die Leute tatsächlich wie Trauben. Sie wollten sehen, wie ein in die Falle geratenes Tier aussieht. Sie tuschelten, raunten, machten Zwischenrufe, so daß der Gerichtsvorsitzende ihr Toben fast nicht besänftigen konnte. Dem Angeklagten war leicht nachzuweisen, daß er sich für einen Diplomaten ausgegeben und bildschöne Mädchen verführt, vergewaltigt und getötet hatte. Manchmal auch umgekehrt. Erst getötet und dann vergewaltigt. All das verstärkte die Erregung der Zuschauer, denn ein sogenannter normaler Mensch tut so etwas nicht. Vielleicht war auch Endre Fejes in dem Verhandlungssaal, denn wenig später hat er über den Fall eine Erzählung geschrieben, man hat daraus einen Film gemacht, die Hauptrolle wurde von einem blendend aussehenden und ganz klugen Schauspieler gespielt.

Doch der blutrünstige Wilde, auf den sich das Publikum am liebsten mit Klauen und Zähnen gestürzt hätte, um ihn in winzige Stücke zu zerreißen, war weder gutaussehend noch klug, er war nicht einmal schlau. Eher machte er den Eindruck eines körperlich und seelisch verpfuschten Mannes, er war untersetzt, unangenehm dicklich, in seinem Gesicht wucherten faustgroße Pickel, und er stotterte. Vielleicht war das Publikum auch so erregt, weil der Vorsitzende immer, wenn es um die aufregendsten Einzelheiten ging, den Ausschluß der Öffentlichkeit verlangte. Das ergab sich aus der Natur der Dinge. Darüber, wie der Angeklagte was mit der Rasierklinge durchgeschnitten hatte, konnte man ruhig öffentlich reden, nicht aber darüber, wann und wie er seinen Schwanz rausgeholt hatte. Als wir den Saal wieder betreten durften, ging es nur noch darum, ob man bei der Obduktion ein Wiener Schnitzel oder Mohnnudeln im Magen des Opfers gefunden hatte. Es gibt Dinge, die man erfahren darf, und Dinge, die man nicht erfahren darf. Von den nicht zu erfahrenden Dingen kann sich jeder seine eigenen Vorstellungen machen, da begeht jeder seine eigenen Schweinereien. Später kann er sie verurteilen.

Auch der vorsitzende Richter benahm sich merkwürdig. Er war eigentlich ein apathischer Mann, aber manchmal geriet er außer sich und brüllte los, obwohl man merkte, daß er sich nur wegen einiger ungeschickter Lügen in diese Wut hineinsteigerte. Es schien, als seien diese Anfälle nicht durch eine Verletzung seines Moralgefühls hervorgerufen, als wolle er vielmehr sein gutes psychologisches Einfühlungsvermögen beweisen und durch diese gespielte Wut der Publikumshysterie Genüge tun.
Sicherlich läßt sich das moralische Vergehen des Sascha Anderson klar benennen. Wesentlich mehr interessierte mich aber schon damals das geheime Zusammenspiel zwischen dem hysterischen Publikum und der gleichgültigen Rechtsprechung, dem Angeklagten und dem Kläger, dem Richter und dem Opfer. Andernfalls wäre ich wahrscheinlich Gerichtsberichterstatter geworden. Ich hätte mich sicherlich dafür ins Zeug gelegt, daß solch unglückliche Wesen keine solchen Straftaten verüben können, und all die bildschönen Mädchen hätte ich gerne davor beschützt, Opfer unglücklicher Verführer zu werden. Da ich aber weder das eine noch das andere tun konnte, wollte ich mich nicht nur aus moralischen, sondern mehr noch aus ästhetischen Gründen weder der blutrünstigen Hysterie des Publikums noch der berechnenden Apathie der Rechtsprechung ausliefern.
Wolf Biermann hat wohl recht: Sascha Anderson ist ein Arschloch. Die Behauptungen von Jürgen Fuchs sind aller Wahrscheinlichkeit nach belegbar: Sascha Anderson hat seine Freunde verpfiffen, angezeigt, verraten. Trotzdem ist das letzte, was ich will, von der Eindeutigkeit seiner Sünden zu reden. Und wenn ich das sage, spricht kein christliches Erbarmen aus mir. Niemals würde ich mich wegen moralischer Bedenken um ein eindeutiges Urteil drücken wollen, ganz im Gegenteil. Wenn ich zwischen der Publikumshysterie und der Apathie der Rechtsprechung, zwischen der tief verstörten Libido der bildschönen Mädchen und der nun nicht mehr rückgängig zu machenden Tat dieses stotternden, pickligen, häßlichen Wesens keinen Zusammenhang sehe, ist zu befürchten, daß ich zu den Grundlagen jener Moral, mittels deren man erst zu urteilen vermag, nichts beitragen kann. Dann bin ich, um es einfacher zu sagen, selbst ein verlorener Mensch, und die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß ich mit meiner Naivität, meiner arglosen Hysterie, meiner absichtlichen Gleichgültigkeit zur Gefährdung anderer Menschen beitrage.

2.

In einem ziemlich verschämten Satz hat Sascha Anderson darauf hingewiesen, daß die, die ihn verhörten, ihm die Nieren zerschlugen. Bei diesem ersten Verhör war er zwanzig Jahre alt, sagt er. Was da geschah, verstand er

nicht. Seine Nieren taten ihm weh. Er wollte nur noch raus. Auch Béla Szász hatte man die Nieren kaputtgeschlagen. Auch er konnte nichts anderes gewollt haben, als rauszukommen. Der eine ist bereit, einen Preis dafür zu zahlen, der andere nicht. Der eine sagt, daß er es nicht aushält, der andere sagt: Lieber will ich verrecken. Und wenn ich mir eine solche Situation vorstelle, flüstert mir meine Moral zu, daß man eher den Untergang wählen sollte. Doch wenn jemand nicht wie ein Halbwüchsiger über die Welt phantasiert, wenn er einige Erfahrungen mit Lust und Leid gemacht hat, weiß er, daß so heiklen Fragen mit moralischen Ansprüchen nicht beizukommen ist. Zwar bin ich mir sicher, daß es besser ist, als Held unterzugehen, denn als moralische Leiche zu überleben, aber ich kann nicht im voraus wissen, ob ich in der entsprechenden Situation in der Lage wäre, den Preis zu zahlen, den man von mir verlangt. Solange ich nicht in einer solchen Situation gewesen bin, kann ich nicht sagen, wer ich bin.

István Eörsi zum Beispiel erzählt, daß er gegrinst hat. Doch konnte auch er nicht vorher wissen, daß er grinsen würde, es war umgekehrt: in jenem völlig unmöglichen, nicht vorauszuplanenden Grinsen, das in keiner Morallehre je vorgekommen ist, konnte er seine ihm bis dahin unbekannten Möglichkeiten entdecken, selbst in einer solchen Notlage die eigene Integrität zu bewahren. Mich jedenfalls erfüllt es mit Staunen, daß es Menschen gibt, denen solche Möglichkeiten zur Verfügung stehen, aber ich kann nicht wissen, ob ich selbst sie hätte. Ich kann ohne weiteres gewillt sein, ein Bösewicht zu werden, ich kann auch danach streben, kein Schurke zu werden, aber ich kann kein Vorwissen darüber haben, wie ich körperliche Demütigungen und Schmerzen ertragen würde, und ob es mir möglich wäre, zumindest meine Selbstachtung zu schützen. In einer Notlage wird der Verräter von den eigenen Gefährten erschossen, wobei die Notlage gerade durch den Akt des Tötens anerkannt wird. Eine Gewißheit über ihre eigene Beschaffenheit bekommen sie dadurch aber nicht, sondern höchstens über ihre Absichten.

In seinem Buch *Erinnerung an die schönen alten Zeiten* erzählt Eörsi auch, daß, während Tausende von Verhafteten in den Gefängnissen saßen, der eine mit zusammengepreßten Zähnen, der andere mit einem Grinsen, der dritte als neugebackener Spitzel, während erschossen und gehängt wurde, überaus namhafte ungarische Schriftsteller und Gelehrte freiwillig ein Papier unterzeichneten, in dem verlangt wurde, die UNO solle die Diskussion der ungarischen Angelegenheiten von der Tagesordnung streichen: »Das Auftreten der Revolutionären Arbeiter-und-Bauern-Regierung und der Hilferuf an die sowjetischen Truppen wendeten die Gefahr einer immer stärker umsichgreifenden, blutigen Konterrevolution von unserem Land ab.« Eörsi kann

ich erlauben, diese hundertsiebzig Personen öffentlich anzuprangern, mir aber kann ich ein solches Urteil nicht erlauben. Ich kann höchstens darüber nachdenken, was jene namhaften Leute in jener schrecklichen Zeit zur Unterzeichnung eines solch grauenhaften Papiers bewegt haben mochte. Und sobald ich darüber nachdenke, wird mir unvermeidlich in den Sinn kommen, daß ich im September 1957, vielleicht zur selben Stunde, in der die namhaften Leute das grauenhafte Papier unterzeichneten, in den kommunistischen Jugendverband eingetreten bin.

Was war geschehen? Ich tat es freiwillig, niemand hat mich gezwungen. Wäre es nicht meine Absicht, mein Gedächtnis anzustrengen, könnte ich schnell hinzufügen, daß ich fünfzehn Jahre alt war. Und daß ich einige Monate später kampflustig meinen Austritt verkündete. Wußte ich nichts von den Verhaftungen und Hinrichtungen? So etwas zu behaupten wäre eine lächerliche Ausrede. Auch mein Lebensalter liefert keine entlastenden Umstände. Wenige Monate zuvor, als ich mich für die Revolution begeisterte, war ich noch nicht einmal fünfzehn gewesen. Hatte ich etwa Angst? Nein. Oder sollte man eher sagen, daß ich dem Jugendverband gerade deswegen beitrat, weil ich entsetzt war über das Ausmaß der Katastrophe, die die Niederschlagung der Revolution *auch* für die sozialistischen oder kommunistischen Ideen bedeutete? Diese Beschreibung kommt der Wahrheit schon viel näher. Denn mit den sozialistischen oder kommunistischen Ideen mußte ich in den Tagen der Revolution nicht abrechnen, das stand mir noch bevor, abrechnen mußte ich mit den diktatorischen Praktiken dieser Ideen. Und Mitglied blieb ich bis Mai, bis ich erkannte, daß diese junge Organisation geschaffen worden war, um die alten diktatorischen Praktiken neu zu organisieren. So weit zumindest kann ich die innere Logik meiner eigenen Geschichte heute verstehen. Die Zerrissenheit diesen Ideen gegenüber kam für mich erst später. Das war, als ich ohnmächtig hin und her schwankte; als ich einmal die Revolution, die sich gegen die Diktatur richtete, ein anderes Mal die Vorstellungen, die ich mir vom Sozialismus oder Kommunismus gemacht hatte, glaubte schützen zu müssen. Das war, als ich, zwischen 1959 und etwa 1961 wieder Mitglied des Verbandes, meinen Austritt aus ihm nicht mehr laut zu verkünden wagte, sondern mucksmäuschenstill wegblieb. Die beiden Gedanken waren ja unvereinbar. Und trotzdem, ungeachtet dieser Unvereinbarkeit, habe ich bis zum 21. August 1968 darauf vertraut, daß der Sozialismus reformierbar sei, weil er nicht notwendigerweise zur Diktatur führen müsse. Und wie ich vertraut habe!

Würde ich aufgrund späterer Erfahrungen entlastende Umstände aus dem Blickwinkel späterer Einsichten suchen, nicht aber die innere Logik der Geschichte, so müßte ich Ereignisse aus meinem Leben verschleiern. Und

dann wäre unsere gemeinsame Erinnerung um eben diese ärmer. Das kann aber auf keinen Fall mein Wunsch sein. Dann wäre es gar nicht erst nötig, die Geschichte meiner eigenen Irrungen und Wirrungen hinter den moralischen Ansprüchen anderer zu verbergen oder eben durch die Irrtümer anderer zu rechtfertigen. Indem Wolf Biermann bei einer feierlichen Rede Sascha Anderson ein Arschloch und einen Stasi-Spitzel nannte, bestimmte er ihrer beider Positionen; Wolf Biermann erscheint dadurch in meinen Augen kein bißchen klüger oder anständiger, doch das ist ihre Angelegenheit, sollen sie sich doch duellieren. Ich kann es aber nicht auch noch richtig finden, daß Jürgen Fuchs in den Stasi-Akten nach Angaben sucht, die eine Agententätigkeit Sascha Andersons belegen, denn meiner Ansicht nach ist das nicht Sache des Geschädigten, sondern der Polizei, der Staatsanwaltschaft und des Gerichts. Wenn die jedoch keine gesetzliche Ermächtigung dafür haben, geht es hier wahrscheinlich um eine moralische Frage. Und in moralischen Fragen verfüge ich ausschließlich über Ermächtigungen, die sich auf mich beziehen. Weder bin ich ermächtigt, kräftigere oder sanftere Attribute zu suchen, noch dazu, nach stichhaltigeren oder entlastenderen Beweisen zu forschen.

3.

Es gibt Menschen, die so sind, und Menschen, die anders sind. Wir verfügen aber über fundierte und notwendige moralische Grundsätze. Daher möchten wir nicht zu den Menschen gehören, die so sind.

Kommt es aber doch einmal dazu, sehen die Dinge wahrscheinlich ganz einfach und zugleich brutal aus. Sie rühren an die persönliche Integrität, und zu deren Schutz reagiert man heftig. Man schlägt um sich oder man begehrt auf.

Was die Vorgesetzten der Geheimdienste angeht, so sind sie sicher brutale Menschen, obwohl ihre Brutalität aller Wahrscheinlichkeit nach nichts mit Gefühllosigkeit zu tun hat. Sie wissen etwas, was wir, friedlich in unseren Sesseln, nicht zur Kenntnis nehmen möchten. Wenn Gefühllosigkeit einmal nötig ist, besorgen sie sich einen gleichgültigen Schlägertyp. In anderen Fällen nehmen sie einen eleganten Verführer, eine begehrenswerte Frau, einen spendierfreudigen Mann; oder eben einen Meisterschützen. Theoretisch verfügt der Vorgesetzte eines gut funktionierenden Geheimdienstes über so viel Seelenkenntnis und Einfühlungsvermögen wie Shakespeare oder Tschechow. Die Frage, im Namen oder Interesse welcher ideologischen Vorstellungen er vorgehen muß, überläßt er den Politikern. Ideologien würden seine Sensibilität nur stören. Ideologien wollen die Gesellschaft ja immer umformen, damit sie so oder anders wird, er hingegen muß mit Men-

schen rechnen, die eben so sind. In diesem Sinn muß er seine Sensibilität bewahren, das ist seine Aufgabe.
Daher sind die Vorgesetzten eines gut funktionierenden Geheimdienstes die Verwalter eines sehr dunklen und sehr beständigen Wissens: Wir Menschen sind alle brutale Ungeheuer. Es gibt Leute, die sich als Ungeheuer wohlfühlen, und andere, die sich nicht wohlfühlen, das bloße Gefühl aber ist noch kein Beweis dafür, daß wir nicht alle Ungeheuer sind. Damit haben sie im großen und ganzen sogar recht. Man kann die Menschheitsgeschichte als eine Geschichte der Verfeinerung darstellen, doch zwischen den Peloponnesischen Kriegen und dem Zweiten Weltkrieg bleibt immer noch der Unterschied, daß der letztere vernichtender war. Solche historischen Beweise brauchen sie jedoch gar nicht erst. Der überzeugendste und naheliegendste Beweis, den sie für ihr dunkles und beständiges Wissen benötigen, bin ich. Denn ähnlich wie Shakespeare oder Tschechow setze ich alles daran, mein dunkles Wissen in einer kathartischen oder ironischen Form vorzutragen, sowohl die eigenen Brutalitäten und Leiden als auch die der anderen nicht als etwas Unveränderbares zu betrachten, doch ihre Arbeit wird trotzdem von mir mitbezahlt. Und möglicherweise werde ich meine Freunde nicht verraten, aber ich zahle dafür, daß andere sie verraten. Sollte ich mir in den Kopf setzen, für dergleichen nicht zahlen zu wollen, würde man mir das benötigte Geld unter hysterischer Zustimmung meiner Mitmenschen abnehmen. Das dunkle und beständige Wissen der Geheimdienste wird nicht durch erbärmliche, für ein paar Groschen gekaufte kleine Spitzel aufrechterhalten und nicht durch leicht zu verführende Karrieristen oder durch andere moralische Nullen, sondern durch mich.
In den Augen des Vorgesetzten eines gut funktionierenden Geheimdienstes ist die Stunde der Wahrheit dann gekommen, wenn er von Menschen, die sich für moralisch integre Wesen halten, beweisen kann, daß sie in Wahrheit schwache, feige, selbstsüchtige, gierige, verkommene Würmer sind, und die heimlich durchgeführte Beweisprozedur läßt er sich von mir bezahlen. Von mir, der ich mich ebenfalls für ein moralisch integres Wesen halte. Das Wissen eines solchen Vorgesetzten erhärtet sich erst richtig, wenn sich für mich die Stunde der Finsternis leise ankündigt. Ideologische Implikationen und Explikationen sind diesen Leuten scheißegal, sie stehen Staaten mit den unterschiedlichsten ideologischen Färbungen zu Diensten, und als Staatsinstitutionen erlangen sie sogar die Absolution von etablierten Kirchen. In diesem Sinn gibt es keinerlei moralische Unterschiede zwischen der aufgelösten Abteilung III/3 im ungarischen Innenministerium und dem aktiven Deuxième Bureau, dem aufgelösten Stasi-Apparat und dem Bundesnachrichtendienst, und auch ihre entlarvten Agenten lassen sich höchstens in

ideologischer Hinsicht unterscheiden. Einen Ignác Martinovics oder einen Sascha Anderson kann man immer finden, man kann sie auch entlarven. Martinovics hat eine geheime republikanische Gesellschaft organisiert, um das Kaiserreich zu stürzen, und dann die eigene Verschwörung noch geheimer entlarvt. Sascha Anderson hingegen war ein Feind des sozialistischen Staats, und zugleich entlarvte er heimlich den eigenen Widerstand und nebenbei auch die Mitglieder jener Gruppe, die er auf legendäre Weise organisiert und gelenkt hat. Jetzt wurde eben er entlarvt. Martinovics mußte zweihundert Jahre auf die Entlarvung warten. Im äußersten Fall werden wir keine Straßen und Plätze nach Sascha Anderson benennen. Doch die Entlarvung von beiden, die Auflösung ihrer Legenden verspricht keinerlei moralische Verfeinerung. Wir bekommen höchstens einen gewissen Einblick in die Funktionsweise jener großen Systeme, die mit unserer moralischen und finanziellen Beihilfe aufrechterhalten werden.

Ich glaube nicht, daß diese Enthüllungen auch nur einen Geheimdienst veranlassen würden, nach neuen Mitteln zu suchen oder seine Vorgehensweisen moralisch zu verfeinern. Auch die Entlarvungsmethoden bleiben die gleichen, und damit wird das dunkle und beständige Wissen dieser Leute weiter gefestigt. Begründet wäre ein eindeutig moralisches Urteil nur dann, wenn außer Bärbel Bohley auch Katharina Blum in die eigenen Akten schauen dürfte. Gewiß würde auch sie viele erstaunliche Dinge finden, sicher auch den Namen eines sehr guten Freundes. Mich interessiert der Name dieses Freundes überhaupt nicht, doch wenn Sascha Anderson hier nicht allein stünde, würden wir nicht nur die Lust an der ganzen Vorzeige- und Nachforschungshysterie verlieren, sondern einen wesentlich tieferen Einblick in unser Selbst bekommen, jenes Selbst, das wir in den Zeiten der friedlichen Koexistenz für unser eigenes Leben hielten. Wenn wir Heinrich Bölls kathartischen Anspruch einmal großzügig vergessen und wenn uns dann angesichts der Akten der Bärbel Bohley die nicht weniger interessanten Akten der Katharina Blum gar nicht erst einfallen, können wir aus der Geschichte nichts anderes lernen, als daß es immer der stärkste Hund ist, der als erster an die Hündin ran darf. Und das ist zwar wahr, hat sich aber weder als moralische noch als geschichtliche Lehre je bewährt.

Gewisse Akten und gewisse Menschen sind jetzt als gemeine Beute preisgegeben, und auch das ist Teil der kalten Berechnungen. Nun kann sich jeder darüber entsetzen, was für ein Bösewicht der andere ist. Damit sind wir fein heraus, können Schreie ausstoßen, können jammern, können laut Genugtuung fordern und uns bestens befriedigen. In der Zwischenzeit muß der Staat aber funktionieren, der Geheimdienst muß arbeiten, denn sonst würden Völker und Nationen übereinander herfallen, und dann wäre nicht ein-

mal der Anschein aufrechtzuerhalten, daß der Mensch kein Irrtum der Natur und kein gewöhnliches Ungeheuer ist. Dieser Anschein hat seinen Preis und verlangt seinen Tribut. Und die Vorgesetzten der Geheimdienste wissen das sehr wohl, da sie ganz bestimmt kluge Leute sind. Sollte es mir zum Beispiel einfallen, den funktionellen Fehler in den großen Systemen zu suchen, wäre das ihrer Einschätzung nach auch kein großer Schaden. Sie wissen, daß es immer Menschen gibt, die aus der Summe ihrer Ahnungen neue Ideologien verfertigen, deren Ziel die moralische Verfeinerung des Menschen ist. Diese immer neuen Ideologien, die natürlich auch die alten sein können, werden sie nur so lange als feindlich einschätzen, wie sie mit der Unterstützung jener Ideologien, die an einer Aufrechterhaltung der Geheimdienste interessiert sind, rechnen können. Würde ich zum Beispiel eines Tages fordern, daß die großen Geheimdienste der Welt sich – wie andere Waffensysteme auch – einer allgemeinen Abrüstung unterziehen, gerade weil wir die verheerenden Folgen eines vorangegangenen Zeitalters sehen, würde ich mich nicht nur als Phantasten zu erkennen geben, sondern damit meine neueste Akte selbst eröffnen.
Außerdem wissen sie, daß es Typen gibt, die einfach destruktiv sind. Die müssen sie entweder unschädlich machen, oder sie dürfen sie nicht zur Kenntnis nehmen. Wieder muß ich an Béla Szász oder an István Eörsi denken. Aber ich könnte auch an Heinrich Böll denken. Als Béla Szász seine erste obligate Ohrfeige bekam, gab er dem, der ihn geschlagen hatte, ohne die Kraftverhältnisse nüchtern zu berechnen, instinktiv eine kräftige Ohrfeige zurück. Und Eörsi grinste. Jenem dunklen und beständigen Wissen nach darf es so etwas nicht geben. Und was es nicht geben darf, gibt es auch nicht. Den Informationen der beiden entnehmen wir aber, daß es auch so ablaufen kann, und uns befällt die Ahnung, daß außer den beiden sicherlich noch andere solche Reflexe hatten, nur hat man sie vielleicht daran gehindert, diese Information weiterzugeben. Aber selbst das ist Teil der großen Berechnung. Denn die Toten und die Informationen halten unser moralisches Empfinden zwar wach, sie widersprechen der Behauptung, daß jeder Mensch ein brutales Ungeheuer sei, doch weder die Informationen noch die Erinnerung an die Toten sind eine Garantie für die Moralität unseres eigenen Benehmens.

4.
Wir stellen uns eine Welt vor, in der man das Gute vom Bösen nach bestimmten Kriterien trennen kann. Diesen Anspruch verstehe ich, weil auch ich mir eine solche Welt vorstelle. Aber aus irgendeinem Grund, und vielleicht ist das eine unheilbare Berufskrankheit, sehe ich die Dinge lieber in

Zusammenhängen, und dann ist es schon ziemlich schwierig, die Spreu vom Weizen zu trennen.
Rudolf Ungváry hat Kriterien entwickelt, über die man sich streiten kann, die aber ziemlich eindeutig sind und mit denen man zumindest eine Unterscheidung zwischen den Systemen erreichen kann. Er sagt, daß das kommunistische System deshalb schlechter sei als das faschistische, weil die kommunistische Ideologie das allgemeine Wohl, die faschistische Ideologie aber lediglich den Angehörigen einer einzigen Nation Gutes und allen übrigen Schlechtes verspreche. Im Falle der kommunistischen Ideologie kommen wir in Verlegenheit, denn was könnten wir entgegnen, wenn jemand jedem Gutes wünscht. Bei der faschistischen Ideologie wissen wir alle, was wir zu tun haben.
Angesichts der faschistischen Ideologie sind sich alle Nationen und sogar die nüchtern denkenden Deutschen einig, daß es so sicher nicht geht. Nicht nur, weil sie praktisch undurchführbar ist, sondern auch, weil sie selbst ihren Begünstigten keinen kulturellen oder moralischen Halt bietet. Sie behauptet nämlich, daß die von ihnen Begünstigten in Wirklichkeit die stärkeren Tiere sind. Und wenn man von dem beständigen und dunklen Wissen ausgeht, daß alle Menschen brutale Ungeheuer sind, ist eine solche Behauptung die logische Folgerung. Doch entspricht das in keiner Nuance jener Vorstellung, die sich europäische Menschen als ethischen und ästhetischen Anspruch gerade gegen eine Erkenntnis der eigenen Brutalität seit mehreren Jahrtausenden geschaffen haben. Und im Namen einer mehrere tausend Jahre alten Kultur, die nach einem universellen Menschenbild und einer universellen Moral strebt, kann man sie mit einem eindeutigen Nein beantworten. Zu vergessen, daß 1932 22 Millionen Deutsche dieses Nein ausgesprochen haben, wäre leichtfertig. Es waren nicht nur die Nicht-Deutschen, die von einer solchen Beglückung der Deutschen nichts wissen wollten, sondern auch diese selbst.
Folglich könnte man sagen, daß jeder, der eine solche Ideologie akzeptiert oder mit ihr auch nur kollaboriert, ein Agent des Bösen ist. Ich aber muß gegen solche Menschen, gegen solche Systeme nicht darum kämpfen, weil ich kein Deutscher oder weil ich ein Deutscher bin, sondern weil ich ein Mensch bin. Und wenn es sich so verhält, muß ich die kämpferischen Vertreter solcher Ideologien wie tolle Hunde niederschießen. Die kommunistische Ideologie ist weniger leicht zu durchschauen. Es ist schwer, gegen etwas zu kämpfen, das als Repräsentant des Allgemeinwohls auftritt und behauptet, daß jetzt zwar noch nicht alles gut sei, doch wenn auch du dich dem Bund derer anschließt, die nach dem Guten streben, wird es gut werden und nicht nur für dich, sondern für jeden. Die kommunistische Ideologie

hat einen der empfindlichsten Nerven der europäischen Kultur getroffen.
Noch ist jemand vielleicht ein Bösewicht, aber wir möchten, daß er sich bessert. Allerdings halten wir eine Verwirklichung des Guten auf den Grundlagen der persönlichen Verfeinerung von griechischen, jüdischen oder christlichen Prinzipien und Traditionen für unmöglich, da diese zu nichts geführt haben, wir möchten jene Strukturen und Institutionen also auflösen, die dich oder mich zur Grausamkeit zwingen oder uns dazu verleiten könnten, in den Dienst des Bösen zu treten. Gegen eine solche Auffassung kann man bestenfalls sagen, daß man keinem Bund angehören will, weil man die Entscheidung darüber, was man für gut oder böse hält, der Kirche überläßt, niemandem überläßt oder lieber der Lebenskraft von real existierenden kulturellen Traditionen und Institutionen vertraut als der Verwüstung, die durch eine Zerstörung von Strukturen und Institutionen entsteht. Eine demokratische Auffassung bedeutet eigentlich nur, daß man derart gefährliche Wege nicht betreten darf, aber solange jemand meine Institutionen und Strukturen nicht gefährdet, kann er tun, was er will: mit sich selbst.
Um unsere mädchenhafte Verwirrung zu kaschieren, pflegen wir heutzutage diese Unterschiede zu vergessen, und im Rahmen einer statistischen Betrachtungsweise gilt es inzwischen fast als schick, die faschistische mit der kommunistischen Ideologie gleichzusetzen und zu sagen, daß dort soundso viele, hier soundso viele Menschen vernichtet wurden. Anhand solcher statistischen Vergleiche wird derjenige, der sich von nationalen Egoismen leiten läßt, behaupten, daß der Kommunismus das höchste Übel bedeute, während derjenige, für den die Idee der Gleichheit aller Menschen maßgebend ist, sagen wird, daß der Faschismus dies bedeute. Auf beiden Seiten gibt es grauenhafte Zahlen, und sie stehen jedermann reichlich zur Verfügung. Für mich aber ist die Gleichsetzung dieser beiden Systeme nicht nur aus einer logischen oder geschichtlichen Sicht unhaltbar, ich halte sie auch moralisch für sehr gefährlich.
Sie ist gefährlich, weil sie die Geschichte unbeirrt als einen Kampf zwischen dem Bösen und dem Guten beschreibt und somit das, was sie verneint, heimlich wieder einsetzt. Anhand der Zahl der Toten mißt sie Gutes und Böses und liefert mich daher erneut den Ideologien aus, die ohne mich oder über mich hinweg entscheiden und mich dadurch von persönlicher Verantwortung befreien. Diese gefühlsmäßig verständlichen, emotional nachvollziehbaren Versuche der Gleichsetzung rühren für mich eher daher, daß wir angesichts dessen, daß wir die faschistische Ideologie wie auch immer besiegt haben, die kommunistische Ideologie hingegen durch ihre eigene Belastung zusammengestürzt ist, zutiefst erschüttert sind.

Logisch gesehen ist dieser Versuch der Gleichsetzung aber unhaltbar, weil zwei verschiedene Dinge zwar über ähnliche Merkmale verfügen können, aber nur durch die Unterschiede zu definieren sind. Wären diese beiden Dinge in allen Merkmalen identisch, müßte man für ihre Benennung nicht zwei verschiedene Begriffe gebrauchen. Wollte man sie aber aufgrund der ähnlichen Merkmale benennen, fehlte ein dritter Begriff, und merkwürdigerweise würden wir in diesem Fall dem ähnlichen Kommunisten sagen, daß er ein Faschist sei, doch niemals dem ähnlichen Faschisten, daß er ein Kommunist sei.

Schließlich halte ich den Versuch einer Gleichsetzung auch historisch für unhaltbar. Angesichts der Geschichte der beiden Ideologien muß ich nämlich darauf hinweisen, daß die antifaschistische Koalition in kürzester Zeit auf klar begreifliche und sehr wirkungsvolle Art zustande gebracht werden konnte, während es Versuche, eine antikommunistische Koalition zu bilden, zwar gegeben hat, aber eine solche Koalition war immer unbeständig und letztlich wirkungslos. Den Faschismus, der auf die Ideologie des nationalen Egoismus setzte, konnte man in dem blutigsten Krieg der Weltgeschichte besiegen, während man einen Sieg über den Kommunismus, der sich auf die Idee der menschlichen Gleichheit berief, zwar anstreben konnte, aber als man merkte, daß diese Bestrebungen fehlschlugen, mußte man die friedliche Koexistenz zwischen Demokratie und Sozialismus zustandebringen; die natürlich vom Hinterhof der Geheimdienste aus betrachtet nicht so friedlich war, wie wir uns das erhofften.

Wenn wir das eine besiegt haben, das andere aber lediglich zusammengestürzt ist, sind auch unsere Erschütterungen und Verstörungen begründet. Und wie wunderbar wäre es nun, angesichts solch gefühlsmäßiger Begründungen den bewährten Begriff der Kollaboration als den Maßstab persönlicher Verantwortung hervorzuholen. Entsetzt über den Anblick der Hinterhöfe tun das auch viele. Die Frage ist nur, wer wessen Kopf kahlscheren sollte, da wir die letzten drei Jahrzehnte des gemeinsamen Lebens doch im Zustand der friedlichen Koexistenz verbracht und uns längst nicht mehr auf kämpferische, sondern nur noch auf pragmatische Gedankengänge berufen haben. Es hat doch nicht nur unser armer Sascha Anderson in zwei Richtungen gearbeitet; als der Papst János Kádár empfing, hat auch er seine moralischen Bedenken eingefroren, die englische Königin hat dem kaum salonfähig zu nennenden Ceauşescu ein Abendessen gegeben, und Helmut Schmidt hat mit Honecker am Güstrower Kamin zwar mit düsterer Miene gesprochen, doch unter viel freundlicheren Umständen als die Mitarbeiter der Stasi mit Sascha Anderson. Wäre im Zeitalter der friedlichen Koexistenz die Rede davon gewesen, daß Leute auf niederträchtige Weise mit dem Bö-

sen zusammenarbeiten, während sich andere mit todesverachtendem Mut in die Höhle des Löwen wagten, um das wütende Wild zu beruhigen, hätten wir es auch nachträglich leichter. Aber nicht davon war die Rede. Der Gute und der Böse ließen sich ihre Anzüge bei demselben englischen Schneider anfertigen, und um das Schlimmste zu vermeiden, haben sie sich in ihren Höhlen gegenseitig aufgesucht. Zwar verkehrte natürlich nicht jeder mit irgendwem, aber jeder verkehrte mit jedem, und während sie die nach örtlichen Gepflogenheiten gefertigten Einrichtungen ihrer Höhlen betrachteten, versicherten sie sich gegenseitig ihrer jeweiligen Gutwilligkeit. Ich will nicht behaupten, daß diese vielseitigen, gesitteten Kontakte unvernünftig gewesen seien, aber jetzt müßten wir uns die Frage stellen, inwiefern sie moralisch gerechtfertigt waren.

5.

Sascha Anderson hat seine Freunde verraten. Nie würde mir einfallen, ihn zu entschuldigen. Das kann mir nicht einfallen, weil man fast im selben Jahr auch mir eine vergleichbare Position angeboten hat und ich nicht einen Augenblick daran gedacht habe, sie anzunehmen. Man darf seine Freunde und in einer solchen Lage sogar seine Feinde nicht verraten. Man darf niemanden verraten, niemanden anzeigen, wer so etwas tut, ist ehrlos. Nur sind das in meinen Augen lediglich moralische Grundsätze. Und wenn ich jetzt schon steckenbleibe, habe ich von der Logik jener Epoche, die mich dazu erziehen wollte, für kleine Begünstigungen ehrlos zu werden, herzlich wenig verstanden.

Auch von mir wußten sie, mit wem und wie ich schlafe, wen ich mit wem und wie betrüge, Dinge, die im Prinzip nur zwei Menschen voneinander wissen sollten beziehungsweise niemand außer mir. Auf dem Schreibtisch lagen in einem dickleibigen Aktenordner trotzdem ausgewählte Blätter mit Auskünften über mein geheimes Leben. Ich war mit zwei Fremden in ein Zimmer eingeschlossen. Selbstverständlich wollten sie mich mit diesen Angaben erpressen. Auch Zuckerbrot haben sie mir vor die Nase gehalten. Aber nur weil ich die mir angebotene Rolle aus simplen ästhetischen Gründen nicht übernehmen wollte, fühle ich mich noch lange nicht dazu berechtigt, mich auf das hohe moralische Roß zu schwingen. Selbst wenn ich geahnt haben sollte, durch wen oder mit wessen Hilfe die Auskünfte in den Besitz dieser Leute gelangten, möchte ich auch von ihnen keine Genugtuung, oder gerade von ihnen nicht. Und die Rolle des Urteilenden möchte ich nicht nur deshalb nicht übernehmen, weil man mich nicht geschlagen hat, ich also die magische Schwelle der Demütigung nicht überschreiten mußte, was andere vielleicht mußten, sondern weil ich die für die Ewigkeit formu-

lierten allgemeingültigen Lebensgesetze der friedlichen Koexistenz mit all dem dazugehörenden Pragmatismus akzeptieren mußte oder akzeptiert habe, auch wenn ich die mir angebotene Position nicht annahm.
Ich akzeptierte eine Vorladung, die unter dem Vorwand erfolgte, man wolle meine Daten ergänzen, obwohl das nicht den Gesetzen entsprach. Ich protestierte nicht, als sie hinter mir die Tür zusperrten, obwohl das überhaupt nicht meinem Geschmack entsprach und es keinerlei Grund dafür gab, in einem Büroraum mit zwei fremden Männern eingesperrt zu sein, wenn angeblich sie es waren, die irgendwelche ergänzenden Daten von mir wollten. Ehrlos bin ich zwar nicht geworden, doch wurde ich dadurch weder ein Held noch ein Revolutionär. Eine Ohrfeige habe ich nicht zurückgegeben, und auch das aufreizende Grinsen tauchte in meiner Miene nicht auf. Ich wußte, was sie wollten. Ich hatte keine Angst vor ihnen, weil ich vor mir keine Angst hatte. Ich wußte, daß mich das Reisen, falls das zu ihren Bedingungen gehörte, um diesen Preis nie mehr interessieren würde. Ich habe mir aber durchaus überlegt, wie ich ein Nein aussprechen könnte, das keinerlei Herausforderung enthielte und nicht gleich mit sich brächte, daß ich nirgendwo mehr hinfahren könnte. Und damit steckte ich bereits bis zum Hals in der Logik jener Epoche der friedlichen Koexistenz. Denn mag es auch zweckdienlich sein, sich dümmer zu stellen, als man ist, das Verhalten wird durch die Zweckdienlichkeit noch lange nicht moralisch einwandfrei.
Auch wenn ich noch so taktisch argumentiere, um den großen Schaden zu umgehen und dabei sogar ein bißchen Gutes herauszuschinden: ich spreche trotzdem in einem verschlossenen Zimmer mit Menschen, die mich in dieses Zimmer eingeschlossen haben. Somit ist der Sieg, den ich erreiche, weil ich taktisch vorgegangen bin, zugleich meine moralische Niederlage. Ich habe das kleine Zimmer mit nicht geringer Selbstzufriedenheit verlassen, und bis zum heutigen Tag erinnere ich mich daran, wie schön draußen die Frühlingssonne schien. Aber ich habe auch nicht vergessen, daß ich Mühe hatte, mich bei dem wunderbaren Sonnenschein über meine Vernunft zu freuen, um meine moralische Schlappe nicht eingestehen zu müssen. Das also war die Praxis in einer dreißig Jahre währenden friedlichen Koexistenz der Systeme. Das war mein auf die Ewigkeit ausgerichtetes Leben als Erwachsener. Diese Praxis wurde durch den Vertrag von Helsinki abgesegnet, mit dem ein schöner, großer Stempel auf die Jalta-Konferenz gedrückt und im Gegenzug Menschenrechte in einem Korb voller verlockender Inhalte angeboten wurden. Diese Logik war es, die der Papst, die englische Königin und Helmut Schmidt befolgten. In kleinen Widerstandsnestern konnte man die Logik dieses Zustandes zwar umdrehen, indem man statt kleiner praktischer Ver-

günstigungen ein unvernünftiges moralisches Minimum forderte, doch mußten auch die demokratische Opposition in Ungarn, die Charta 77 oder Solidarność zur Kenntnis nehmen, daß sie das nur innerhalb gewisser Grenzen tun durften.

Ich bin in einem Zimmer eingeschlossen. Ich darf nicht zu weit gehen, weil ich sonst nie wieder herauskomme. Verhandle, solange du verhandeln kannst, weil du, wenn du nicht verhandelst, deine eigene Hoffnung aufgibst. Besser abwarten als unvernünftig handeln. Wenn du dich der Schutzlosigkeit anheimgibst, kann ich dich nicht länger beschützen. Schwinge keine Reden im Namen der Gerechtigkeit, predige nicht von Gut und Böse, sondern versuche herauszufinden, was heute vernünftig ist.

Und wer sich nach all dem immer noch nach etwas wie den Nürnberger Prozessen sehnen sollte, wer den Begriff der Kollaboration hervorholt und hofft, um den Preis der Gleichstellung von Kommunismus und Faschismus könne man einen eigenen moralischen und ästhetischen Anspruch umgehen, der muß nicht nur die gesamte Epoche und sein ganzes Erwachsenenleben ganz schnell vergessen, sondern auch eine grundsätzliche Misere der europäischen Kultur zudecken, die wir gerade mit Hilfe unserer persönlichen Verantwortung vernünftig lösen müßten. Es gibt nämlich einige Dinge, die ein denkender und fühlender Mensch anständigerweise nicht vergessen sollte.

Dazu gehört vor allem, daß der Mensch physisch und seelisch, existentiell und moralisch ein überaus gebrechliches Wesen ist. Und solch gebrechliche Wesen haben in einem System gelebt, das sich auf die Ewigkeit eingerichtet hatte. Und die großen Demokratien des Westens haben das weltpolitische Gewicht dieses für die Ewigkeit eingerichteten Systems zwar nicht hingenommen, aber es drei Jahrzehnte lang akzeptiert, und mit dieser keinesfalls zu beanstandenden Geste haben sie die Wenigen, die weder die von Ewigkeiten handelnden Träume noch die Realität einer solchen gesellschaftlichen Einrichtung hinnehmen wollten, jeder Hoffnung beraubt, weil diese Wenigen darauf beharrten, daß dieses System aus der Sicht eines menschlichen Lebens unhaltbar genannt werden mußte. Und da von ihnen kaum einer übrigblieb, was hätte die Mehrheit schon tun können, da doch ein solcher Standpunkt nicht nur von der Stasi verfolgt, sondern auch von der auf Realität bauenden Politik der großen westlichen Demokratien als ein Hirngespinst eingestuft wurde. All den physisch und seelisch, existentiell und moralisch gebrechlichen Wesen, die, jeder realen Hoffnung beraubt, in den auf Ewigkeit und Bewegungslosigkeit ausgerichteten Systemen lebten, blieben zwei Möglichkeiten: das System hinzunehmen und es damit in dem gegebenen Rahmen zu stärken oder es zu reformieren und damit den gegebenen Rahmen als etwas tatsächlich Ewiges zu akzeptieren.

Jahrelang habe auch ich mich zwischen den beiden Unmöglichkeiten umherwerfen lassen. Moralisch war das Hinnehmen nicht zu begründen, wer aber die eigenen Reformgedanken ernst nahm, kam schon beim zweiten Schritt an die Grenze, die er hätte sprengen müssen, bei nüchternem Verstand hätte er also Revolutionär und nicht Reformer sein sollen. Eine solche Revolution haben sich viele gewünscht, also hätte man theoretisch bei deren Vorbereitung mitmachen können, praktisch konnte man das aber nicht, da eine militärische Konfrontation zwischen den beiden Systemen tatsächlich nicht vernünftig gewesen wäre, und dergleichen konnte Europa, durch die Niederschlagung der ungarischen Revolution ernüchtert, nicht riskieren. Und spätestens vom 21. August 1968 an mußte jedem klar sein, daß die großen westlichen Demokratien entsprechend ihrer pragmatischen Denkweise auch Reformen nur so weit unterstützen würden, wie sie schön brav innerhalb der gegebenen Rahmen blieben. Und aufgrund ihrer sehr nüchternen Denkweise haben die westlichen Demokratien sich, wenn auch mit wehem Herzen, eher für das Hinnehmen als für die Reformen entschieden. Und dank der westlichen Demokratien ist vom moralischen Gesichtspunkt aus nicht die erste Epoche dieser Systeme die dunkelste gewesen, sondern die zweite; die aber unser aller gemeinsames Leben als Erwachsene umfaßt.

Man mußte ein sehr souveräner Mensch sein, um weder in die Sackgasse des Hinnehmens noch in die der Reformen zu geraten und um dabei nicht wahnsinnig zu werden, sich nicht das Leben zu nehmen oder sich nicht in den Tod zu trinken. Ich zumindest kenne sehr wenige solche Menschen. Auf diese Weise entstand Anfang der achtziger Jahre die merkwürdige Situation, daß die großen westlichen Demokratien an der Aufrechterhaltung der gegebenen Rahmen viel mehr interessiert waren als die, die innerhalb dieser Rahmen lebten. Für erstere war die friedliche Koexistenz nichts anderes als eine Folge der praktischen Überlegung, daß politische Systeme zwar nicht ewig währen, daß aber, wenn sie offen aussprächen, wie sie sich das Ende eines so unmenschlichen Systems vorstellten, ihre Wähler das überhaupt nicht billigen würden, weil sie das einerseits nicht wirklich etwas angehe und weil sie andererseits an einem friedlichen Handel sehr wohl interessiert seien; weil das System einerseits gar nicht so unmenschlich sei, und was ist andererseits schon soziale Gleichheit, und für die Idee eines sozialen Gleichgewichtes setzten wir uns doch immerhin ein, vor allem aber könnten wir uns im Interesse von irgendwelchen moralischen Ideen nicht auf ein aussichtsloses Abenteuer einlassen. Besser sei es, abzuwarten, zu diskutieren und zu verhandeln.

Für uns, die wir unser gemeinsames Leben hier verbracht haben, war der

einzige Haken an diesen vernünftigen Überlegungen der, daß man das Ende der Ewigkeit nur dann mit erhobenem Kopf abwarten oder mit Verhandlungen überbrücken könnte, wenn man die Garantie hätte, daß es sich in Wirklichkeit nur um einen Anschein von Ewigkeit handelte, oder wenn man die Möglichkeit hätte, verhandeln zu können. Für die erste Version gab es keine Garantie, die zweite existierte nur für jene Herren, die sich über meinen Kopf hinweg gegenseitig in ihren Höhlen besuchten. Erich Honecker hat den Befehl geben müssen, auf jeden, der über die Mauer zu klettern versuchte, zu schießen, weil sonst das Land innerhalb eines Tages leer gewesen wäre. Angesichts dieser verzweifelten Schwäche sagte sich Helmut Schmidt: Nun, dann gehe ich mal rüber und versuche zumindest für jene Menschen kleine Erleichterungen zu erreichen, die nicht hinüberzuklettern versuchen. Am Kamin sprachen sie davon, wie human es wäre, wenn wenigstens die Rentner hinübergehen könnten und die auseinandergerissenen Familien vereint würden. Erich Honecker mußte sich nicht nur deshalb einverstanden erklären, um sein System human nennen zu dürfen, sondern vor allem, weil er für das Schießen so viel Geld ausgegeben hatte, daß für anderes nichts mehr übrigblieb. Die illegalen Tätigkeiten des Sascha Anderson haben Erich Honeckers Position zwar geschwächt, da solche Tätigkeiten einmal mehr bestätigten, wie menschlich unerträglich und unhaltbar ein solches System ist, er hat aber Sascha Anderson nicht vom Erdboden verschwinden lassen, denn auf diese Weise konnte er versichern, daß das System gar nicht so unhaltbar sei, daß Helmut Schmidt also ruhig zu einem Gespräch zu ihm herüberkommen könne, und dann könne er im Namen von Erleichterungen das Geld aus ihm herauspressen, das ihm die Ewigkeit seines Systems wenigstens bis zum nächsten Tag sichern hülfe. Und Sascha Anderson war bei einer so pragmatischen Lösung nicht deshalb kein Hindernis, weil es immer einen Sascha Anderson gibt, sondern weil auch er einsehen mußte, daß Helmut Schmidt, falls man ihn, Sascha Anderson, einfach verschwinden ließe, höchstens protestieren würde, falls dieses Verschwinden überhaupt jemandem auffallen sollte; denn so weit, Sascha Anderson öffentlich oder heimlich zu unterstützen, konnte auch Helmut Schmidt nicht gehen, einerseits, weil seine Wähler diesen Schritt nicht gebilligt hätten, andererseits, weil er sich dann mit Erich Honecker nicht zu diesen Verhandlungen hätte setzen und die augenscheinliche Schwäche des anderen nicht hätte ausnützen können, um für einiges Geld wenigstens ein paar menschliche Erleichterungen herauszuschlagen. Sascha Anderson konnte sich wiederum damit trösten, daß er seine Freunde zwar angezeigt hatte und keinen Schritt tun konnte, den nicht Erich Honecker bestimmt hätte, daß er andererseits jedoch das System, das Erich Honecker ohne die

Unterstützung von Helmut Schmidt nicht mehr aufrechterhalten konnte, gemeinsam mit Erich Honecker untergrub und dadurch wenigstens in jenen Freunden die Hoffnung auf Widerstand aufrechterhielt, die er verraten hatte.

Eine Niederlage hat das Böse nicht deshalb erlitten, weil das Gute gesiegt hatte. Ein und dieselbe Sache kann man nicht nach Belieben einmal mit der Vernunft und einmal mit der Moral messen. Bestenfalls kann man sagen, daß diese unsere kleine friedliche Koexistenz zwar keine hohen moralischen Ansprüche hatte, daß aber die alltäglichen Probleme mit dem geringstmöglichen Opfer an Blut zu lösen waren. Und dann schauen wir uns jetzt einmal an, ob meine gestrigen Taten meine heutigen moralischen Ansprüche noch immer befriedigen. Einer der bezeichnendsten Wesenszüge der Gesellschaft, in der wir im Rahmen der friedlichen Koexistenz lebten, war ja gerade, daß wir über die Welt nicht mit den Begriffen von Gut und Böse nachdachten. Man hatte einen bestimmten Rahmen, einen bestimmten Spielraum, man war von bestimmten Wirkungen und Zwängen abhängig, und im Hinblick darauf mußte jeder entscheiden, was er zu tun oder zu unterlassen habe, was zu den ausführbaren und was zu den unausführbaren Taten gehörte. Eine ganze Generation ist so aufgewachsen, und die nächste wurde in diese Situation schon hineingeboren. Durch die Bedingungen der friedlichen Koexistenz haben wir uns jene Grundsätze des pragmatischen Denkens zu eigen gemacht, mit denen wir jetzt moralisch klarkommen müssen. Und wenn es etwas gab, was zu dem Zusammenbruch dieser auf Ewigkeit ausgerichteten Systeme beigetragen hat, und zwar unabhängig von ihrer eigenen Lebensunfähigkeit, dann eben dies, daß man Systeme, die auf Ideologien gebaut sind, mit pragmatischem Denken nicht aufrechterhalten kann. Jetzt stehen wir auf einem Schutthaufen, und die Frage nach dem moralischen Anspruch unseres pragmatischen Denkens ergibt sich wirklich von selbst. Auf diese Frage muß die Antwort jeder für sich geben. Setzen wir uns schön hin, die Asche aber sollten wir uns nicht gegenseitig aufs Haupt streuen, streuen wir sie auf das eigene Haupt.

Wer das nicht tut, wer nach weltlichen Instanzen Ausschau hält, die ihm die Fragen beantworten könnten, klammert sich entweder an eine der ausgelutschten Ideologien, oder er sagt sich ranzige Moralsätze vor, oder er wünscht sich eine süße kleine neue Ideologie nach altem Muster, um einmal mehr diese erbärmliche Welt erlösen zu können, anstatt bei sich selbst anzufangen.

Es wäre die Aufgabe moderner Demokratien, zwischen selbständigen Personen und selbständigen Nationen gleichberechtigte Wechselbeziehungen zu schaffen, bei denen die Verbindungssysteme weder untereinander noch

der Natur gegenüber vorrangig sind. In diesem Jahrhundert hat die moderne Demokratie diese Aufgabe zweifellos schlecht bewältigt. Aber im Unterschied zu den missionarischen und welterlösenden Ideologien strebt sie eine solche Bewältigung zumindest an. Was so viel bedeutet wie, daß ich es bin, der die Aufgabe bewältigt oder sie nicht bewältigt. Heute schaffe ich es, morgen wiederum nicht. Eine Demokratie, die durch die Fehler eines anderen und nicht durch meine Fehler in Gefahr gerät, ist nur schwer vorstellbar.

6.

Ein wesentlicher Charakterzug der friedlichen Koexistenz war, daß wir alle, und ich betone: alle, uns die Grundelemente des pragmatischen Denkens angeeignet hatten und damit einen gewissen moralischen Relativismus, und daß wir gelernt hatten, mangelnde persönliche Verantwortung durch schwierige Situationen oder Notlagen zu entschuldigen oder zu erklären. Aber ich möchte jetzt demonstrativ bei der eigenen Person bleiben.

Als man an der Andrássy-út im Gebäude des Innenministeriums in der Visumabteilung die Tür hinter mir schloß und mich bat, nach der Rückkehr von meinen Auslandsreisen dem Ministerium zu berichten, mit wem ich mich getroffen und worüber ich mit wem gesprochen habe, wurde diese sehr höflich vorgetragene Bitte in jenem verschlossenen Zimmer damit begründet, daß das Land durch die Verschärfung der außenpolitischen Situation in eine recht bedrängte Lage geraten sei und sie daher auf jede kleine, mir vielleicht unwesentlich erscheinende Auskunft angewiesen seien; es liege ihnen fern, mich zu etwas Unanständigem aufzufordern, sie seien vielmehr auf meine Hilfe angewiesen. Und das Ganze würde nur bedeuten, daß ich meiner Heimat diene.

Aber jemand, der in jenen Jahren noch bei Sinnen war, konnte sich nicht vormachen, eine Heimat zu haben. Nein. Anfang der siebziger Jahre waren selbst die letzten kleinen Hoffnungen auf eine reformierbare Heimat verloren. Geblieben war jedem eine imaginäre Heimat, außerdem hatte man eine reale Heimat. Zwischen diesen beiden lag das Niemandsland, das allerdings gründlich vermint war. Abends konnte sich jeder in seine imaginäre Heimat zurückziehen, doch mußte er morgens den verminten Boden betreten, weil er nur auf diesem Wege in die reale Heimat gelangen konnte. Wenn er nicht in die Luft flog, keinen Selbstmord beging, nicht wahnsinnig wurde, seinen Verstand nicht ertränkte, konnte er abends friedlich zurückkehren und seine Sehnsüchte, Erinnerungen, fixen Ideen und Wahnvorstellungen weiterpflegen. So war es, und ich war nicht naiv. Ich wußte, was jener Vorschlag bedeutete. Hätte ich beschlossen, daß Reisen für mich das Wich-

tigste sei, wären sie sofort mit der auf der Hand liegenden Erklärung gekommen: ich müsse meiner Heimat dienen. Aber Grund zu großer Entrüstung hätte ich auch dann nicht gehabt. Einerseits, weil ich als Staatsbürger grundsätzlich akzeptiere, daß es solche Geheimdienste gibt, und wenn es sie schon gibt, müssen sie auch ihre Aufgaben erfüllen. Auch ich erfülle die meinen. Es kann höchstens sein, daß beide Aufgaben unvereinbar sind, und dann suchen sie an meiner Stelle einen anderen, der sich bewährt. Andererseits, und das ist das Entscheidende: Hätte ich mich auf einen Streit über die Heimat eingelassen, dann hätte ich mich nicht nur lächerlich gemacht, sondern diese rechtswidrige Situation, die ich mit meinem Schweigen nur hinnahm, auf eine sehr plumpe Weise legitimiert.

Ich bin nicht aufgesprungen, habe nicht zurückgeschlagen, nicht gegrinst und nicht einmal ein Nein gesagt. Im Gegenteil. Ich sagte, daß ich jedem immer gerne von meinen Reiseerlebnissen berichte, nur mache das insofern keinen Sinn, weil mein Leben ohnehin ein offenes Buch sei und ich über meine Erlebnisse in aller Öffentlichkeit zu berichten pflegte. Daraufhin gerieten wir in eine kleine Auseinandersetzung. Denn sie wußten ja, daß meine Bücher nicht erscheinen durften. Aber auch da sprang ich nicht auf, spuckte ihnen nicht ins Gesicht, sondern behauptete unverschämt, daß ich von so etwas nichts wisse. Wie ich dann erklären wolle, daß meine Bücher nicht erscheinen, wo sie doch Kenntnis davon hätten, daß ich ordentlich arbeite. Ganz einfach: ich schreibe, publiziere aber nicht. Sie fragten mich, ob es nicht viel einfacher für mich wäre, ihnen zu helfen, sie würden dann auch mir helfen, das unangenehme Schreibverbot aufzuheben. Da aber sagte die mir verbliebene Moral leise: Antworte nicht, tue, als hättest du nichts gehört! Sie verstanden natürlich, daß ich mich schämte, denn auch bei ihnen war die Frage schon aufgetaucht, wovon ich lebe, wenn nichts von mir erscheint. Woher habe ich dann das Geld für eine so kostspielige Reise in den Westen? Sollte mich mein Lebenspartner, meine Geliebte, sie wüßten nicht, wie sie zu nennen, sollte mich also eine Frau aushalten? Die ich zusätzlich noch betrüge? Wie unangenehm wäre es, wenn sie erfahren müßte, mit wem ich sie betrüge. Wenn einer meiner Briefe ihr zufällig in die Hände fiele. Warum wollte ich außerdem ausgerechnet nach Italien und nach Deutschland fahren? Mit wem mich dort treffen?

Ich sagte, daß ich auf diese Frage genau antworten könne. Auf die Schauplätze von Thomas Manns Leben sei ich neugierig, ich wolle nach Rom, München und Lübeck fahren, und sollte sie das interessieren, würde ich gerne berichten, doch dächte ich, daß sie sich dafür nicht interessierten. Sie spielten ihre Rolle und ich die meine, beide waren unschwer zu durchschauen, und beide waren gleicherweise verlogen. Einer der Männer, der

jüngere, sprach sehr gewählt, kultiviert und freundlich, der andere fuhr mich unentwegt an, manchmal brüllte er richtiggehend. Auch das gehörte zum Spiel. Nach etwa anderthalb Stunden war es dann doch der Jüngere, der den Stuhl unter sich wegstieß, den Deckel der vor ihm liegenden Akte zuknallte, mit der Hand daraufschlug und rief: »Jetzt reicht's!« Ich dachte, das heiße, jetzt beginnen wir mit der Geschichte. Doch begann dann nicht jener Alptraum, mit dem jeder, der die Erinnerungen von Bela Szász oder István Eörsi kennt, rechnen würde, sondern die Angelegenheit war beendet.

Es war ein sehr pragmatischer Satz. Er bedeutete einfach, daß sie sich nach einem anderen umschauen wollten. Auf der Straße angelangt, befiel mich dennoch kein Siegestaumel. Nicht etwa, weil mich wegen der Lügen Gewissensbisse geplagt hätten. Ich hatte eine Situation bestanden, und das war schon etwas. Aber in dem Augenblick, als ich, um die Situation geschickt und erfindungsreich zu bestehen, den Satz aussprach, daß ich jederzeit jedem gerne berichte, fügte ich zwar anschließend hinzu, daß ich den Sinn eines solchen Berichtes nicht einsehe, aber moralisch hatte ich mich damit trotzdem vernichtet. Oder vielleicht war es gar nicht der Satz, der mich quälte. Die Ironie darin war ja offensichtlich. Es ging um dieses einzige Wort, um dieses *gerne*.

Vom pragmatischen Denken her ist es geradezu unerläßlich, daß man ja aber, jedoch, dennoch, wenn, insofern als, in gewissem Sinne sagt. Die persönliche Moral des Menschen kennt aber weder das *Wenn* noch das *Aber*. Sie kennt nur ein *Ja* und ein *Nein*. Darauf kann ich nicht erwidern, das sei unwesentlich, und auch nicht, es handle sich nur um eine stilistische Sünde, und auch meine moralische Verantwortung kann ich niemandem aufhalsen. Ich wollte eine Situation bestehen und mußte daher jene imaginäre Heimat verlassen, in die ich mich am 22. August 1968 gerade in der Hoffnung zurückgezogen hatte, mich moralisch schützen zu können. Und nun war ich auf eine Mine getreten, und die Mine war explodiert.

Mit diesem einfachen Wort hatte ich die gesellschaftliche Einrichtung, die mein empfindliches Moralgefühl verletzte, auch mir selbst gegenüber legitimiert. Natürlich könnte man sich auf mildernde Umstände berufen. Denn hätte ich nicht auf einer bestimmten Ebene den Beweis dafür geliefert, daß ich sie für legitim halte, hätte ich keinerlei Chance gehabt, auch nur irgendeine Situation zu bestehen. Das war die Logik in der Epoche der friedlichen Koexistenz. Nur war dieses Wort, dieses *gerne*, für mich schon damals ein Zeichen dafür, daß ich, um eine Schwierigkeit zu meistern, etwas legitimierte, dessen Legitimierung ich in jenen Jahren nicht mehr annehmbar fand. Ich gebe zu, daß ich jetzt aus einer Mücke einen Elefanten mache, trotzdem muß ich darauf beharren, daß es in der jeweiligen Logik, nach der

Sascha Anderson seine Situation zu bestehen hatte oder ich die meine, keinen Unterschied gibt. Zu unterscheiden wäre höchstens, auf welcher Ebene wir unsere eigene Situation im Rahmen derselben Logik durchschaut haben.
Sascha Anderson hat jene Ewigkeit aller Wahrscheinlichkeit nach todernst hingenommen, deren Gültigkeit Erich Honecker wenigstens bis zum folgenden Tag gerne gesichert hätte, ich aber habe mir spätestens Ende August 1968 gesagt, daß ich von diesem Hinnehmen nichts mehr wissen wolle, aber auch von den Reformen nichts mehr haben wolle, weil ich von dieser Ewigkeit nichts haben wolle, doch hieß das nicht, daß ich davon nichts mehr bekommen hätte. Helmut Schmidt hat das besser durchschaut als Erich Honecker, die Traditionen, auf die sich der Papst oder die englische Königin stützten, erwiesen sich als haltbarer als die, auf die sich Frau Ceauşescu oder etwa Michail Gorbatschow stützte. In diesen Dingen gibt es sicher Unterschiede, und es wäre völlig falsch, das zu vergessen, wie man auch jene bittere oder geradezu begeisternde Erfahrung nicht vergessen darf, daß man seine persönliche Moral vergeblich mit der Notwendigkeit, Vernunft oder Nützlichkeit einer Tat begründet, was wirklich nicht geht. Und nachdem ich das nun gesagt und meine überhaupt nicht heroisch zu nennende Position bestimmt habe, kann ich innerhalb dieses Fragenkomplexes wahrscheinlich anspruchsvoller von allgemeinen Zusammenhängen reden. Aber selbst jetzt möchte ich nicht von der Moral oder Unmoral anderer sprechen, sondern nur von der unumgänglichen Logik geschichtlicher Situationen.

7.
Anfang der sechziger Jahre gab es bei uns eine große Diskussion über das Verhältnis von Macht und Moral. Wer zwischen den Zeilen lesen konnte, sah, worum es dabei wirklich ging. Sollte ich anerkennen, daß alles so gekommen ist, wie es kommen mußte, und folglich ein Kádárist sein, oder sollte ich vielmehr erkennen, daß es gerade deshalb nicht günstig wäre, ein Kádárist zu sein, weil es gar nicht anders hätte kommen können? Wenn ich für die Realität jener Übermacht arbeite, die die Meinung der Mehrheit im Blut erstickt, oder diese auch nur akzeptiere, bleibt meine eigene Moral ungedeckt. Wenn ich aber diese Realität zum Schutz der eigenen Moral nicht akzeptieren, geschweige denn für sie arbeiten will, wie sollte ich dann über sie reden, beziehungsweise wird sich mein Schweigen dann nicht als eine Anerkennung der Realität ausnehmen? Die Diskutierenden mußten darauf bedacht sein, die Probleme so über die Grenze der politischen Vorstellungen und politischen Realitäten zu schmuggeln, daß sie nicht schon bei der ersten Mine mit fürchterlichem Krach in die Luft flogen.

Die einen wollten sagen, daß diese ganz bestimmte Macht, so wie sie beschaffen war, unmoralisch sei, statt dessen behaupteten sie, daß jede Macht unmoralisch sei. Nein, das stimme nicht, mit nüchternem Verstand könne man so etwas nicht behaupten, sagten daraufhin die anderen, da man zwischen Machtmechanismen zunächst unterscheiden und dann sagen müsse, daß der Kommunismus moralisch sei, weil er die breite Masse vertrete, der Kapitalismus hingegen unmoralisch, weil er nur die Interessen einer dünnen Schicht vertrete.

So entstand eine gedanklich paradoxe und moralisch unannehmbare Situation. Jene wohlwollenden Publizisten, die zum Ausdruck bringen wollten, daß die gegenwärtige Macht keine Legitimität habe und infolgedessen unmoralisch sei, warfen vom Faschismus bis zur Demokratie jede Macht in einen Topf, und damit entfernten sie sich nicht nur weit von der Realität, sondern auch von der Wahrheit, und ihre Worte konnte man höchstens als eine Art dichterische Übertreibung oder Metapher auffassen. Die anderen hingegen, die nahe an der Realität blieben, wußten zwar, zwischen unterschiedlichen Formen der Macht zu unterscheiden, kamen aber auch nicht weiter als zu solchen Formeln wie, daß noch der schlechteste Sozialismus besser sei als der beste Kapitalismus, und demonstrierten damit offen die Wertlosigkeit ihrer moralischen Auffassung.

Sicher war es notwendig und nützlich, die redliche Auffassung, daß jede politische Macht unmoralisch sei, gegenüber einer moralisch wirklich wertlosen Auffassung hervorzuheben; geht aber jemand in seinen Überlegungen von einem kleinen notwendigen und nützlichen Betrug aus, wird auch seine moralische Auffassung nicht viel wertvoller sein als die, die er für wertlos hält. In den dann folgenden Jahrzehnten haben diese beiden Auffassungen nicht nur tiefe Wurzeln geschlagen, sondern sich auch vermischt. Dafür, daß selbst der beste Kapitalismus schlechter als der schlechteste Sozialismus sei, konnte man zwar keinen haltbaren Beweis finden, weil das nicht der Realität entsprach; dafür aber, daß jede politische Macht unmoralisch sei, hat man nicht nur Beweise gefunden, sondern man konnte sogar behaupten, daß eben dieser nützliche und notwendige Relativismus den eigenen moralischen Anspruch ausmache.

Vielleicht könnte man sagen, daß die Grundlagen der moralischen Auffassungen in der Epoche der friedlichen Koexistenz durch diese beiden falschen Ideen entstanden sind und daß dadurch der moralische Relativismus allgemein akzeptiert wurde. Wahr ist, daß sich die Begriffe von Machtlegitimierung und politischer Moral auf eine unangenehme Weise vermischt haben, und selbstverständlich hätte man *das* sagen müssen, was man aber laut nicht aussprechen durfte.

Anspruch auf Moral hat eine Staatsmacht nur dann, wenn ihr die Wähler eine Legitimierung erteilen, doch bedeutet die Legitimierung einer Machtstruktur noch lange nicht, daß man ihre Politik moralisch finden muß. Daraus, daß sich die Mehrheit bei den Wahlen für die eine oder die andere Politik entscheidet, also eine Regierung legitimiert, läßt sich noch nicht folgern, daß ich, ob ich nun zur Mehrheit oder zur Minderheit gehöre, meine eigene moralische Auffassung aufgeben muß oder aufgeben darf, da doch einzig und allein meine eigene politische Moral eine Gewähr dafür bieten kann, daß die Politik nicht unmoralisch wird und somit ihre Legitimität nicht verliert, beziehungsweise, daß sie diese verliert, sobald sie unmoralisch wird. Für die politische Moral ist die Legitimierung einer Regierung lediglich eine Vorbedingung, meine persönliche Verantwortung jedoch ihre einzige Garantie. Meine persönliche Verantwortung kann nicht auf der Ebene von Nützlichkeit oder Notwendigkeit gemessen werden. Ich bin ihr einziger Hüter, nur ich allein kann sie vertreten.

Ende der achtziger Jahre lag das Problem nicht darin, daß solche Ideen nicht hätten ausgesprochen werden dürfen, sondern daß man an so etwas gar nicht mehr dachte, weil durch die Relativierung der persönlichen Moral alle bequem geworden waren. Helge Leiberg, deren Atelier einst von Stasi-Agenten verwüstet worden war und die früher auch zu Sascha Andersons Freunden, das heißt Opfern gehört hatte, sagt jetzt über dasselbe Thema mit ziemlicher Resignation: »Die Elbe floß so schön, und das Bewußtsein, welches Verhältnis man zur übrigen Welt hat, ist uns völlig abhanden gekommen.«

Der sogenannte Staatsbürger, der zu den sogenannten freien Wahlen ging, wählte nicht zwischen Parteiprogrammen, sondern zwischen den Vorstellungen, die er in einer Situation der Hoffnungslosigkeit bei Wahrnehmung seiner wohlverstandenen Interessen und der Qualität seiner moralischen Schutzsysteme dreißig Jahre lang zu Hause für sich gehegt hatte. Heute gibt es sozialistische, christliche, faschistische, demokratische, nationale, liberale Vorstellungen, und diese geistigen Einlagerungen haben auch heute nicht mehr Inhalt oder mehr Realität als gestern. Ob wir diese Vorstellungen als Wähler haben oder als frei gewählte Parlamentsabgeordnete, im Hintergrund wird immer die Erfahrung des Pragmatismus unserer täglich abgewickelten häßlichen kleinen Geschäfte und des Relativismus unserer apathischen Moral stehen. Ein neues Leben haben wir nicht begonnen, sondern wir setzen dasselbe Leben fort. Wir möchten einen schönen roten Strich ziehen und sagen, daß das Schlechte bis da und dahin reicht und von da an das Gute beginnt. Und für das Gelingen dieser unaufrichtigen Operation ist mindestens ein Sascha Anderson nicht nur notwendig, sondern auch nützlich.

8.

Sicher möchte jeder einen dicken roten Strich ziehen und verlangen, daß sich die Guten hierher, die Schlechten dorthin stellen. Die Deutschen haben in dieser Richtung einen verzweifelten Versuch unternommen, und sicherlich ist es kein Zufall, daß weder die Tschechen noch die Slowaken, weder die Ungarn noch die Polen sich so weit vorgewagt haben, die schmutzige Wäsche ihrer Geheimdienste schamlos in der Öffentlichkeit zu waschen. Es ist meine ehrlich gemeinte Hoffnung, daß sie das auch in Zukunft nicht tun werden.

Selbst der demokratischste Staat muß über die Tätigkeiten seines Geheimdienstes in aller Keuschheit schweigen. Die demokratischen Parlamente haben zwar Kontrollgremien, doch unterliegen auch sie der Schweigepflicht. Es gibt reichlich Dinge, über die sie schweigen müssen. Denn sicher kann der Geheimdienst eines demokratischen Rechtsstaates weder alles tun, noch ist es gleichgültig, was er tut, doch was er tun muß, ist wahrscheinlich schwer mit den moralischen Prinzipien vereinbar, nach denen ein durchschnittlicher Staatsbürger sich in seinem täglichen Leben richtet. Der Vorgesetzte eines Geheimdienstes und der Agent eines Geheimdienstes begründen die eigenen Taten – selbstverständlich ist hier nur von ihrer Arbeitszeit die Rede – nicht mit schön und häßlich, mit gut und böse, sondern mit der Nützlichkeit, mit der Notwendigkeit, mit all dem, was im nicht unbedingt der Öffentlichkeit preiszugebenden Interesse des Staates liegt. Vorgesetzte und Agenten eines Geheimdienstes sind Menschen, die der Staat in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse nicht vom Turnen, sondern von der Moral befreit. Und wenn der Staat im eigenen wohlverstandenen Interesse morgen vielleicht jemanden von der Moral befreien muß, kann er heute nicht einen anderen entlarven.

Ein solches Kunststück konnten die Deutschen nur durchführen, weil sie davon, wovon andere immer nur eins besitzen, plötzlich zwei hatten. Und wahrscheinlich wollten sie bloß sagen, daß sie das schlechtere von diesen beiden wegwerfen und das andere, notwendige, behalten müßten. Das hätten sie auch ganz leise tun können. Vielleicht ist ihnen, als sie das ruinierte Leben der Mitmenschen in ihrem Lande sahen, schwer ums Herz geworden. Vielleicht ist ihr Moralempfinden in den Zeiten der friedlichen Koexistenz zu lasch geworden. Vielleicht schleppen sie eine moralische Belastung aus früherer Zeit mit sich herum. Jedenfalls haben sie der Welt jetzt laut verkündet, daß sie ihren guten Geheimdienst gewählt haben. Daher mußten sie zeigen, wie ihr schlechter Geheimdienst ausgesehen hat, und wenn sie das schon gezeigt haben, konnten sie auch gleich die Agenten des Bösen beim Namen nennen. Und damit scheinen sie zu behaupten, daß man in einem

guten Staat die Aktivitäten des Geheimdienstes geheimhalten muß, doch im Dienste eines schlechten Staates darf man die eigenen Freunde nicht verraten. Aber als ein moralischer Lehrsatz ist das zu mager.
So weit konnten sie ja nicht gehen, alle Agenten des Bösen vor den Richter zu stellen, weil es zwar Gesetze gibt, daß niemand im Dienste eines fremden Staates als Agent tätig sein darf, doch gibt es weder in einem guten noch in einem schlechten Land ein Gesetz, nach dem jemand für seinen eigenen Staat kein Agent sein und seine Freunde nicht aus Pflichtgefühl verraten darf. Jemand, der über ein gesundes Moralempfinden verfügt, wird nicht behaupten können, daß das gut sei, da ein solcher aus Pflichtgefühl erfolgter Verrat, der das Leben eines anderen zugrunde richtet oder sogar auslöscht, doch nicht als Kavaliersdelikt betrachtet werden kann. Aber ein Gesetz, demzufolge man nicht einmal im Interesse des eigenen Staates die Freunde verraten darf, weil man nicht einmal im Interesse des eigenen Staates das Leben eines anderen zugrunde richten darf, werden wir erst haben können, wenn die Nationen gemeinsam beschließen, ihre Geheimdienste aufzulösen. Bis zu jenem fernen Tag bleibt diese Angelegenheit verhängnisvoll mir selbst überlassen, ganz gleich, ob ich in einem faschistischen oder kommunistischen oder demokratischen System lebe. Von moralischen und rechtlichen Zweifeln umgetrieben, sind die Deutschen leider soweit gegangen, für das öffentliche moralische Urteil einen Gesetzeshintergrund zu schaffen. In einem solchen Prozeß ist es nicht die Polizei, die ermittelt, sondern der durch die öffentliche Meinung als untadelig hingestellte Geschädigte oder das Opfer. In einem Prozeß mit solch moralischer Thematik ist es nicht der Staatsanwalt, es sind die Zeitungen, die die Anklage erheben. In einem solchen Prozeß gibt es keinen Rechtsanwalt, der dem Angeklagten beistehen könnte, und das Urteil wird, wie das bei moralischen Urteilen immer der Fall ist, bei der Pediküre, in den Treppenhäusern, im Fernsehen, in den Kneipen und in literarischen Salons von der sich für untadelig haltenden Öffentlichkeit gefällt.
In Anbetracht dessen müßte ich, wenn ich es zurückhaltend formulieren wollte, sagen, daß es sich hier wirklich um eine Notsituation handelt. Meine deutschen Kollegen mit ihren feinen Federn hingegen berichten von einer Notwendigkeit der Selbstprüfung. Dann aber muß ich mit meiner Feder etwas dicker auftragen, weil ich mir eine Selbstprüfung, die mit der Überprüfung eines anderen Menschen beginnt, nicht leicht vorstellen kann.
Nachteilige Situationen haben manchmal Vorteile. Die Polen, Tschechen, Slowaken und Ungarn sind nicht in der angenehmen Lage, daß sie bestimmen könnten, welcher ihrer Geheimdienste gut und welcher schlecht gewesen ist. Material zum Vorzeigen haben auch sie; aber ein Material, mit dem

sie die Tätigkeit des Bösen vor dem Hintergrund der eigenen Untadeligkeit darstellen können, ist ihnen nicht in den Schoß gefallen. Nicht einmal auf dieser Ebene können sie mit einem bereitliegenden Material arbeiten. Und da der Anspruch auf moralische Selbstprüfung nun einmal aufgetaucht ist, ist dies zu ihrem Glück die angenehmere Situation. Warum es gerade für die Deutschen so brennend notwendig ist, im Schutze des Guten das Böse zu benennen? Auf diese Frage müssen sie selbst antworten.

Aus dem Ungarischen von Zsuzsanna Gahse

Anmerkungen der Redaktion

Erich Kästners hier abgedrucktes Gedicht entnahmen wir aus: *Gesammelte Schriften für Erwachsene*, Atrium Verlag, Zürich 1969. © Erich Kästner Erben München.

Barbara Kerneck, geb. 1947, ist Journalistin und lebt in Moskau.

Elsbeth Zylla, geb. 1955, Germanistin, arbeitet als Projektkoordinatorin im Evangelischen Bildungswerk Berlin.

György Dalos, geb. 1943, Schriftsteller und Übersetzer; lebt in Budapest und Wien. Zuletzt erschien von ihm der Roman *Die Beschneidung*.

Stig Stasig, Fotograf, lebt zur Zeit in Riga. Die Rechte an seinen Fotos liegen bei: »Fotogruppen 2. Mai«, Kopenhagen.

Manfred Seiler, geb. 1952, lebt als freier Autor in Augsburg.

Herbert Will, geb. 1951, Psychiater und Psychoanalytiker, arbeitet an einer Psychosomatischen Poliklinik.

Ekkehard Mai, geb. 1944; stellvertretender Direktor am Wallraf-Richartz-Museum; Lehrauftrag an der Universität Köln; Publikationen zur Kunst des 17. bis 20. Jahrhunderts und zur Museumsgeschichte.

Jürgen Busche, geb. 1944, Dr. phil., ist Redakteur der *Süddeutschen Zeitung*.

Matthias Matussek, geb. 1954, ist Leiter des New Yorker *Spiegel*-Büros. Sein neustes Buch *Das Selbstmord-Tabu* ist soeben bei Rowohlt erschienen.

Christian Büttner, geb. 1944, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung und hat Lehraufträge an den Universitäten Frankfurt und Marburg.

Michaela Wirtz, geb. 1968, studiert Sozialpädagogik an der Evangelischen Fachhochschule in Darmstadt.

Ulrike Brunotte, geb. 1955, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am religionswissenschaftlichen Institut der Freien Universität Berlin.

Ulrich Holbein, geb. 1953, lebt zwischen Wabern und Bad Hersfeld. Zuletzt erschien von ihm *Januskopfschmerzen*.

Péter Nádas, geb. 1942, Prosaist, Dramatiker, Essayist, lebt in Budapest. Für seinen 1991 in deutscher Übersetzung erschienenen Roman *Buch der Erinnerung* erhielt er soeben den österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur.

Kursbuch 109 **Deutschland, Deutschland** September 1992

Kursbuch 110 **Die sieben Todsünden** Dezember 1992

Vorschauen auf diese Nummern enthält der Beihefter in dieser Ausgabe zwischen den Seiten 16 und 17.

LUIGI PINTOR

Servabo

Erinnerung am Ende des Jahrhunderts

Luigi Pintor, einer der angesehensten Linken in Italien, erzählt seine Lebensgeschichte in Bildern, Ereignissen und Erfahrungen, ganz ohne Namen, Orte, Daten.
Er erzählt sie, um herauszufinden, wie eigen eine Lebensgeschichte überhaupt sein kann. Was an ihr ist eigen, was von der Zeit bestimmt? Eben das findet Interesse und ist mit der Grund, warum dieses schmale Buch in Italien innerhalb weniger Monate über fünfzigtausend Leser gefunden hat:
Einem ungewöhnlichen Mann zuzuhören, der seine höchst seltsame Lebenskurve gelassen als eine sehr fremdbestimmte erzählt.

»Pintor ist ein Meister der epigrammatischen Konzentration; er erreicht mit einem minimalen Aufwand maximale Wirkungen.«
Alice Vollenweider, Neue Zürcher Zeitung

Aus dem Italienischen von Michael Becker und Petra Kaiser.
Quart*buch*. Schwarzes Leinen.
112 Seiten mit Abbildungen und einem Glossar
für die deutsche Ausgabe, DM 19.80

Wenn Sie mehr über unsere Bücher wissen wollen – schreiben Sie uns eine Postkarte. Wir schicken Ihnen dann unseren jährlichen Almanach *ZWIEBEL*:

Verlag Klaus Wagenbach, Ahornstraße 4, 1000 Berlin 30

Wagenbach

Literatur im Frühjahr

Poesie

Die Suche nach einem kleinen wertlosen, aber geliebten Gegenstand führt den Erzähler durch seine Stadt, macht ihn aufmerksam für Menschen und Objekte. Sein so scheinbar planloses Umherstreifen enthüllt eine konkrete Absicht nach dem poetischen Zufall und der dichterischen Konstellation. Wilhelm Genazino erzählt in «Leise singende Frauen» von Exkursionen zu den verborgenen Ereignissen der Poesie.

Wilhelm Genazino
Leise singende Frauen
Roman
180 S. Leinen. DM 32,–

Glück

«Wir sitzen am Tisch und wollen das Glück.» Doch in Wirklichkeit liegen in dieser Familiengeschichte alle vor allen auf der Lauer. Alle beobachten sich voller Angst vor der Liebe, die sie so gern leben würden, vor den Gefühlen, auf die sie warten. Birgit Kempker erzählt mit poetischer Sprachgewalt vom Verrat und Glück.

Birgit Kempker
Dein Fleisch ist mein Wort. Prosa
128 S. Pappb. DM 28,–

Fiktion

Der Erfinder, Untergrundkämpfer, Flaneur, Meeresbewohner, Hundehasser Schott umwirbt die Pilotin Liu. Sie wehrt seine Liebe ab, aber sie kämpfen gemeinsam gegen mörderische Feinde in einer unklaren politischen Weltsituation. Hans Joachim Schädlichs Roman «Schott» ist wirklich ‹Fiktion›. Er läßt die Realität des Textes zur Realität der Welt werden.

Hans Joachim Schädlich
Schott. Roman
340 S. Geb. DM 42,–

Rowohlt

Foto: Isolde Ohlbaum

Wilhelm Genazino

Kursbuch über 100

Kursbuch 101 **Abriß der DDR** September 1990

»Im neuesten Heft nimmt das Kursbuch Abschied [illegible]ierten Zentralverwaltungssystem der Menschen und Sachen, das DDR hieß [illegible]chied erfolgt unsentimental, eher kühl und keß ...« (*Deutschlandfunk*)

Kursbuch 102 **Mehr Europa** Dezember 1990

»Die neueste Nummer des Berliner Intelligenzija-Organs befaßt sich einmal mehr mit Osteuropa und erhellt schlaglichtartig die Veränderungen östlich des Rennwegs, wo Osteuropa nach einem alten Bonmot ja beginnt. Eine überaus anregende Lektüre.« (*AZ, Wien*)

Kursbuch 103 **Rußland verstehen** März 1991

»Wer wissen will, was der Sowjetmensch denkt und fühlt und wie er seinen Alltag erlebt; wer schließlich auf Aufklärung über einzelne Krisensymptome wie Nationalismus, Antisemitismus oder auch die ›Dedowtschina‹ sucht: der kommt an diesem außerordentlich instruktiven Kursbuch nicht vorbei.« (*Basler Zeitung*)

Kursbuch 104 **Weiter denken** Juni 1991

»In der jüngsten Ausgabe des Kursbuch – der Titel gebührt ihr mit vollem Recht – findet der Leser eine Fülle von frischen, ketzerischen, unangenehmen und aufrührerischen Gedankengängen zu der besten aller Staatsformen.« (*Der Standard*)

Kursbuch 105 **Krieg und Frieden** September 1991

»Mit Erleichterung stellt man fest, daß das dem Thema ›Krieg und Frieden‹ gewidmete Kursbuch die unter deutschen Linken in den vergangenen Monaten betriebenen gegenseitigen Denunziationen nicht fortsetzt. Es liefert statt dessen aufschlußreiche Darstellungen der Diskussionen um den Golfkrieg.« (*Der Tagesspiegel*)

Kursbuch 106 **Alles Design** Dezember 1991

»Natürlich – wie könnte es anders sein– setzen die Kursbuch-Schreiber an der Gretschenfrage an und schlagen sich mit dem Verhältnis von Postmoderne und Moderne herum.« (*Horizont*)

Kursbuch 107 **Die Unterwanderung Europas** März 1992

»Werden wir, was politisch endlich möglich schien, ein properes Europa schaffen, oder wird Europa untergehen in den Wellen der neuen Völkerwanderung?« (*Verlagsankündigung*)

Amsterdam 1942...

Die Lebensgeschichte eines holländischen Juden, der als Kind mit seiner Mutter die Nazizeit in Amsterdam überlebt.

Ammann

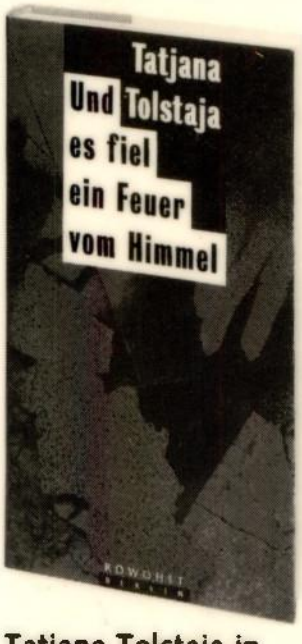
Frans Pointl
Das Huhn, das über die Suppe flog
184 Seiten. Gebunden
DM 34.–

ROWOHLT
BERLIN

Literatur

«Aber in der inneren Welt gibt es alles»

Als habe es nie einen sozialistischen Realismus gegeben, macht



Tatjana Tolstaja in ihrer Prosa «alle guten Geister des alten Petersburg und des alten Moskau wieder lebendig»

(Stuttgarter Zeitung).

Sechs Erzählungen
Deutsch von Sylvia List
160 Seiten. Gebunden.
DM 32,–

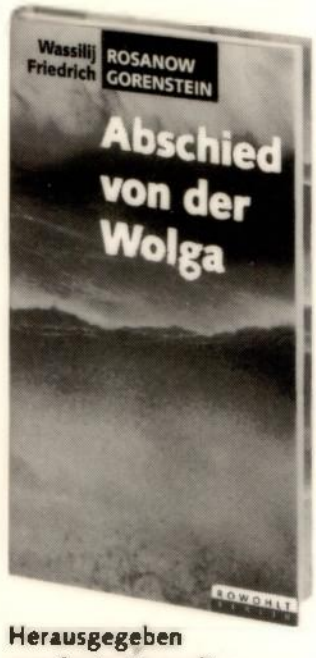
«Meine Helden wollen zuallererst leben»

Das eindrucksvolle Psychogramm einer Frau, die vom real existierenden Asozialismus der sowjetischen Großstadt zerstört worden ist.

Deutsch von
Antje Leetz
160 Seiten. Gebunden.
DM 28,–

«Die Wolga mündet in Berlin»

Im Abstand von 70 Jahren – zwei meisterliche Erzählungen über Aufbruch und Verfall Rußlands in diesem Jahrhundert.



Herausgegeben
von Sonja Margolina
Deutsch von Ulrich Werner
und Renate Horlemann
204 Seiten. Gebunden.
DM 32,–